

# Schauins-Land



Allelei vifierung ü auch geschriebner dīng  
an tag gegeben vom Breisgau-Verein  
„Schau-ins-Land“ zu Heiburg/B.

28<sup>ter</sup> Jahrlauf



# Inhalts-Verzeichniß

## zum 28. Jahrlauf.



Widmungsblatt von Zeichenlehrer F. Greiner.

- Seite 1— 12. **Neues vom alten Kiegel.** Von Museumsdirektor Prof. Dr. A. Schumacher (Mainz). Mit Kopfleiste und Schlußvignette von Fr. Greiner, 10 kleineren Zeichnungen und einer Autotypie.
- „ 13— 32. **Zur Geschichte der Pest im 15. und 16. Jahrhundert.** Von Prof. Dr. Herm. Mayer. Mit Kopfleiste und Schlußvignette von H. Merkel, 2 Zierleisten von E. Stritt, 9 Zinkotypien nach Kupferstichen und Holzschnitten des 16. und 17. Jahrhunderts.
- „ 33— 52. **Die Burg Keppenbach im Brettenthal.** Von Dr. F. Wibel. Mit Kopfleiste, Schlußvignette und einer Zeichnung von H. Merkel, mit einem Grundriß und Aufriß der Burg und 16 Abbildungen, darunter 7 Zeichnungen von Konservator Dr. Schweizer.
- „ 53— 62. **Alte Freiburger Buchbeschlüge.** Ein Beitrag zur Entwicklung des Bucheinbandes. Von Friedrich Kempf. Mit Kopfleiste, Initial, Schlußvignette, 17 Abbildungen von dem Verfasser und 2 Autotypien nach Aufnahmen von Hophotogr. C. Ruf.
- „ 63— 64. **Ein Renaissance-Brettspiel.** Von Konservator Dr. H. Schweizer. Mit 2 Kopfleisten und einer Schlußvignette von dem Verfasser und 2 Autotypien.
- „ 89—128. **Der alte Fensterschmuck des Freiburger Münsters.** Ein Beitrag zu dessen Kenntniß und Würdigung. Von Fritz Geiges. 1901. Erster Theil. 13. und 14. Jahrhundert. Einleitung und Vorwort. Die Frühzeit. I. Abschnitt: Allgemeine Vorbetrachtung. Mit Titelblatt, 3 Vignetten und 94 Abbildungen nach Zeichnungen und Aufnahmen des Verfassers.
- „ 129—138. **Das Fasten- oder Hungertuch im Münster U. L. Fr. in Freiburg i. B.** Von F. Schober, Geistl. Rath und Dompfarrer. Mit Kopfleiste, Zierleiste und Schlußvignette von Fr. Greiner, einer Zeichnung von W. Leonhard, 4 Autotypien nach Aufnahmen von Hophotograph C. Ruf und 3 Zinkotypien nach Holzschnitten von Albrecht Dürer.



Dem Jahrlauf liegen bei zu Fritz Geiges, Der alte Fensterschmuck etc.:

Tafel II. **Rose der Westwand des nördlichen Seitenschiffes.** Stiftung der Maler. Farbendruck nach Aufnahme des Verfassers.

Tafel VIII. **Vom Fenster der Schmiedezunft im nördlichen Seitenschiffe.** Farbendruck nach Aufnahme des Verfassers.

Rechenschaftsbericht zum 27. Jahrlauf.

Vereinsbericht.

Mitgliederverzeichniß.



Gedruckt in der Universitätsdruckerei von H. M. Poppen & Sohn, Freiburg im Breisgau.



# Preisgabe

den Teilnehmern an der  
Generalversammlung  
des Gesamtvereins  
der deutschen  
Geschichts- u. Altertums-  
vereine  
gewidmet vom  
Preisgauverein des  
Schaumlands.

G. REINER

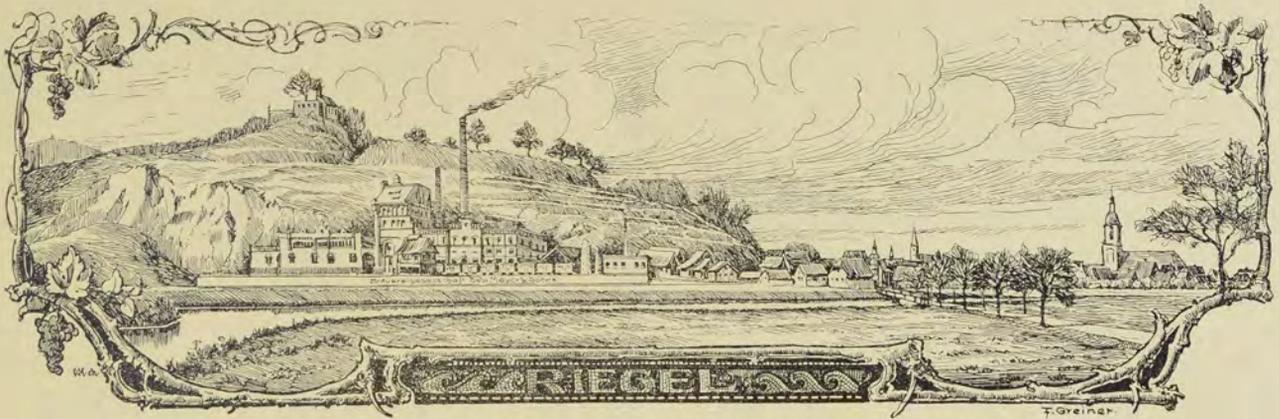


---

Gedruckt in der  
Universitäts-Druckerei J. M. Poppen & Sohn,  
Freiburg im Breisgau

---





## Neues vom alten Riegel.

Von Museumsdirektor Prof. Dr. K. Schumacher (Mainz).

**I**N DER der prächtigsten, noch viel zu wenig bekannten Aussichtspunkte im mittleren Rheinhale, der mit geringer Mühe zu erreichen und zu besteigen ist, dürfte der Michaelsberg bei Riegel sein, der äußerste nordöstliche Ausläufer des Kaiserstuhl-Gebirges. Ueberragt er die Rheinebene auch nur um etwa 60 Meter, so gleicht er doch der Plattform eines Panoramas, von der aus sich ein unvergleichlicher Rundblick bietet: im Osten erheben sich kulissenartig hintereinander die gerade hier ungemein faltenreichen und malerischen Westhänge des Schwarzwaldes, im Westen ziehen die langen schönen Linien der Vogesen, zu Füßen breitet sich die weite reichbewässerte, fruchtbare Ebene mit ihren zahlreichen wohlhabenden Dörfern.

Vom Westfuße des Schwarzwaldes liegt dieser Eckpfeiler des Kaiserstuhles, wie man den Michaelsberg nennen könnte, nur zwei Kilometer entfernt und beherrscht so das dazwischen liegende schmale Defilee, durch welches die Elz, am Fuße des Berges durch Dreisam und Glotter verstärkt, in vielgewundenem Laufe dahinströmt.

Der Berg und die anschließende Ebene müssen von jeher die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich gelenkt und zur Besiedelung eingeladen haben. Die Ebene bot ebenso dem Fischer und Jäger wie dem Ackerbauer und Viehzüchter reichlichen Unterhalt, die isolierte Bergkuppe sicherte in Zeiten der Gefahr schützende Zuflucht.

Ununterbrochene Continuität menschlicher Besiedelung schien mir gerade für diesen Punkt stets außer Zweifel.

Als daher im Winter 1900, während ich bei Riegel nach einer römischen Straße suchte, die Herren Gebrüder Meyer, die Besitzer der dortigen großen Brauerei, welche sich um Verschönerung und Hebung des Ortes schon vielfach verdient gemacht haben, in entgegenkommendster Weise sich erbieten, zusammen mit der Direktion der Großh. Sammlungen in Karlsruhe zur Feststellung des ältesten Besiedelungsbildes von Riegel und Umgebung größere Schürfungen vornehmen zu lassen, machte ich mich, im Auftrage des Landeskonservators Geh. Rath Wagner, ziemlich zuversichtlich an's Werk und gelangte auch in zehntägiger Grabung zu recht befriedigenden Ergebnissen.

Schon aus früherer Zeit waren einige Funde bekannt, welche guten Erfolg versprachen. Aus der Steinzeit besitzt die kleine Sammlung auf dem Rathhause zu Riegel, abgesehen von den Funden vom Schönberg bei Freiburg, eine Anzahl Feuersteinmesser, Pfeilspitzen, auch ein Steinbeil von einer in Baden bisher nicht gesicherten Form<sup>1)</sup>, Gegenstände, deren näherer Fundort aber leider nicht feststeht und die sogar z. Th. Zweifel an ihrer Riegeler Herkunft lassen<sup>2)</sup>. Dagegen sollen in einer älteren Kiesgrube in der Nähe des Friedhofes nach Aussage der Herren Rathschreiber

Wagner und Alt-Kopfwirth Stecher, deren regem Interesse ich überhaupt manigfache Förderung meiner Untersuchungen verdanke, des öfteren Steinbeile und Steinwerkzeuge zum Vorschein gekommen sein. Der Punkt liegt an einem überschwemmungsfreien älteren Hochgestade unfern der Elz und würde sich zur Ansiedelung eines kleinen Fischer- und Bauerndorfes wohl geeignet haben, wie sie sich des öfteren an den Hochgestaden des Neckars und des Rheines fanden (vgl. Plan, Punkt 1).

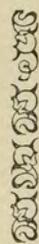
Der Bronzezeit gehört ein Grab an, welches im Jahre 1892 am Osthang des Michaelsberges hinter den Brauereigebäuden (gegenüber dem Zusammenfluß von Dreisam und Elz, vgl. Plan, Punkt 2) in etwa 30 Meter Höhe über dem Boden gefunden und von H. Maurer in dieser Zeitschrift (XXIV [1897], S. 6 f.) in anschaulicher Weise beschrieben und illustriert wurde. Es war eine nach Art der Höhlengräber in die Lößwand eingeschnittene Grabnische und enthielt ein, wie in der älteren Bronzezeit öfters, in hockender Stellung bestattetes Skelett einer jugendlichen Person, die mit einer sogen. Rollennadel, einer aus mehreren Gliedern bestehenden Kette, 3 glatten, spitz endenden Armringen u. a., Alles aus Bronze, geschmückt war. Ähnliche Funde sind an mehreren Punkten der Schweiz, Oesterreichs und Süddeutschlands zum Vorschein gekommen und lassen sich mit Bestimmtheit als der älteren Bronzezeit, also noch dem zweiten Jahrtausend v. Chr., angehörig, erweisen<sup>3)</sup>.

In Riegel geht die Sage, daß der Ort früher viel größer gewesen sei und sich bis an den Sankert-Graben, den Abfluß des Riedes zwischen Dürleberg und Gallberg, erstreckt habe. Da solche Sagen meist einen guten Kern bergen, suchte ich am Sankert-Graben nach einer römischen villa rustica und fand thatsächlich nicht nur diese, sondern auch eine größere Ansiedelung aus der älteren Hallstatt-Periode. Die römische Villa liegt auf dem Acker des jetzigen Bürgermeisters Kav. Zimmerer, der mich auf die Reste aufmerksam machte, und auf den anliegenden Aeckern am östlichen Fuße des Gallberges „am Hagelstein“ (Plan, Punkt 3, Grundstücke Nr. 5358—62). Bei der Anschürfung derselben fand sich unter den römischen Siegelstücken zc. auch ein roher vor-

römischer Scherben, dessen Bedeutung ich Herrn Zimmerer darlegte. Als derselbe nun einige Tage später etwa 750 Meter weiter nördlich in der Ebene ein Rübenschloß machen ließ, stieß man auf ähnliche Scherben, wovon mir Mittheilung gemacht wurde. Die Stätte der Hallstatt-Ansiedelung war gefunden (Plan, Punkt 4, Grundstück Nr. 4393). Innerhalb weniger Stunden wurden vier, jeweils etwa 7 Meter von einander liegende, runde, 0,80—1 Meter tiefe und 1,50—2,50 Meter breite Gruben festgestellt, welche nach ihrem Inhalte zu Hüttenplätzen einer älteren Hallstatt-Bevölkerung, also in den Anfang des letzten Jahrtausends v. Chr., gehören. Ohne Zweifel sind noch mehr Gruben und Hüttenstellen in der Nähe, doch wurde nicht weiter nachgeforscht, da es mir zunächst um den allgemeinen Rahmen der Besiedelungsgeschichte unseres Ortes zu thun war. Aus den den Gruben entnommenen Scherben ließen sich durch die Geschicklichkeit des Aufsehers der Karlsruher Sammlungen, L. Eckert, mehrere Gefäße (abgebildet Fig. 1) zusammensetzen, die mit ähnlichen Gefäßen der älteren Hallstatt-Periode von Wiesloch (Städtische Sammlung in Heidelberg), Gündlingen (Großh. Sammlungen in Karlsruhe) und Züfingen (Museum Donaueschingen) zu vergleichen sind. Auch der einzelnen, 3. Th. in charakteristischer Weise verzierten Scherben ist es eine große Menge, von denen das Cliché Fig. 2 einige Proben giebt. Das Krüglein Fig. 3 stammt nicht aus unseren Ausgrabungen, sondern befindet sich schon lange in der Sammlung des Rathhauses, ohne daß man etwas über seine Herkunft wüßte. Da es aber der gleichen Zeit wie die vorstehenden Funde angehört, ist es nicht unwahrscheinlich, daß es ebendaher rührt. Die Fig. 4 dargestellten Artefakte aus Thon sind Spinnwirtel, wie sie gerade in Grubenhütten so vielfach zu Tage kommen, der Gegenstand in der Mitte ist wohl eine Garnspule. Besonderes Interesse verdient der Gegenstand Fig. 5, welcher aus rohgebranntem, röthlichem Thon mit vielen Quarzkörnern besteht und einem Stirnziegel gleicht. Gab es in dieser Zeit auch noch keine Siegeldächer, so war doch der First der Hütten nicht selten geschmückt, wie schon die Pfahlbauten-Funde vermuthen lassen, und ähnlichem Siebelschmuck könnte

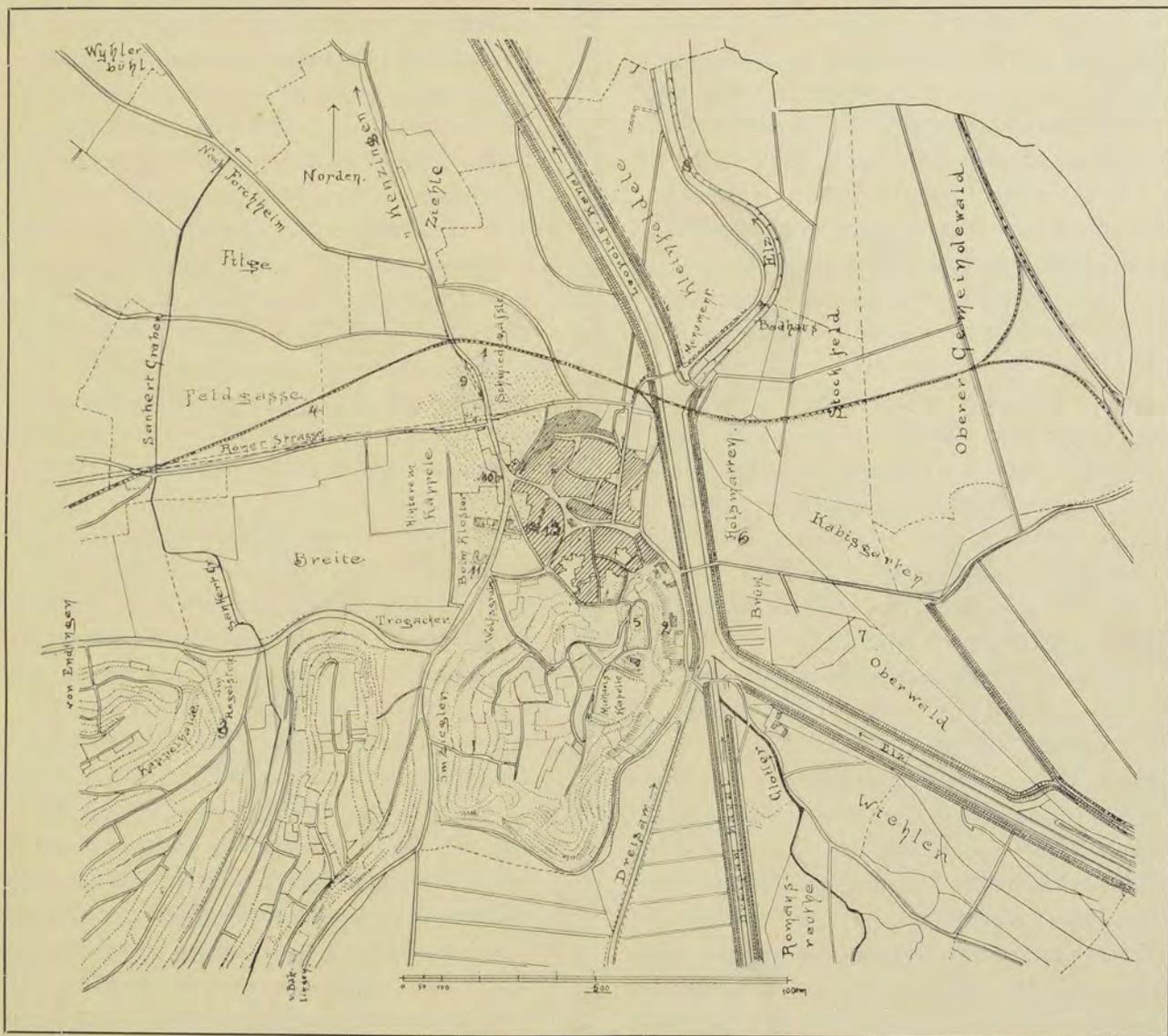
möglicher Weise unser Thongebilde gedient haben, denn nach Fundumständen und Technik ist späterer Ursprung ziemlich ausgeschlossen.

Da die Stelle unserer Hallstatt-Siedelung eine beträchtliche Strecke vom Wasser des jetzigen Sankert-Grabens abliegt, werden wir wohl annehmen dürfen, daß in jener Zeit der Abfluß des



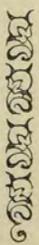
Abständen, vielleicht bis zum Ried, wie der in der römischen Villa erhobene Scherben nahelegt.

Wie alle in der Ebene gelegenen vorrömischen Dörfer sich Zufluchtsstätten, sei es in der Sumpfniederung, sei es im benachbarten Gebirge, eingerichtet haben, war auch für unsere Ansiedelung ein Refugium in der Ebene oder wahrscheinlicher



Plan von Kiegel mit Angabe der Fundstellen.

Riedes unsere Ansiedelung noch näher berührte, als heute, wie ja auch der lange gerade Theil des Sankert-Grabens sich deutlich als eine künstliche Anlage kundgibt. Entlang jenes Baches, der damals noch mehr Wasser führte, werden die Hütten der Hallstatt-Bevölkerung gestanden haben, wenn auch in größeren oder kleineren



auf einer der nächsten Bergkuppen zu suchen. Da sich der Michaelsberg am besten zu einem solchen eignete, ließ ich auf dem vordersten freien Plateau desselben nördlich der Kapelle (Plan, Punkt 5) einige Versuchsgräben ziehen und siehe da, alsbald fanden sich die Bruchstücke einer größeren roth und schwarz bemalten Urne (Fig. 6), welche,

wie viele ähnliche Beispiele aus den Grabhügeln nördlich des Kaiserstuhles (Gündlingen 2c.), der Bodenseegegend (Salem, Allensbach 2c.) und der Alb zeigen, einem etwas jüngeren Abschnitte der Hallstatt-Periode, also der Zeit gegen die Mitte des letzten Jahrtausends v. Chr., angehören, wenn auch die Form des Gefäßes mit der engen Mündung noch etwas älter als diejenige der Urnen der jüngsten Hallstatt-Zeit erscheint. Die Scherben könnten an und für sich von einem zerstörten Grabhügel herrühren, wahrscheinlicher aber wurden sie von Menschen bei Seite geworfen, welche in Zeiten der Gefahr da oben Schutz suchten.

Zwischen der Hallstatt-Periode und der römischen Okkupation klafft bis jetzt noch eine Lücke, die auszufüllen vielleicht künftiger Forschung oder dem Zufall vorbehalten bleibt, jenem willkommenen Freunde der Archäologie, der aber gehegt und gepflegt sein will, falls nicht die werthvollsten Zeugnisse unbeachtet verschleudert werden sollen, wie es jetzt fast allerorts leider noch geschieht. Daß auch in dieser keltischen Periode der Boden Riegels bewohnt war, das beweisen vorgefundene keltische Silbermünzen, von denen Schreiber, Freiburger Zeitschr., I, S. 23, Röm. Niederlassung, S. 24 (Wissinger, Funde röm. Münzen im Großh. Baden, I, S. 15, n. 98 1) spricht.

Die eingehendste Nachforschung galt natürlich dem römischen Riegel, welches seit den Schriften z. Schreiber's und G. Schaffner's 4) mit seinen reichen Münz- und Töpferer-Funden die Aufmerksamkeit der Männer der Wissenschaft und der Sammler auf sich gezogen hat, ohne daß aber je eine methodische Untersuchung stattgefunden hätte. Von römischen, bei Riegel gefundenen Münzen verzeichnet Wissinger allein noch 158 gesicherte Stück, während Schreiber s. 3. wesentlich mehr zählte 5). Bekannt ist ja, daß das Riegeler Wappen einen nach einem römischen Münzbilde gestalteten „Heidenkopf“ führt (so bezeichnet das Volk in manchen Gegenden, z. B. bei Osterburken, jetzt noch römische Münzen), wie es auch in einer Grenzbegehung vom Jahre 1591 heißt: „ein Stein, worauf ein Heidenkopf, das ist der Herrschaft Riegel Wappen“.

An römischen sigillata-Stempeln werden von Schreiber, Röm. Töpferer zu Riegel, S. 29 f.,

abgesehen von vielen undeutlichen, 77 „zuverlässige“ Namen angeführt, welche alle in Riegel, zumeist in der Holzmatte (Plan, Punkt 6), wo die röm. Töpferöfen standen, gelegentlich landwirthschaftlicher Planierungsarbeiten gefunden wurden 6). Ueber die Fundstätte in der Holzmatte sagt Schreiber (a. o., S. 26, vgl. auch Schaffner, S. 16 f.), „früher soll sie mit Gestrüpp überwachsen und mit Steinen und Mauerwerk überworfenes gewesen sein. Man war daher schon lange genöthigt, sie auszusteinern und zu ebnen. In neuerer Zeit fing man endlich an, sie an einigen Stellen zwei bis drei Fuß tief abzunehmen. Nun kamen auch hier Scherben ohne Zahl zum Vorschein, welche nach Versicherung der Eigentümer anfänglich nicht beachtet und auf die Straßen geführt wurden. Auch ganze Gefäße wurden gefunden und Kindern zum Spielzeug gegeben: Münzen und Metallgeräthe wanderten in die Hände der Juden“. Erst durch Schreiber's Bemühungen wurde diesen Verwüstungen einigermaßen ein Ziel gesetzt, d. h. es wurden wenigstens die bedentameren Stücke gesammelt. Während der Grabungen kam ein 83 Jahre altes, aber noch geistesfrisches Mütterchen zu mir und erzählte, daß sie als Kind einmal dabei gewesen sei, als man dem Herrn Professor in Freiburg ein Körbchen voll „rothen Porzellans mit Figuren“ gebracht hätte, und wie sie sich über ein kleines Geschenk desselben gefreut habe. Wurde so auch Manches gerettet, wovon die reichen Riegeler Funde der städtischen Sammlung in Freiburg, das kleine Antiquarium im Rathshaus zu Riegel und einige bescheidene Funde in der Großh. Sammlung in Karlsruhe Zeugniß ablegen, so wurde andererseits weder eine Beschreibung noch ein Plan von den sehr zahlreichen Töpferöfen angefertigt, eben so wenig wie von einer damals abgetragenen römischen Siegelei im Brühl (Plan, Punkt 7, Schreiber, S. 26) und von den Töpferöfen, welche in das Bett des Leopold-Kanals fielen und zerstört wurden.

Ueber die Lage und Ausdehnung der eigentlichen bürgerlichen Ansiedelung war vor unseren Grabungen wenig Sicheres bekannt, wenn auch Schreiber (S. 16 f.) von römischen Fundamenten am Frohnhofbuck in der Nähe des Friedhofes spricht, wo ein Grabstein und ein augenärztlicher

Siegelstein gefunden wurde, und an verschiedenen Punkten des jetzigen Ortes römische Funde gemacht worden waren (vgl. auch Schaffner, S. 38 f.).

Die günstige Lage des Platzes, die große Anzahl Töpferöfen, sowie verschiedene neue Funde innerhalb des Ortes ließen es mir außer Zweifel erscheinen, daß sich bei Riegel nicht nur ein kleiner römischer Weiler, sondern ein ausgedehnterer vicus gebildet hatte. War dies aber der Fall, so mußte eine bedeutendere römische Straße vorhanden sein, welche das Aufblühen des Ortes ermöglichte, da von dem Weiterbestehen eines namhafteren vorrömischen Verkehrsweges nicht die Rede sein

der sogen. Wilhelms-Kapelle, etwa  $\frac{1}{2}$  Kilometer nördlich von Eendingen, vorbei und mündet am „Judenbuck“ in das gerade Stück der Landstraße nach Königshausen ein. Mehrfach ist sie noch durch eine leichte Anschwellung, fast überall durch eine deutliche Kiesspur in dem meist steinfreien Lehm Boden erkennbar. Etwa ein halbes Dutzend Querschnitte ergaben eine leicht gewölbte Kiesauffschüttung von etwa 6,30 Meter Breite (und gelegentlich etwas darüber) und bis 30 Centimeter Dicke in der Mitte, doch sind durch den Ackerbau die obersten Kieslagen bereits meistens beseitigt. Art der Tracierung, anliegende römische Gebäude

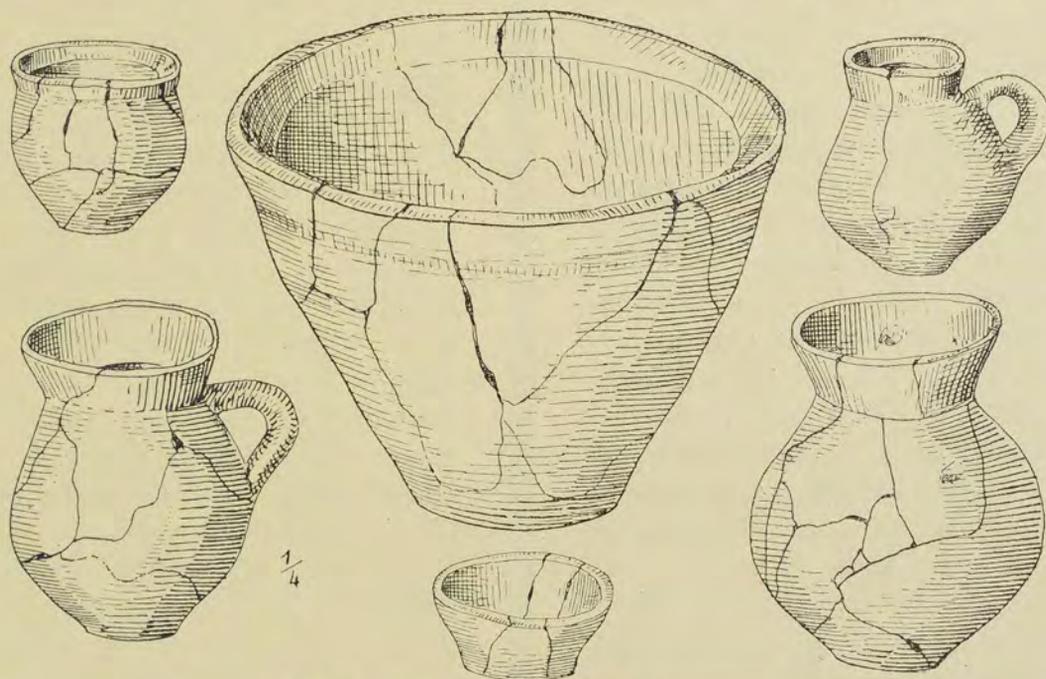


Fig. 1. Gefäße aus der Halstatt-Ansiedelung.

konnte. Da diese Straße zugleich wichtige Anhaltspunkte für die Topographie des Ortes versprach, machte ich mich zunächst an das Auffinden derselben. Schon Schreiber vermuthete (a. o., S. 15) aus der Flurbezeichnung „an der hohen Straße“ oder „Hochstraße“ eine römische Verbindung von Riegel über Eendingen nach Westen, ohne daß er etwas Positives nachweisen konnte. Gleich am ersten Tage der Nachforschung glückte es, die vermuthete Straße aufzufinden. Sie zieht in gerader Richtung durch den südlichen Theil des jetzigen Friedhofes, theils unmittelbar neben dem Sankt-Weg, theils unter demselben, fernerhin durch das Gewann Häfler und Steinacker an

reste und gelegentliche Funde römischer Scherben auf derselben setzen ihren römischen Ursprung außer jeden Zweifel. Interessant sind die Umstände, unter denen ich sie an der Wilhelms-Kapelle bei Eendingen fand. Der Feldhüter, den ich bei mir hatte, sowie auf dem Felde anwesende Landleute wollten durchaus nichts von einer alten Straße oder einem Kiesstreifen im Felde wissen. Endlich erinnerte sich der Feldhüter einer alten Sage, daß dort einmal „Eimer umgebracht“ und in's Feld hineingeschleppt worden sei. Der ganze Strich, auf dem er geschleift wurde, wäre verflucht, und es wolle nichts mehr darauf wachsen. Es war unsere Römerstraße.

Wohin sie geführt hat, kann ich noch nicht mit voller Sicherheit sagen. Jedenfalls aber zog sie theils unter, theils neben der jetzigen Landstraße zunächst bis Königshausen, dann am nordwestlichen Rande dieses Ortes vorbei auf die Straße nach Leiselheim. Kurz vor diesem Orte durchquerte früher ein alter Weg die Wiesen, um in Ausnützung einer westlich von Leiselheim hinziehenden Mulde die Höhe der niedrigen Einsattelung gegen Techtlingen zu überschreiten und dann, in sanftem Abstiege am Nordende dieses Ortes vorbei, die günstige Rheinübergangsstelle bei Sponeck zu gewinnen, wo auch in den Kriegen der Neuzeit der Rhein nicht selten überbrückt wurde. Ob auch unsere Römerstraße die Richtung dieses mittelalterlichen Weges einschlug, müssen erst weitere Untersuchungen ermitteln. Eine solche Tracierung ist aber weit wahrscheinlicher als die Annahme Schreiber's, der sie den ganzen Westfuß des Kaiserstuhles entlang nach Altbreisach ziehen läßt. Ist der Rheinübergang bei Sponeck sicher, dann zielte unsere Straße augenscheinlich auf das elsässische *Argentovaria* (*Argentaria*). Mag dem aber sein, wie ihm will — und die elsässische Forschung könnte hier der badischen hilfreich die Hand bieten —, jedenfalls steht fest, daß die Entstehung der römischen Ansiedelung bei Riegel bedingt war durch eine aus dem Elsaß kommende Heerstraße, welche bei Riegel die Elz überschritt und jenseits des Flusses in die römische Bergstraße einmündete. Als letztere wird gewöhnlich nicht ohne Wahrscheinlichkeit der sogen. Herrenweg in den Wiesen westlich von Malterdingen angesehen. Indessen wäre auch denkbar, daß die römische Bergstraße oder eine Abzweigung derselben sich schon von Kenzingen ab in dem trockenen Gelände westlich der Elz hielt bis Riegel, um von hier sich in östlicher Richtung wieder dem Gebirge zu nähern. Wenigstens könnte der von Schreiber (a. o., S. 13 f.) beschriebene, erhöhte Stadeweg (jetzt fast ganz abgetragen) wie eine in seiner Fortsetzung am Nordostrande des Kuh-Waldes noch erhaltene Kiesstraße ganz gut römischen Ursprunges sein. Die auch von Schreiber (S. 15) erwähnten Brückenreste in der Elz, etwa 400 Meter unterhalb des Badehauses (Plan, Punkt 8), dürften, wie ähnliche in der Glotter

oberhalb der Siegelhütte, aus dem Mittelalter oder aus neuerer Zeit stammen.

An solchen Schnittpunkten der die Rheinebene querenden Straßen mit der Bergstraße finden sich mehrfach bedeutendere römische Ansiedelungen, so bei Offenburg, Vos-Sandweier, Ertlingen, Stettfeld, Wiesloch, Heidelberg, was sich schon durch die natürlichen Verkehrsvorteile erklärt. In unserem Falle liegt die Ansiedelung etwas weiter von diesem Schnittpunkte zurück, weil die Lage am Fuße des Kaiserstuhl-Gebirges beim Flußübergange günstiger war als in der sumpfigen Niederung bei Malterdingen.

Durch die beschriebene, vom Rheine kommende Straße war eine Hauptverkehrsader des römischen vicus gegeben, wie auch die erhaltene und z. Th. von mir angeschürften Gebäudereste beiderseits der Straße westlich und östlich vom Friedhof (z. B. auf den Aeckern des Franz Anton Giedemann, des Mathias Giedemann, Kronenwirthes Wagner, Aug. Lederle, die 3 letzteren nördlich des nach der Station führenden Weges, ebenso aber auch in den Gärten südlich jenes Weges, herab bis gegen die Kaiserstuhlbahn zu, z. B. auf dem Acker des Franz Anton Giedemann) beweisen. An dieser Straße wohnte auch der Arzt des Ortes oder ein Händler mit Arzneimitteln, worauf vielleicht der erwähnte Fund eines augenärztlichen Siegelsteins schließen läßt. Während die unmittelbar an der Straße angrenzenden Häuser wenigstens massiven Unterbau hatten, bestanden die etwas weiter zurück auf der Erhebung nördlich vom Friedhof (dem sog. Frohnhofbuck, auch Galgenbuck genannt) liegenden Wohnungen aus ärmllicheren Fachwerkbaracken und Grubenhütten, deren auf dem Acker, der zur Friedhof-Erweiterung bestimmt ist, sowie auf dem Acker des Gustav Winterhalter mehrere angeschnitten wurden (vgl. Plan, Punkt 9, Fig. 7). Da in denselben hauptsächlich älteres Geschirre aus dem Ende des I. Jahrhunderts gefunden wurde, werden sie schon der ersten Zeit der Gründung des Ortes angehören. Sie liegen an einem ziemlich breiten Kiesweg, der westlich neben dem jetzigen Wege zieht.

Erwas vollständiger ausgegraben wurde ein größeres Haus in Folge des Entgegenkommens der Ackerbesitzer, Zimmermeister Brüche und

Kaufmann Anton Peter, wenn auch Obstbäume und schlechte Erhaltung einer völligen Aufdeckung im Wege stunden. Dasselbe liegt hinter dem Holzschuppen des Herrn Brückle, etwa 170 Meter südlich der Römerstraße (Plan, Punkt 10, Grundstücke Nr. 4918, 4920, 5145<sup>a</sup> und <sup>b</sup>), dieser im ganzen parallel. Es zeigt den unten dargestellten Grundriß Fig. 8.

Die Mauern bestanden aus gerichteten Kalksteinen, wie sie am Kaiserstuhl anstehen, sind aber bis auf wenige Ausnahmen (an der nördlichen Außenmauer) bis in das unterste Fundament ausgebrochen, und nur noch durch die in dem reinen Lehmboden wohl erkennbaren Fundamentgruben und durch die liegengebliebenen Schuttreste festzustellen. Hier und da begegneten auch Brocken

rothen Sandsteines, wohl von Architekturstücken des Oberbaus. Ob der Grundriß nach Osten vollständig ist, erscheint zweifelhaft, da nahe dem Holzschuppen noch eine Parallelmauer und in der Nähe viel bemalter Wandverputz zum Vorschein kam. Ganz wohl könnte an der Nordostecke ein dem nordwestlichen Flügelbau entsprechender Vorsprung

gewesen sein, wie sie oft bei den villae rusticae begegnen<sup>7)</sup> und nach Darstellungen auf nordafrikanischen Mosaiken thurmartig das Gebäude und die Umgebung beherrschten. In dem nordwestlichen, flankierenden Eckraum A befand sich wahrscheinlich die Küche. Denn hier war eine rechteckige, herdartige Aufmauerung (Fig. 9) aus Ziegelsteinen, die 2 gleich große, mit Estrichböden versehene, quadratische Hohlräume umschloß (noch 20 cm hoch), welche ganz mit Asche und Ruß gefüllt waren. Der Raum B war, wenigstens in seinem südlichen Theil, durch welchen ein Versuchgraben geführt wurde, mit einer etwa 5 cm hohen Kieschicht bedeckt. Der große Raum C zeigt 2 etwa 10 cm dicke Estrichböden übereinander, die getrennt waren durch eine etwa 25 cm starke Ausfüllschicht von Mergel und kleinen

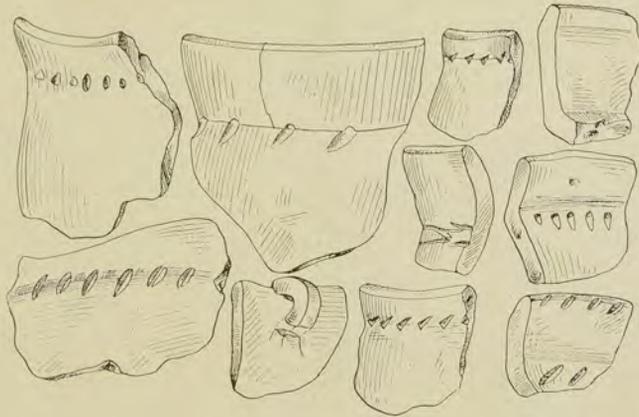


Fig. 2. Verzierte Scherben aus den Funden der Hallstatt-Periode.

Steinen, wie sie sich als Abraummasse in den benachbarten Kalksteinbrüchen ergibt. Nach den Anhaltspunkten mehrerer charakteristischer Scherben, welche in dieser Zwischenschicht gefunden wurden, muß die Höherlegung schon in der ersten Hälfte des II. Jahrhunderts n. Chr. erfolgt sein. C war offenbar ein Hofraum, um welchen sich ganz wie es heute noch die Farmen des Südens zeigen, die übrigen Räume gruppierten. Hypokaustum und Keller ist sicherlich in einem der nicht näher untersuchten Räume vorhanden, ebenso ein Badezimmer. Der Grundriß gleicht beispielsweise dem einer villa rustica von Bachenau bei Gundelsheim a. N. und Auldingen im Aitrachthale<sup>8)</sup> und läßt, ebenso wie der Umstand, daß das Haus nicht unmittelbar an der römischen

Straße, sondern etwas zurückliegt, wohl keinen Zweifel daran, daß wir ein großes Bauernhaus, kein eigentliches Stadthaus vor uns haben.

Bei Errichtung des Holzschuppens des Zimmermeisters Brückle, unmittelbar vor der Mitte der Ostseite unseres römischen Hauses, kam vor einigen Jahren schon ein Korb voll römischer

Gefäße zum Vorschein, die leider in alle Welt hinaus verschleudert wurden. Doch besitzt Herr Eduard Meyer in Riegel noch einige derselben, von welchen Abbildung Fig. 10 eine Vorstellung gibt. Die Gefäße scheinen in ein oder zwei Gruben beisammen gelegen zu haben, doch fehlen nähere Beobachtungen. Der Fund ist von um so größerem Interesse, als er nicht die geläufigen Ess-, Trink- und Vorrathsgefäße enthält, sondern die viel selteneren Formen der Beleuchtungsgefäße und Geräte, wie sie namentlich in der Nähe von Tempeln in größerer Anzahl gefunden werden<sup>9)</sup>. In vielen derselben, namentlich in den eierbecherartigen Illuminationslämpchen, waren noch Reste des verbrannten Fettes und Ruß vorhanden.

Versuchen wir die Grenzen der Ausdehnung des vicus näher zu bestimmen, so ergibt sich das nördliche Ende durch den Nordabfall des Frohnhofbuckes, während nach Osten hin, wie wir gesehen haben, die römischen Häuser über das alte Kochufer herabstiegen bis in die Nähe der Elz, die früher in westlicher Ausbiegung bis an den jetzigen Ort heranreichte. Nach Süden hin



Fig. 3. Krüggchen aus der Hallstatt-Ansiedelung (zur Zeit in der Sammlung des Rathhauses zu Riegel).

wurden römische Funde (2 Münzen von Vespasian und Hadrian) erhoben im Garten des letzten Hauses rechter Seite (Wittwe Glockner) an der Straße gegen Eendingen (Plan, Punkt 11, Grundstück Nr. 5128, vgl. Anm. 5). Im Innern des Ortes fanden sich römische Gefäße im Hofe des Anton Brucker (Plan, Punkt 12, Grundstück Nr. 234) (durch Jagdaufscher Reucher), hinter der Krone

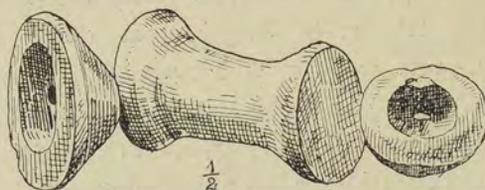


Fig. 4. Spinnwirtel aus der Hallstatt-Ansiedelung.

(Punkt 13) römische Mauerreste, Brandschichten, Bruchstücke römischen Thongeschirres<sup>10)</sup>. Gegen Süden scheint sich die Ansiedelung somit bis nahe an den Fuß des Michaelsberges erstreckt zu haben. Nur im Südosten reichte sie noch weiter, wahrscheinlich wegen der hier vorbeiführenden römischen Straße, des oben erwähnten Stadeweges, da bei der Meyer'schen Brauerei noch römische Funde zu

Tage kamen. Im Ganzen stellt die geschlossener Besiedlungsfläche ein Rechteck von mindestens  $500 \times 650$  m dar.

Außerhalb des vicus lagen die Töpferöfen jenseits der Elz in den Holzmatten (Punkt 6) und eine Siegelei im Brühl (Punkt 7). Die Grabstätten befanden sich theils in einem geschlossenen

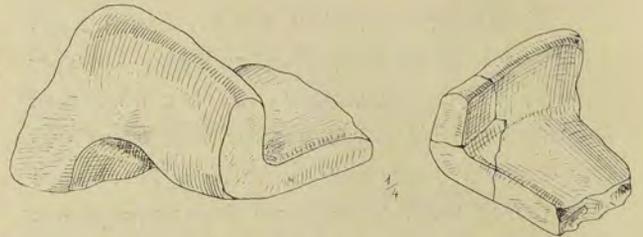


Fig. 5. Giebelschmuck (?) aus der Hallstatt-Ansiedelung.

Friedhof, vielleicht am Rande des Frohnhofbuckes, theils zogen sie nach römischer Art als Einzelgräber den römischen Straßen entlang, so jedenfalls gegen Eendingen zu. Von einem solchen Grabe dürfte auch der Grabstein C. J. R. XIII 5333 und vielleicht auch ein römischer Scherbenfund herrühren, welcher in der Nähe der beschriebenen Hallstatt-Ansiedelung unmittelbar auf

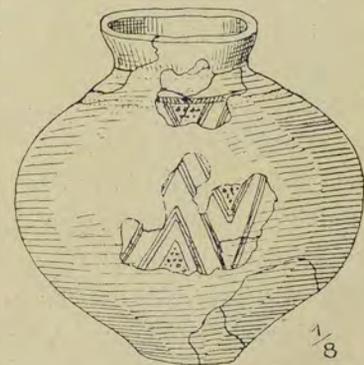


Fig. 6. Roth und schwarz bemalte Urne aus der jüngeren Hallstatt-Periode.

und an der römischen Straße gemacht wurde, falls nicht hier noch ein Bauernhof anzunehmen ist. Denn die oben erwähnte Sage, daß Riegel sich früher bis zum Sankert-Graben erstreckt habe, dürfte sich am einfachsten durch solche einzeln stehenden römischen Meierhöfe erklären, die sich um jeden vicus, wie bei Ladenburg, Heidelberg, Baden etc., in größerer Anzahl finden. Der unter-



Fig. 10. Römische Gefäße im Besitze des Herrn Eduard Meyer in Riegel.

halb der „Kappelhalde“ und des „Dungwühl“ am Hagelstein gelegenen villa rustica habe ich schon oben Erwähnung gethan, eine andere lag wahrscheinlich am Wyhlerbühl links der Straße nach Sorchheim, wo Rathschreiber Wagner einen jetzt auf dem Rathhause befindlichen römischen Krug ausgegraben hat und ich selbst einen sigillata-Scherben aufhob.

In noch weiterem Umkreis ist eine villa am „Zennengärtle“ bei Eendingen und am Darfanger Bühl zwischen Weisweil und Wyhl zu vermuthen, von welchem letzteren Orte Herr Hauptlehrer Müller in Markt bei Lörrach mehrere römische Münzen besitzt.

Noch müssen wir aber der römischen Spuren auf dem Michaelsberg gedenken. Wie schon die Lage des weithin schauenden Berges wahrscheinlich macht und der Name des Erzengels Michael bestätigt, der nicht selten, wie bei Heidelberg, Gundelsheim u. s. w., den gallisch-römischen Mercurius abgelöst hat, dürfte sich, wie auf den Trümmern der Ritterburg die gotische Kapelle, so inmitten der vorrömischen Kult- und Zu-

fluchstätte ein römisches Merkurheiligthum erhoben haben. Ueberreste desselben lassen sich indessen wegen der durch Burg, Kapelle und eine neuere Gartenanlage veranlaßten Veränderungen nur noch schwer nachweisen. Doch verrathen einige auf dem vorderen Plateau in der Nähe des Hallstatt-Gefäßes vorgefundene römische Scherben, darunter ein Stückchen sigillata, daß die Römer

auf der Berghöhe irgend eine Anlage hatten, die nach unseren heutigen antiquarischen Anschauungen schwerlich nur eine Warte (specula) war.

Fragen wir nach der Zeitdauer der römischen Herrschaft bei Riegel, so geben die Münzen und die keramischen Ueberreste einige Anhaltspunkte. Nach Schreiber (a. o., S. 21 f.)

beginnen die Münzen (von einer republikanischen abgesehen) mit 22 St. des Augustus, 5 des Tiberius, 11 des

Nero und steigen mit Vespasian auf 43, mit Trajan auf 66 Stück. Auch unter den Antoninen bleiben sie noch auf ziemlicher Höhe, um dann aber jäh herabzusinken, aber erst mit Theodosius I. (379—395) aufzuhören. Die keramische Waare, auch sigillata, ist schon aus der besten flavischen Zeit in größerer Menge vertreten, ob auch schon

aus der augusteischen Periode, wie die Münzen nahelegen, ist mir nicht bekannt, da ich das große Scherbenmaterial der Freiburger Sammlung noch nicht eingehender durchgearbeitet habe. Aber selbst wenn Scherben aus der ersten Hälfte des I. Jahrhunderts vorhanden wären, woran ich aber zweifle,

würden sie ebensowenig wie die Münzen ohne weiteres so frühe Okkupation beweisen, da auch die keltisch-germanische Bevölkerung dieser Zeit mit dem römischen Helvetien und Gallien in Handelsbeziehungen stand, wie die keltischen Münzen zeigen. Mit Sicherheit können wir aus den keramischen Funden bis jetzt nur schließen, daß jedenfalls von Vespasian an (69—79

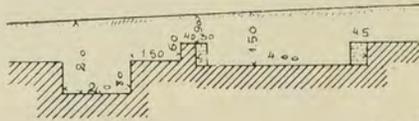


Fig. 7.

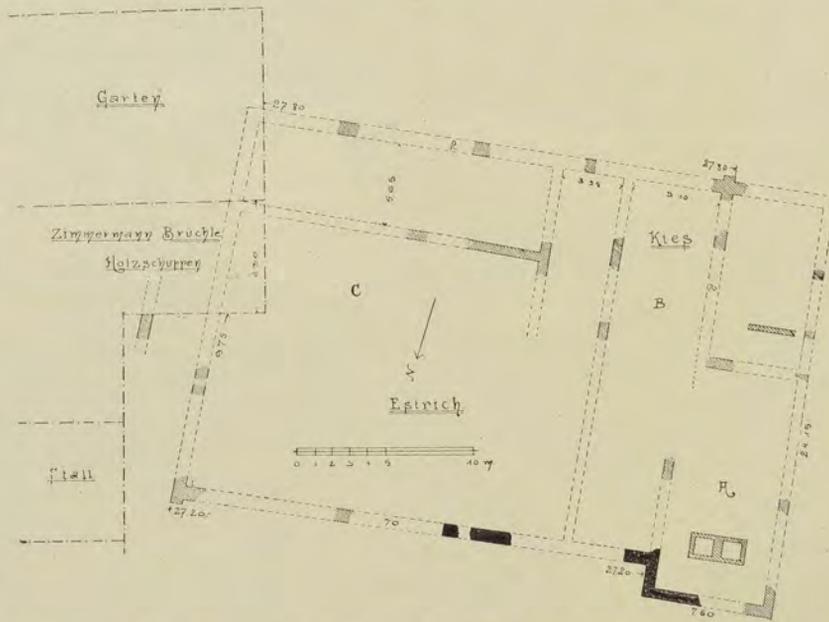
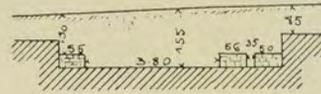


Fig. 8. Grundriß eines größeren römischen Hauses, vielleicht einer villa rustica.

n. Chr.), wie auch das Aufschneiden der Münzreihe bestätigt, in Riegel eine römische Kolonie bestand<sup>11)</sup>, die bereits unter Trajan (98–117) nach Münzen und keramischen Funden sich einer hohen Blüthe erfreute. Die zahlreichen Münzen des IV. Jahrhunderts, von den Constantinen, Valentinianus, Valens, Gratianus, Theodosius, beweisen in diesem Falle wohl nicht Handelsverbindungen der siegreichen Alemannen mit den Römern des linken Rheinufer, sondern wahrscheinlicher Fortbestehen der römischen Kolonie unter dem Schutze der benachbarten römischen Festung Breisach, wie auch das Vorkommen von *Brigavii* unter den linksrheinischen römischen Truppen dieser Zeit möglicher Weise auf ein derartiges gutes Einvernehmen mit den Alemannen

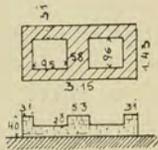


Fig. 9. Herzartige Aufmauerung in der villa rustica.

hinweist. Aber um das Jahr 400 war es mit der Römermacht rechts des Rheins endgültig zu Ende, wenn auch die römische Bevölkerung schwerlich mit Bind und Regel auswanderte und noch weniger von den Alemannen vernichtet wurde.

Wo die wehrhaften Alemannen bei Riegel ihre einfachen Hütten aufschlugen, wo ihre Todten im Schmuck der Waffen und sonstiger Prunkausstattung ruhen, können wir noch nicht sicher sagen. Doch zieht nördlich vom jetzigen Friedhof am Frohnhofbuck entlang bis zum Einschnitt der Kaiserstuhlbahn ein ausgedehntes Gräberfeld (oder mehrere?), in welchem die Todten in langen Reihen, das Antlitz gegen Osten, schlummern. Da die bisher ausgegrabenen aber der Beigaben entbehren, scheinen sie eher dem frühen Mittelalter anzugehören.

Der Name des vorrömischen und römischen Riegel ist unbekannt, doch gab er aller Wahrscheinlichkeit nach Veranlassung zu der frühmittelalterlichen Bezeichnung. Das mittelalterliche Dorf Riegel wird urkundlich — doch ist die Urkunde wahrscheinlich gefälscht — zum erstenmal in einer Schenkung des Bischofes Heddo von Straßburg vom Jahre 763 als *Rigola* erwähnt und als *villa Reigula* im *cod. Lauresham.* vom Jahre 781.

Auf dem Frohnhofbuck, der alten Römerstätte, erhob sich der königliche Meierhof, an welchen eine Reihe uralter Orte des Breisgaues Abgaben entrichteten (vgl. Schreiber a. o., S. 41). Zu Ende des X. Jahrhunderts hatte Riegel vier Kirchen, darunter eine Martinskirche, während

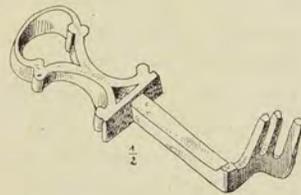


Fig. 11. Bronzeschlüssel.

Endingen, Burgheim und die anderen Orte ringsum nur eine Kirche besaßen, lauter Nachwirkungen der alten Römerstätte, wie wir ähnliches auch bei Ladenburg, Osterburken und an anderen Orten finden, wo das römische Erbe zum alemannischen bzw. fränkischen Krongut wurde.

So hat Spaten und Hacke wenigstens die Umrisse der ältesten Geschichte Riegels dem Boden abgerungen und die Geschiefe eines auch durch seine landschaftlichen Reize interessanten Ortes in großem geschichtlichen Zusammenhange erkennen lassen. Möge das dankenswerthe Beispiel der Herren Meyer auch anderenorts Nachahmung finden zum Nutzen der allgemeinen Wissenschaft und zur Vertiefung der Heimathsforschung und Heimathsiebe.



## Anmerkungen.

1) Ein ähnliches Steinbeil mit einer Einschnürung befindet sich zwar in Offenburg in Privatbesitz (Sammlung Walter, in Schutterwald angekauft), doch sind auch seine Fundumstände nicht gesichert.

2) Vgl. die Zeichnungen und Beschreibung von H. Maurer, *Schauinsland* XXIV (1897), S. 5 f.

3) Vgl. z. B. *Züricher Mittheilungen* XXII, I, Taf. IV, 16 (mit gleicher Kette); *Rev. arch.* XVIII (1891), S. 166, fig. 9; *Württemb. Vierteljahrb.* 1889, Tafel, fig. 6; *Maue, Bronzezeit in Oberbayern*, Taf. XIX, 3; *Prähist. Blätter* IX, Taf. II, I, X, Taf. I, 1; *Scheidemandel, Hügelgräber-Funde bei Parsberg*, Taf. III, 9; *Corrbl. d. Westd. Zeitschr.* 1900, S. 205 f. u. A.

4) H. Schreiber, *Ueber die neuentdeckte römische Niederlassung zu Riegel im Breisgau*, Programm des Freiburger Gymnasiums 1825 und *Die römische Töpferei in Riegel im Breisgau*, Freiburg 1867 (aus *Zeitschr. d. hist. Ges.* 3, Freiburg I). — G. Schaffner, *Beiträge zur Geschichte des Marktlebens Riegel am Kaiserstuhl*, Freiburg 1843.

5) Eine größere Anzahl röm. Münzen — wohl aus der Zeit Schreiber's — befindet sich auch in der Sammlung des Rathhauses zu Riegel. Neu hinzu kamen vier weitere, nach der Bestimmung des Herrn Direktor Brambach *Vespasian* (vgl. *Coh.* I, S. 381, n. 179) und *Hadrian* (*Coh.* II, S. 173, n. 790) als Geschenk von Herrn Kronenwirth Wagner und Wittwe Glockner und ein *Antoninus Pius* (*Coh.* II, S. 325, *Moneta*), gefunden in dem römischen Hause.

6) Von Töpferstempeln kam bei unserer Grabung nur ein einziger zum Vorschein: *Capitolinus* (in schönen Buchstaben), erhöht auf der Innenseite eines Bodenstückes, aus einer Wohngrube am Frohnhofbuck.

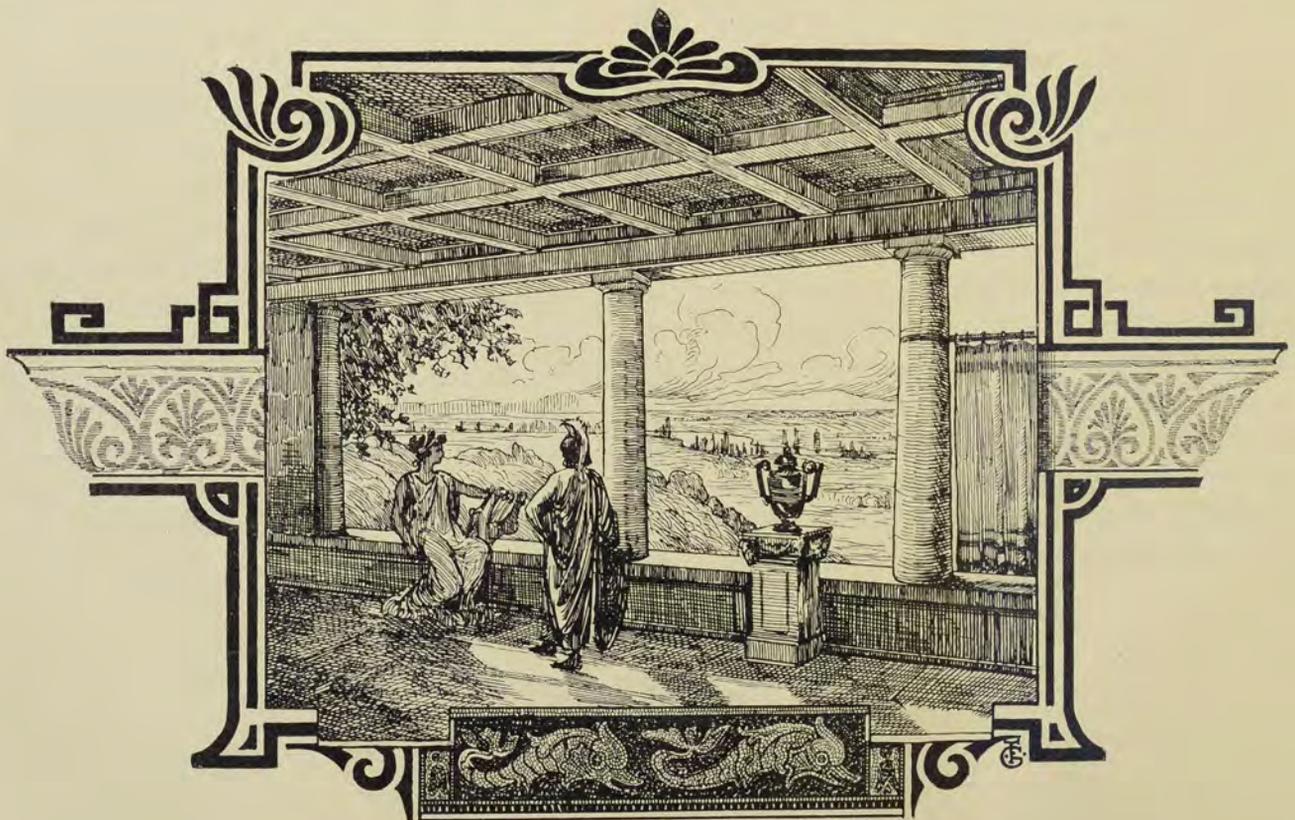
7) Vgl. die Grundrisse einiger einfacher *villae rusticae* *Westd. Zeitschr.* XV, S. 1 f. und Taf. I (K. Schumacher, *Röm. Meierhöfe im Limesgebiet*).

8) Vgl. *Westd. Zeitschr.* XV, S. 17. Das Gebäude von Aulfingen (*Schr. d. Ver. f. Gesch. der Saar* VIII [K. Bissinger]) ist aber vielleicht auch nur ein Innengebäude eines größeren Meierhofes, wie ähnliche auch anderwärts vorkommen (vgl. auch *Kieger, Schr. d. Ver. f. Gesch. d. Saar* X [1900], S. 138).

9) Ueber einen ähnlichen Fund in einer villa vgl. *Mitth. d. K. K. Centralkommission* 1896, S. 4—5.

10) Nach der Aussage des Kronenwirthes Wagner. Dieser schenkte auch den schönen Bronzeschlüssel (fig. 11), der in seinem früheren Wohnhause gefunden wurde, der Karlsruber Sammlung. Beim Hause des verstorbenen Schuhmachers Bosc (Marcus Sauer) in der Silbergasse (Grundstück Nr. 231) ist ein Pflaster aufgedeckt worden, welches in der Richtung der erwähnten Funde (bei Anton Brucker) gegen die Krone zu gezogen sein soll. Auch beim Gasthaus „zum Kopf“ sind schon römische Funde zu Tage gekommen.

11) Vgl. auch K. Zangemeister, *Westd. Zeitschr.* III, S. 246 f., *Neue Heidelberger Jahrbücher* III, S. 9 f., K. Schumacher, *Neue Heidelberger Jahrb.* VIII, S. 107 f.





## I. Allgemeines.

**E**RA heutzutage auch nur ein vereinzelter Pestfall irgendwo auf europäischem Boden vorkommt, so berichten gleich alle Tagesblätter davon, und eine gewisse Beunruhigung und Besorgniß bemächtigt sich wenigstens der nächsten Nachbarschaft. Die umfassendsten Vorbeugungsmaßregeln werden getroffen, um ein Weitergreifen der Krankheit zu verhindern; selten nur kommt es vor, daß eine größere Anzahl von Menschenleben ihr zum Opfer fallen, und meistens bleibt sie auf eine einzelne Stadt oder auf einen geringen Umkreis beschränkt. Wie ganz anders <sup>1)</sup> in früheren Jahrhunderten, nicht nur im Alterthum und im Mittelalter, sondern bis tief hinein in die Neuzeit! Die allerverschiedenartigsten Epidemien, zum Theil von denkbar schlimmstem Charakter, suchten ganze Länder heim und kehrten fast alle Jahrzehnte, ja oft Jahr für Jahr wieder.

Am bekanntesten von allen Seuchen des Mittelalters ist der sog. schwarze Tod, welcher in den Jahren 1346—1350 den größten Theil von Europa und nicht in letzter Linie unser deutsches Vaterland fürchterlich heimsuchte. Die Zahl derer, die ihm zum Opfer fielen, ist ganz

ungeheuer <sup>2)</sup>. In unserer Nachbarstadt Basel allein starben 14000 — nach anderen Mittheilungen sogar 40000 — Menschen, in Straßburg sollen es 16000 gewesen sein. Wenn auch die Zahlen jedenfalls vielfach zu hoch gegriffen sind — eine genauere Statistik gab es ja damals noch nicht —, so viel ist sicher, und darin stimmen alle Zeitgenossen überein, daß in manchen Ländern, wie z. B. in Schwaben, keine Stadt, kein Dorf, kein Kloster, kein Hof und keine Burg von der Seuche verschont blieb, daß viele Ortschaften sogar ganz ausstarben <sup>3)</sup>.

So allgemein zu gleicher Zeit über ganz Europa — von anderen Erdtheilen sehe ich ab — verbreitet wie der „schwarze Tod“ war freilich keine der späteren Epidemien mehr. Dagegen wurden nur allzuhäufig bald in diesem, bald in jenem Theil unseres Continents einzelne Länder und Länderstriche heimgesucht. Und zwar waren es die allerverschiedensten Seuchen und Krankheiten, die oft alle vom Volk und von den Chronisten mit dem allgemeinen Namen Pest oder Pestilenz bezeichnet wurden <sup>4)</sup>.

Die eigentliche Pest, sog. Beulen- oder Bubonenpest, stammte aus den westlichen Theilen Asiens und aus dem nordöstlichen Afrika und hieß deswegen auch orientalische oder levantische

Pest. Ihr erstes Auftreten in Europa fällt wahrscheinlich in das 6. Jahrhundert n. Chr., in die Zeit des oströmischen Kaisers Justinian, daher justinianische Pest genannt, obwohl auch diese nur von Chronisten (Prokopius u. A.), nicht von Ärzten beschrieben ist und wir deswegen über ihre Natur nicht genau unterrichtet sind. Die Krankheit kam damals aus Aethiopien und Aegypten über Palästina in die europäischen Mittelmeerlande<sup>5)</sup>. Von da an ist die Pest über ein Jahrtausend zum Schrecken Europas immer wieder erschienen, oft nach einer

Ni quid pro quo mit weisß für schwarz  
Darteychen soll ein weiszer Arz/  
Sonder erfahren sein der ding/  
Will anders er das ym geling.



Cosmas und Damian, die Schutz-  
heiligen der Heilkunst.

Nach einem Holzschnitt aus Schyblans, Wund-  
arzneikunst. Straßburg 1517.

größeren Reihe von Jahren, oft sogar Jahr für Jahr bald dieses bald jenes Land heimsuchend. Als Hauptmerkmale der Pest giebt der Freiburger Professor Freigius in dem 1564 geschriebenen lateinischen Gedicht (*liber tristium, tempore pestis a. 1564 scriptus*, s. Schreiber, Gesch. d. Univ. II. 230—232) außer den an Schenkeln, Armen und anderen Körpertheilen auftretenden Beulen (Bubonen) an: starke Kopfschmerzen, Entzündung der Augen, Trockenheit der Kehle, Erschlaffung der Glieder, Atemnoth u. a. m. Alle ärztliche Kunst zeigte sich ihr gegenüber ohnmächtig. Erst als man ihre contagiöse oder ansteckende Natur

erkannte und zu der Einsicht gelangte, daß sie nicht im Lande selbst entstanden, sondern immer aus dem Orient eingeschleppt wurde, und erst als man in dieser Erkenntniß gesundheitspolizeiliche Maßregeln ergriff und die sog. Quarantäne<sup>6)</sup> einführte, und durch Errichtung von Seuchenhäusern und Pestlazarethen für absolute Absonderung der Kranken sorgte<sup>7)</sup>, gelang es allmählich, die unheimliche Seuche vom Boden Europas zu verdrängen. Von der Mitte des 17. Jahrhunderts an wird sie und werden überhaupt jene furchtbaren ganze Länder verheerenden Epidemien immer seltener, wofür unten nähere Angaben folgen werden. Dagegen sind die Seuchen im 15. und 16. Jahrhundert so häufig, daß fast alljährlich die Pest oder eine pestartige Krankheit irgendwo herrschte und ein „großes Sterben“ stattfand, so daß im 16. Jahrhundert fast jedes Jahr als Pestjahr bezeichnet werden könnte<sup>8)</sup>.

Eine Seuche, die oft auch kurzweg als Pest bezeichnet wurde, ist der sog. englische Schweiß. Derselbe zeigte sich zuerst in England im Jahre der Schlacht bei Bosworth (1485) und blieb bei diesem ihrem ersten Auftreten auch auf England beschränkt. Später aber trat sie fünfmal auch auf dem Festland von Europa auf, am Oberrhein und in unserer Stadt im Jahre 1529<sup>9)</sup>. Seit 1529 ist diese Krankheit wieder verschwunden. Sie hat ihren Namen daher, daß — neben heftigem Durst, unerträglicher Hitze und Magenbeschwerden — die Haupterscheinung ein steter Schweißfriesel (Hautauschlag) von ganz besonderem Geruch war, an dem die Kranken oft schon nach wenigen Stunden, meistens aber innerhalb eines Tages starben<sup>10)</sup>.

Einer der ersten, der über diese Seuche schrieb, war der Freiburger Arzt Joachim Schiller (Herderensis), der Sohn des bekannten Professors der Medizin Bernhard Schiller<sup>11)</sup>. Seine diesbezügliche Schrift trägt den Namen *de peste britannica* — auch wieder ein Beweis, daß der Ausdruck Pest allgemein gebraucht wurde. Dasselbe ist der Fall in Bezug auf die folgende Epidemie.

Kam der „englische Schweiß“ zu uns über den Kanal, also von Westen her, so hatte eine

andere Seuche, die ihn der Zeit nach ablöste, ihren Ursprung im Osten von Deutschland, es ist dies die sog. ungarische Krankheit oder das (pannonische oder) ungarische Fieber. Der Name giebt uns die Heimath an: es sind die in Folge der Sumpfluft der Malaria sehr zugänglichen Ebenen an der mittleren und unteren Donau, wo sie schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts auftritt.

Zu uns nach Deutschland kam sie erst 1566 und zwar durch die Truppen, die dort gegen die Türken im Feld gestanden und jetzt heimkehrend die Krankheit nach Deutschland, Böhmen, Burgund, Belgien und Italien, ja selbst nach England brachten.

Neben Schmerzen im Kopf (daher auch Hirnwurm genannt) waren

Magenbeschwerden, Durchfall, heftiges Fieber, Delirien, Flecken von verschiedener Farbe und Größe an allen Körpertheilen — also fast alle Erscheinungen des sogen. Petechialtyphus — ihre Hauptmerkmale. Am Oberrhein wurde in jener Zeit mitunter jedes heftige Faulfieber mit dem (damals modernen)

Namen der ungarischen Krankheit belegt. Diese selbst trat auch noch im 18. Jahrhundert im Heere des Prinzen Eugen (der selbst davon ergriffen wurde) und in dem Türkenfeldzug von 1788 auf<sup>12)</sup>.

Wieder etwas jünger als die ungarische Krankheit ist eine andere Seuche, die sog. Kriebelkrankheit, die in den achtziger Jahren des 16. Jahrhunderts zum ersten Mal in Deutschland auftrat. Ihren Namen hatte sie von dem be-

ständigsten ihrer Symptome, dem Gefühl des Ameisenkriechens oder Kriebelns an der Spitze der Extremitäten. Entstanden ist sie, wie man glaubt, durch den Genuß des Mutterkorns und von verunreinigtem Getreide. Ihre Domäne ist in erster Linie Norddeutschland, wo sie sehr oft, hauptsächlich nach naßfeuchter Witterung auftrat. In den Schwarzwald kam sie, soviel mir bekannt ist, erst 1693<sup>13)</sup>.

Nennen wir außer den schon angeführten Seuchen noch den Skorbut, die verschiedenen Influenzaepidemien, den Typhus — der schon im 14. Jahrhundert nicht weniger als sechs- zehn Mal über ganze Länder sich ausbreitete —, namentlich den sog. Flecktyphus und den Petechialtyphus, so dann die Ruhr, das Wechselfieber das Malariafieber, die Diphtheritis, die schreckliche Syphilis, die bekanntlich am Ende des 15. und namentlich in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts auch seuchenartig auftrat, und bedenken wir, daß mangels hinreichender Vorsichtsmaßregeln sowie wissenschaftlicher

Behandlung alle diese Plagen mehr oder weniger über ganze Länder sich ausbreiteten, so haben wir ein Bild von den großen Drangsalen, von denen damals die europäische Menschheit wie noch heute manche Gegenden im Orient (vgl. Bombay) heimgesucht wurden. Fast alle der genannten Krankheiten wurden, wie gesagt, oft mit dem allgemeinen Namen „Pest“ bezeichnet. Im 16. Jahrhundert müssen sie schon häufiger als die eigentliche Pest



**Kleidung wider den Tod zu Rom Anno 1656.**  
 Also gehen die Doctores Medici dahin zu Rom, wann sie die and. Pest erkantet se, sonen besuchen sie zu curiren und fragen sich wider Gott zu sichern ein langes Kleid von gewarten Buch ih. Angesicht ist verlarvt, fuden Allgen halten sie grosse Crystalline Brillen, welche Nasmenen langen Schnabel tollmptreichende Stracery, in der Hände welche mit hand schuher wol versehen ist, eine lange kütze und darmit drücker sie, was man thun und getruoch soll.

Platzarzt in Schutzkleidung.

Nach einem Kupferstich von Paulus Fürst, ca. 1656. München, Kupferstichkabinet.

(Beulenpest) gewesen sein. Die Aerzte des 16. Jahrhunderts, welche genauer unterscheiden<sup>14)</sup>, reden nämlich von einer Abnahme der Pest (im engeren, eigentlichen Sinn) in ihrem Saeculum. Nach den Angaben der Chronisten und anderer Quellen (worüber unten in Bezug auf Freiburg das Nähere gesagt werden wird) aber war gerade das 16. Jahrhundert viel häufiger von Pestilenzen (pestartigen Krankheiten) heimgesucht, also waren darunter größtentheils jene anderen Volksseuchen gemeint.

Fragen wir, wie es kam, daß die ansteckenden Krankheiten so weite Verbreitung erlangen und so furchtbar die europäischen Länder heimsuchen konnten, so ist zu antworten, daß eine ganze Reihe von Umständen zusammenwirkte: sehr enge und vielfach unsaubere Wohnungsverhältnisse, die ebenfalls winkligen und schmutzigen Straßen der fast durchweg befestigten Städte, die zahlreichen stehenden Gewässer und Sümpfe, die Beerdigung der Todten innerhalb der Ringmauern, das große Elend sowohl des zahlreichen städtischen Proletariats als auch der in den Fesseln der Leibeigenschaft schmachtenden Bauernschaft — lauter Umstände, die mehr oder minder heutzutage noch im Orient und südlichen Ländern den Seuchen Vorschub leisten<sup>15)</sup>.

Zu diesen positiven Bedingungen der großen Verbreitung der Epidemien in früheren Jahrhunderten kommen noch die z. T. schon erwähnten negativen, ich meine das Fehlen jeglicher oder wenigstens hinreichender Vorsichts- und Vorbeugungsmaßregeln gegen die Ansteckung und nicht minder der Mangel einer vernünftigen ärztlichen Behandlung des angesteckten Körpers selbst. Bald schrieb man die Seuche dem Einfluß der Gestirne zu, bald sprach man von einer heimlichen Influenz der Luft — daher der häufige Name Luftseuche oder böse Luftsucht — oder von Vergiftung. Die Aerzte überließen wenigstens in früherer Zeit die Wahl und Anordnung hygienischer Vorschriften der Obrigkeit, und obwohl man die Nothwendigkeit von Sperrmaßregeln erkannte, so geschah doch in der That lange nichts oder nichts Genügendes. Den Inbegriff der Prophylaxis bildete noch im 16. Jahrhundert das alte: fuge, recede, redi! Fliehe, weiche,

kehre zurück!<sup>16)</sup> d. h. alles was konnte, floh, wenn die Krankheit auftrat, in solche Gegenden, die sei es durch ihre Lage und ihr Klima, sei es aus anderen Gründen gegen die Seuche besser geschützt schienen, wie nachher in Bezug auf unsere heimathlichen Verhältnisse im Einzelnen gezeigt werden wird. Im Uebrigen zeichneten sich im Großen und Ganzen — und das ist charakteristisch — die im Mittelalter gebrauchten Präservativmittel durch ihre verhältnißmäßige Einfachheit aus gegenüber den außerordentlich umständlichen und oft geradezu abscheulichen und Ekel erregenden, mit denen man im 16. und 17. Jahrhundert sich abplagte; damals, d. h. in diesen späteren Jahrhunderten, gab man z. B. das Pulver von gedörrten und geriebenen Kröten als Mittel gegen die drohende Pest, trug solche gedörrten Kröten in Säckchen genäht als Amulette auf der Brust, stellte Salben aus gedörrten Kröten, Spinnen und Skorpionen her, auch empfahl man das Riechen an Böcken, das Einathmen des Gestanks todter Zunde u. a. m.<sup>17)</sup>.

Was sodann die Therapie, die Behandlung des schon angesteckten Kranken Körpers selbst betrifft, so erhielt sich lange der Glaube an die Zauberkräft der *Alexipharmaka*, der Gegengifte, der Edelsteine, des *Mithridat*, des *Theriak*<sup>18)</sup> u. a. m., sodann der Gebrauch von Weihrauch, Knoblauch, Waschen mit Essig, Pestilenzpillen, Ausräuchern der Gemächer mit Wachholder — der übrigens auch auf andere Art verwendet wurde, indem man den daraus bereiteten Branntwein trank oder die Beeren faute — und andere ähnliche Mittel, wie sie damals anempfohlen und z. B. in Frankfurt a. M. beim großen Sterben im Jahr 1541 sogar von der Kanzel verlesen wurden<sup>19)</sup>.

Eine große Verbreitung hatten auch die blut- und herzstärkenden Mittel und die Schwitzkuren. Namentlich gegen den englischen Schweiß wurden bei seinem ersten Auftreten in Deutschland im Jahr 1529 die schweißtreibende, erhitzende und „herzstärkende“ Methode in ganz unsinniger Weise angewendet. Man ging so weit, die Kranken zu „benähen“ d. h. den Saum der Decke mit Nadel und Faden an das Bett zu befestigen<sup>20)</sup>.

Bei weitem das gewöhnlichste Mittel aber war das ganze Mittelalter hindurch und noch im 16. Jahrhundert, und zwar sowohl als Vorbeugungskur als zur Behandlung der Seuchen (wie fast aller anderen Krankheiten) selbst, das Aderlassen, wodurch man „das Geblüt zu erfrischen“ beabsichtigte<sup>21</sup>). Für sehr wichtig galt es dabei, daß bei bestimmten Krankheiten oder beim Auftreten gewisser Krankheits-symptome, so auch der Pestbeulen an dem oder jenem Körperteil, auch das Aderlassen nur an gewissen Adern vorgenommen wurde. Die näheren Angaben darüber wurden dann auf sog. Aderlassarten oder Aderlass tafeln gemacht<sup>22</sup>). Auch galten gewisse Tage und Jahreszeiten als besonders günstig für das Aderlassen an dem oder jenem Körperteil, daher es besondere Kalender dafür gab<sup>23</sup>). Man hatte sich so sehr in den Gedanken eingelebt, das Aderlassen sei ein unumgänglich notwendiges Mittel in den Zeiten der Pestilenz, daß noch in den Jahren 1720—22 beim Auftreten der Pest in der Provence sich einige Ärzte vermaßen zu sagen, man müsse die Pest an das Aderlassen gewöhnen<sup>24</sup>).

## II. Ein Pestbüchlein des XV. Jahrhunderts.

Vom 16. Jahrhundert sind uns nicht wenige gedruckte Vorschriften und Rathschläge, wie man sich in „Sterbensläufen“, also bei Zeiten

STERBENS



Theriahändler, der die Wirkung seiner Arznei an Schlangen nachweist.  
Nach einem Kupferstich von S. Curti.

STERBENS

der Pest, zu benehmen habe, erhalten. Älter als alle diese im Druck erschienenen Schriften dürfte wohl ein Manuskript sein, das ich im Archiv der hiesigen Universität unter einem Aktenfascikel gefunden habe<sup>25</sup>), und welches die Ueberschrift trägt „Consilium magistri Henrici Munsingen“, Rath des Magisters Heinr. Munsingen (oder Münsingen). Die Schriftzüge

deuten unzweifelhaft etwa auf die Mitte des 15. Jahrhunderts. Was aber die Person des Verfassers dieses Pestbüchleins, wie wir das Schriftchen bezeichnen wollen, betrifft, so ist mir aus Akten der hiesigen Universität ein Henricus Munsingen oder Münsingen oder de Munsingen o. ä. nicht bekannt. An der Universität als Student (oder Dozent)<sup>26</sup>) immatrikuliert oder als Lehrer thätig war jedenfalls keiner dieses Namens. Dagegen weist die Matrikel der Universität Heidelberg<sup>27</sup>) mehrere dieses Namens auf, von denen aber nur einer m. E. in Betracht kommen kann. Es ist dies der in der Matrikel zum Jahr

1440 erstmals genannte magister Henricus Münsinger. Ein Sohn desselben war in Heidelberg im September 1458 immatrikuliert: Albertus Münsinger filius magistri Heynrici Münsinger, Doctoris in medicina; ein zweiter Sohn, der des Vaters Namen trug, Henricus Münsinger de Heidelberg<sup>28</sup>), filius Doctoris Henrici Munsinger, am 25. Januar 1472.

Ist der hier genannte, als bedeutender Arzt allgemein bekannte Heinr. Munsinger,

Doctor in medicinis — wäre er nicht in Heidelberg bekannt und berühmt gewesen, so wäre sein Name nicht zu dem seiner Söhne jedesmal hinzugefügt worden (vgl. auch Anm. 28) — der Verfasser unseres Pestbüchlein — und ich zweifle keinen Augenblick daran —, so ergiebt sich folgendes für die Zeit der Abfassung. Da im Titel unseres Schriftchens der Verfasser sich nur mit *magister (sc. artium)* bezeichnet, so ist er damals jedenfalls noch nicht *Doctor in medicinis* gewesen, denn die damaligen Gelehrten haben nie aus allzugroßer Bescheidenheit unterlassen, ihre Titel zu ihren Namen zu schreiben. Die Schrift ist also spätestens vor 1458 geschrieben, wo er in der Heidelberger Matrikel als *Doctor in medicinis* genannt ist<sup>29)</sup>. Vielleicht wurde die Schrift geschrieben, als in den Jahren 1449 und 1450 die Pest in einem größeren Theil Deutschlands, namentlich in Mitteldeutschland, auf's Neue aufzutreten begann, obgleich jene Jahre nicht zu den gefährlichsten Pestjahren gehörten<sup>30)</sup>. — Jedenfalls fällt nach dem Gesagten, soviel scheint mir sicher, die Abfassung des Schriftchens, wie gesagt, in die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, also wohl noch kurz vor Gründung (1457) und Eröffnung unserer Hochschule. Unaufgeklärt bleibt nur, wie das Manuskript trotzdem zu den Akten der hiesigen Universität kam; ob der Verfasser als Arzt vorübergehend hier gewilt und mit der hohen Schule Beziehungen hatte, ob er vielleicht gar in dem benachbarten Münsingen seinen Heimathsort verehrte?<sup>31)</sup>

Ich lasse zunächst den Wortlaut des Manuskripts folgen<sup>32)</sup>.

#### Consilium magistri Henrici Münsingen.

Item wiltu sicher sin in der zyt der pestilenz, so hab dich mit tun vnd lassen als hie noch geschriben stat.

Item di wil vnd gesunt bist, so solt du zu vier mal lassen<sup>33)</sup> nocheinander. Des ersten wenn der mon in der wag ist, so solt du lassen vff den henden zwüschē dem tumen vnd dem zöger<sup>34)</sup> zu dem houpt<sup>35)</sup>.

Item zu dem andern mol solt du lassen, wenn der mon in dem schützen ist,

vff den armen die median<sup>36)</sup>, das ist zum hertzen.

Item zu dem dritten solt du lassen, wenn der mon in dem wassermann ist, vff den henden by dem minsten<sup>37)</sup> vinger dienet zu der lebern.

Item zu dem vierden mol, wenn der mon in dem wieder<sup>38)</sup> ist, so solt du lassen vff den füßen by dem minsten zehen, zu den nieren.

Item dies vier lassenen solt du verbringen in ein monet.

Item du solt nemen yngber<sup>39)</sup>, zymmet, langen pfeffer, galgen (?), muscat, yeglichs ein lot, bibenelle<sup>40)</sup>, ruten<sup>41)</sup>, salbinen<sup>42)</sup>, yeglichs ein lot, maris tube<sup>43)</sup>, parisförner<sup>44)</sup>, cardomelali<sup>45)</sup>, yeglichs ein sattid<sup>46)</sup>, rechholter<sup>47)</sup> ein lot, saffran ein lot, dis brenn mit gebrantem win mit einer mosse.

Item dis vorgeschriben wasser ist gut fur den gebresten der pestilenz vnd fur alle böse giff vnd fur allen giftigen lufft vnd fur allen bösen geschmack vnd rampff vnd ist gut dem houpt vnd krefftiger das hertz vnd stercket den magen vnd ist gut fur alle kalt such gebresten, vnd wenn nu diß wasser so hitzig ist, so bewegt vnd entzundet die bosen hitz in dem menschen, das sie wichen müssen mit bosen sweissen von dem menschen<sup>48)</sup>, da von sol man es alle morgen niessen<sup>49)</sup> als vil vnd in ein nußschale mag.

Item macht du des wassers nit gehabt<sup>50)</sup>, so solt du alle morgen nün rechholterber nüchter essen vnd als vil tryar<sup>51)</sup> als ein bon zertriben in essich vnd trincken.

Item ouch sol man vast sich hüten vor vberiger fulle, vor allen bedern, besunder vor badstuben, vor trüben lufft, als nebel vnd regen, vnd vor nachtlufft, vor zorn vnd vnmut vnd vor bösem gesmack, kaltwasser, milch, vor allem steinobs, vnd übertrag den harn nit zu lang, vnd nim ye zu fier oder fünff tagen pillelas pestilenciales<sup>52)</sup>, vnd trinck nit on durst, vnd hüt dich vor überiger vnküßheit vnd vor überiger frucht, vnd sunder vor kurpsen<sup>53)</sup> vnd erdepfel<sup>54)</sup>.

Item an dem morgen so du vffstandest, so erbrich dine glider nit zu fast vnd lege dich warm an vnd ergang dich, vnd bis nit lang nüchter, vnd wasch din hend dick vnd vil in

saltznem lawen wasser vnd laß die selber trucken<sup>55</sup>), vnd verhab keinen bosen bloß vnd vberübe dich nit ze vast mit keiner arbeit noch mit keinem loffen noch mit keinen andren sachen, vnd hab din houpt vnd füß warm.

Item ob einen menschen der gebreste anstieße, er wer heißer oder kalter, truckner oder fuchter natur, wie man dem helfen sol, es sey mit lassen, mit trencken<sup>56</sup>), mit pflastern oder mit andern sachen.

Item wen die pestilenz anstosset vnd sich der gebrest erzogt<sup>57</sup>) mit bülen oder mit blattern, der sol gedencen, das man im in den nechsten XII stunden zu hilff komen, als bald er des ersten der siechtagen empfindet; wenn er das nit tut in der selben zyt, so ist es versumet vnd ist nit me daran zetund, dann das man got sol lassen walten, wann das gifft ist den er hitziger vnd widerkert an die end da nit zetund ist.

Item es ist zu wissen, das das leben an dry enden lyt in dem menschen, des ersten in dem hirne, in dem hertzen vnd in der leber, da

von merck: wenn einen menschen der gebrest anstosset, es sey mit bülen oder blattern an dem hals, by den oren, vnder dem kin, so kumpt der gebrest von dem hirn, vnd wenn der mensch das innen wird, als bald sol man lassen vff der hand zwüschen dem tumen vnd dem zoger.

Item würest du aber bülen oder blattern innen vff den schultern oder vff dem nack, so kumpt das aber von dem hirn, so lass im aber vff der hand by dem kleinsten vinger, das zügt das gifft von dann.

Item enpfindest du aber den gebresten vnder den vchsen<sup>58</sup>) oder vnder den armen, so kumpt es von dem hertzen, so sol man als bald lassen vff den armen, es sey früg oder spat, zu der median,

er sy jung oder alt, ob VI oder vnder LXX joren<sup>59</sup>).

Item empfindest du aber an den beinen by den gemechten<sup>60</sup>) des gebresten, so solt du als bald lassen an dem fuß in wendig vor dem knoden an den nechsten zwey aderen by ein andren. So zugt es das gifftig blut von der lebern, wann wenne das kumpt von der lebern vnd sy von dem gebresten vergifft wurt, so zöget sich der gebrest an der erste an den beynen by den gemechten.

Item wer aber, das sich der gebrest erzogte<sup>61</sup>) an den dicken<sup>62</sup>) mit blattern oder andern gesweren, so kumpt es von den nieren, dem sol man ouch lassen an den füßen by der minsten zehen, das zugt das gifftig blut von danen.

Item nun merck gar eben, an welen enden sich der gebrest erzogt, das du im an derselben sitten lassst, es sy an henden, armen oder an füssen, vnd nit an andren syten, wenn lieffest du im an der gefunden sitten, so zug das vergifft bos blut in das gut blut vnd wurd eins mit

dem andren vergifft vnd müßt der mensch groß not liden vnd mocht an den tod kum von dannen komen, wann es ist sorgslich (?), da uon rat ich, das sich ein jeglicher halt mit tun vnd lassen, als vor stat, so würd er diser noch geschribnen ding ledig, vnd ver<sup>63</sup>) von dan ist das best.

Item als bald das gebrest den menschen an kumpt, es sey wie es wöll, von stund an solt du lassen an der selbn syten als vor stat.

Item nim habermel ein handuoll vnd süd das in essig, das es in guter dicke werd, vnd nimm ein lot tryax vnd ein halb lot geribnen saffran vnd rür das vnder das pflaster vnd bind im das vff ein wullin tuch vber den



Aderlass an einer Frau.

Nach einem Holzschnitt aus Syg, Traktat vom Aderlassen. Landsbut 1520.

gebresten, so er yemer wermt er lyden mag<sup>54)</sup>, vnd loss im das VI stunde vff ligen, ee du im das abe nemeft oder tannen tugest.

Item wicher der gebrest vnder dem pflaster vff oder nider, so ist der mensch des lebens sicher und stirbet nit, man sol ouch ein friesch pflaster daruber tun als vor.

Item nim metredat<sup>65)</sup> mit essig vnd gib im das des tags vier molen zu trincken, mag man aber den metredat nit gehalten, so nym tryax mit essig vnd mit saffran gemüschet, das wert und stiller bos gift, vnd ob der sich<sup>66)</sup> hitz hat, noch den gib im dis zu trincken, es ist gut. Item gib im ouch bibenellen wasser zu trincken vnd hüt dich, das du im nit hitziges gebest, vnd sunder hünere vnd hünere brüge<sup>67)</sup> ist im nit gut.

Item nim ouch essig vnd erwelle<sup>68)</sup> den mit salz vnd syge in

durch ein lyne duch vnd trüch das line tuch dar in vnd truch das fucht darus, vnd wenn der sich geswizet, so bestrich in dan mit dem heissen tuch vberal vnd halt in darnach gar warm.



Arzt.

Kandzeichnung von Albr. Dürer aus dem Gebetbuch Kaiser Maximilian's.

Item dise matery solt dick<sup>69)</sup> vnd vil vber lessen, das man defter baß<sup>70)</sup> an gedencf sy vnd behalten müg, das es in halt, waß ich N. nit bessers waiß in disen löffen<sup>71)</sup>, es ist ouch vast gut vnd dick bewert.

Die Schrift läßt sich, wie man sieht, in zwei Theile zerlegen. Der erste rät an, was man thun solle, „um sicher zu sin in der zyt der pestilentz“, es sind also Vorbeugungsmaßregeln, Präservativmittel, die empfohlen werden. Der zweite Theil, beginnend mit den Worten „Item ob einen der gebresten anstieße“, giebt Rathschläge, wie man sich zu verhalten hat, wenn man schon an der Pest erkrankt ist, mit andern Worten, wie der pestfranke Körper zu behandeln ist, es sind therapeutische Vorschriften.

Auf den Inhalt selbst brauche ich nicht mehr näher einzugehen. Die Mittel, die hauptsächlich empfohlen werden, sind die bekannten, vor Allem das Aderlassen. Bemerkenswerth übrigens ist, daß dieses wie einiges andere sowohl prophylaktisch als therapeutisch, d. h. sowohl als Vorbeugungsmaßregel als zur Heilung empfohlen wird. Im Uebrigen, in Bezug auf die Universalheilmittel Theriak, Mithridat, auf die homöopathisch angewendeten schweißtreibenden Mittel u. A. habe ich schon in den Anmerkungen das Nöthige erwähnt. Andere Vorschriften, die sich auf Diät beziehen, sehen auch nach unseren Begriffen recht vernünftig aus.

Ganz ähnliche Verhaltensmaßregeln für Pestzeiten wie die in obiger Schrift niedergelegten finden sich in einem um's Jahr 1500 von Hans Schener in Augsburg gedruckten fliegenden Blatt „Wie sich der mensch halten sol wider die pestilentz. Vnd ouch wie er sich regiren sol, wenn sy ist“.

Diese Schrift — abgedruckt bei Peters a. a. O. S. 60 — stimmt zu einem großen Theile wörtlich oder fast wörtlich mit der Münßingen'schen überein. Der Verfasser derselben hat vielleicht die unsrige benutzt, jedoch — außer Kürzungen und Abänderungen im Einzelnen — in ungeschickter Weise die beiden Haupttheile umgestellt. Der Theil über die Behandlung des pestfranken Körpers ist nämlich an erste Stelle gerückt, die Reihenfolge in unserem Manuskript ist jedoch viel natürlicher und entspräche auch viel besser der dem Augsburger Druck gegebenen Ueberschrift.

### III. Die Pest in Freiburg.

Des Weiteren gebe ich eine Uebersicht jener pestartigen Seuchen, welche unsere Stadt und Umgegend heimgesucht haben, soweit mir solche bekannt sind. Wenn ich dabei namentlich Universitätsakten berücksichtigt habe, so möge man dies der Richtung meiner Studien zu gut halten — abgesehen davon, daß die hiesigen Gemeinderathsprotokolle nur bis zum Jahre 1542 zurück erhalten sind, also nicht so weit zurückgehen, als Matrikeln, Protokolle u. a. Universitätsakten.

Im fünfzehnten Jahrhundert wurde unsere Stadt noch verhältnißmäßig wenig vom Würgengel der Pest bedroht<sup>72)</sup>.

Die ersten Nachrichten finde ich für das Jahr 1474. Damals beschloß die Artistenfakultät (jetzt philosophische Fakultät) der Universität, daß alle Studenten, die vor der Pest fliehend an einem andern Ort unter Aufsicht eines Magisters sich aufhielten, ihre Studien fortsetzen und promovieren könnten und gerade so angesehen würden, als ob sie an der Hochschule selber gewesen wären<sup>73)</sup>. Angehörige der Universität hatten sich also damals nach allen Richtungen hin, vor der in Freiburg wüthenden Pest fliehend, zerstreut. Ferner wurde u. A. im Oktober 1474 beschlossen, daß die Professoren ihre ordentlichen Vorlesungen beginnen könnten, wenn sie nur drei Zuhörer hätten<sup>74)</sup>. Aber noch Ende November waren die meisten Studierenden, graduierte und nicht graduierte, nicht nach Freiburg zurückgekehrt<sup>75)</sup>. — Dann kam die Pest schon wieder im Jahre 1477. Da in Italien damals die herrschende Seuche nicht die eigentliche Pest, sondern der sog. Petechialtyphus war<sup>76)</sup>, von dort aus aber die Krankheit zu uns gekommen scheint<sup>77)</sup>, so dürfte auch hier es sich um jene Typhusform, nicht um die Beulenpest gehandelt haben. Der Schaden war natürlich groß genug, und zeigte sich u. A. darin, daß im Sommer 1477 nur 15, im darauffolgenden Sommer nur 14 Studenten sich an der Universität einschreiben ließen.

Nur drei Jahre später, in dem regnerischen Sommer 1480, trat die Seuche schon wieder auf; in jenem Sommer kamen daher auch nur 17, im Winter darauf nur 6 Studenten. Das Jahr war

übrigens derart abnorm, daß vielfach erst im November geherbstet wurde und zu den Schrecken der Pestilenz auch noch auf zwei Jahre eine Theuerung eintrat<sup>78)</sup>.

Durch auffallende Naturereignisse war das Jahr 1492 ausgezeichnet. In Basel fand ein großes Erdbeben statt, in Ensisheim fiel ein angeblich 280 Pfund schweres Meteor: kein Wunder, wenn nach diesen schlimmen Vorzeichen auch die Pest sich wieder einstellte! Und zwar trat sie in Freiburg diesmal so stark auf, daß von Seiten der Universität Abgesandte nach Radolfzell, Breisach und Neuenburg (a. Rh.) geschickt wurden wegen Verlegung naheiner dieser Städte. Die Antworten fielen jedoch z. Th. abweisend, z. Th. so unbestimmt aus, daß man zu dem früher, im Jahre 1474, gefaßten Beschlusse zurückkehrte, des Inhalts, daß wo immer an einem Orte die Baccalaren und Scholaren unter Leitung eines Magisters sich zusammenfänden, sie ihre Studien wie in Freiburg selbst rechtsgiltig fortsetzen könnten<sup>79)</sup>.

— Als damals zwei Professoren der Universität in jugendlichem Alter an der Pest starben, schickte die Universität, da sich offenbar nirgends Jemand bereit fand, Botschaft nach Paris, um an der dortigen



berühmten Hochschule Ersatz zu suchen; wie es scheint, ohne Erfolg<sup>80)</sup>.

Viel häufiger ist auch in unserer Stadt das Auftreten epidemischer Krankheiten im 16. Jahrhundert<sup>81)</sup>. Gleich das erste Jahr dieses Säkulums war ein Unglücksjahr, 1501: große Theuerung in Süddeutschland, Pest in Schwaben, den Niederlanden, Brandenburg und anderen Gegenden unseres Vaterlandes<sup>82)</sup>. Auch in Freiburg brach die Seuche 1501 aus und dauerte auch im nächsten Jahre noch fort. Zu einer förmlichen Auswanderung der Universität — die im Winter 1501/02 nur 11 neue Studenten aufnehmen konnte — kam es freilich nicht. Aber die Vorlesungen und Uebungen litten sehr unter dem Mangel von anwesenden Magistern<sup>83)</sup> und auch von Scholaren. Damals starb u. A. der bekannte Professor der Theologie Martin Molsfeld von Molenfeld<sup>84)</sup> an der Krankheit.

Mindestens eben so stark trat die Seuche in den Jahren 1518 und 1519 auf. Der größte Theil der Professoren und Studenten flüchtete damals nach Konstanz und Lindau, in welcher letzterer Stadt im Sommer 1519 auch Immatrikulationen stattfanden<sup>85)</sup>. Einer der wenigen, welche blieben, war Ulrich Zasius. Ein anschauliches Bild von dem trostlosen Zustande, in dem sich die Stadt in Folge der Seuche befand, giebt uns ein Brief von ihm d. d. 1. September 1519 an den mit den anderen Kollegen in Konstanz weilenden Philipp Engelbrecht (Eugeninus)<sup>86)</sup>. „Die Seuche hat uns so befallen“, schreibt er da u. A., „daß nicht einmal der Vogel in der Luft sicher ist. Gift athmen wir statt Luft, Luft für Gift. Reiche fallen wie Arme, nicht etwa einer nach dem anderen, sondern schaaarenweise, die letzten vier Tage haben Hunderte dahingerafft. Du willst die Namen derer wissen, die gestorben sind; da müßte einer ein Gedächtniß wie Cyrus oder Simonides haben, so unzählig ist die Menge jener, welche Charons Nachen ermüdet. . . . Ueberdrüssig würde ich Dir werden, wollte ich nur die Hälfte der Todten aufzählen. In wenigen Monaten sind über Tausend aus dem Leben geschieden. Tempel und Altäre ermüden wir, mit Gebeten, Litaneien und frommen Gelübden versöhnen wir Gottes Zorn. —

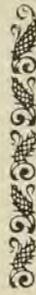
Kurz, kannst Du Dir ein Bild des Elends malen, so hast Du unsere Stadt! In Trauerkleidern gehen Frauen und Mädchen, Männer hängen sich Amulette um. Du glaubst, man feiere einen ewigen Karfreitag, mit so trüben Gesichtern schreiten sie einher. Hier Thränen und Klagen, dort Stöhnen und Geschrei. . . . Draußen und daheim, an den Straßenecken und auf der Gerichtsbank, für uns allein und in Gesellschaft sprechen wir von den letzten Dingen. Ich bin schon so abgestumpft, daß ich scherzen kann und mich mit Gottes Beistand sicher fühle. In seinen Willen habe ich mich ergeben.“

Im Winter 1526/27 kamen in Folge der schon wieder erscheinenden Pest gar keine Studenten nach Freiburg. Drei Jahre darauf, im Jahre 1529, trat, wie schon erwähnt, der sog. englische Schweiß in unserer Stadt auf. 1532 wanderte wieder die ganze Universität aus, und zwar war es diesmal die Stadt Willingen, welche die Gastfreundschaft gewährte. Man wählte offenbar diese Stadt wegen ihrer höheren Lage und ihres kühleren Klimas, denn die Pest begann fast immer in den Hundstagen, wüthete dann namentlich den Herbst hindurch<sup>87)</sup> und wurde offenbar durch heiße Witterung begünstigt. In den Jahren 1540 und 1541 war Mengen (in Württemberg, Donaufreis) der Zufluchtsort. Gerade für die letztgenannten beiden Jahre wissen fast alle Chroniken von einer weitverbreiteten Epidemie zu melden, an der von benachbarten Städten in Straßburg 3300, in dem kleinen Rheinfeldern 700 Menschen starben, mitunter sollen an einem Tage 200 der Seuche erlegen sein<sup>88)</sup>.

Die beiden nächsten Pestjahre — 1551 und 1553 (—54)<sup>89)</sup> — hinterließen wenig Spuren; auch von den Verheerungen des Wechselfiebers, das 1558 über fast ganz Europa sich verbreitete<sup>90)</sup>, wissen wir nichts Näheres. Um so besser sind wir unterrichtet über das Auftreten der Epidemie im Jahre 1564 in unserer Stadt, um so mehr, als für dieses Jahr auch die (seit 1542 erhaltenen) Protokolle des Gemeinderaths uns manche Nachricht geben.

Nachdem das Jahr 1562, wo an vielen Orten die Beulenpest in furchtbarer Weise auftrat<sup>91)</sup>,

für Freiburg ohne Seuche vorübergegangen zu sein scheint, erschien dieselbe 1563 in Basel und ergriff 1563 und 1564 binnen Jahresfrist mehr als die Hälfte aller Bewohner und raffte ein Drittel derselben hinweg. Von da kam sie 1564 auch in's Breisgau herab. Auch hier fielen, nach den Aufzeichnungen des berühmten Arztes Jo. Schenck, der gerade damals sich als Helfer in



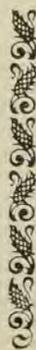
epidemische Hals- und Lungenentzündung mit so starker Ansteckungskraft als die grausamste Pestilenz<sup>23)</sup>. Am gefährlichsten und tödlichsten war damals die Pest für das jugendliche Alter, und von den 20—30 Leuten, die zeitweise täglich in Freiburg starben, gehörten die meisten diesem an. Da auch viele Fremden, die von der Pestilenz ergriffen wurden, herein in die Stadt



Tanzwuth, auch Veitstanz genannt, in Deutschland während der Pestzeit epidemisch verbreitet.

Nach einem Kupferstich aus Gottfried, Chronik, Frankfurt, Merian 1632.

der Noth um die Stadt sehr verdient machte, fast der vierte Theil der gesammten Bürgerschaft der schrecklichen Krankheit zum Opfer!<sup>22)</sup> Die vorherrschende Erscheinung der Pest war in diesem Jahre ein schnellen Tod herbeiführendes Nasenbluten. Dasselbe verdeckte zuerst die bössartige Natur der Seuche, der Tod trat meist so schnell ein, daß kein anderes Pestsymptom sich entwickeln konnte. Dazu kam dann in jenem Jahre noch eine auch geradezu



und in's Armenspital oder Armenhaus kamen, so war dasselbe dermaßen überladen, daß für die Freiburger Kranken selbst kein Platz mehr vorrätig war. Es waren im Oktober 1564 45 Personen zugleich darin, die an der Pest erkrankt waren. Daher wurde wiederholt den „Sollern“ an den Sollhäuschen bei ihrem Lide aufgetragen, keine fremden Bettler und franken Personen mehr in die Stadt herein zu lassen, und ebenso dem Hausmeister im Pestilenzhaus,

keine solchen mehr in's Haus aufzunehmen, ohne des Pflegers Vorwissen und Bewilligung<sup>24</sup>). Wo dieses Pestilenzhaus zu suchen ist, ist schwer zu sagen. Nach dem Wortlaut in den Protokollen ist es m. E. nur eine besondere Abtheilung im Armenhospital gewesen, das in der Vorstadt Neuburg, also im Nordwesten der Stadt an der Kligergasse, etwa da, wo heute das Krankenhospital hinter der Ludwigskirche liegt, sich befand

## Der Doctor.



**Ich bin ein Doctor der Arzney/  
An dem Harn kan ich sehen frey  
Was krankheit ein Mensch thut beladen  
Dem kan ich helfen mit Gottes guaden  
Durch ein Syrup oder Receipt  
Das seiner krankheit widerstrebt/  
Dass der Mensch wider werd gesund/  
Arabo die Arzney erfund.**

↳ Nach Jost Amman: Beschreibung aller Stände Frankfurt 1568.

(vgl. den Sickinger'schen Plan von Freiburg v. J. 1589). Es wurde bekanntlich auch „minderes“ oder kleines Spital genannt im Gegensatz zum „mehreren“ oder reichen oder großen Spital, das an der Münsterstraße und am Münsterplatz lag und das Haus Kaiserstraße Nr. 59 (das heutige Museumsgebäude), das Kapferer'sche Haus, das Gasthaus zum Geist und das Herzog'sche Haus umfaßte (vgl. die Urkunden des Heiliggeistspitals I. Band, S. VII). Es liegt aber sehr nahe, daß ein Theil der Pestkranken, namentlich bei Ueber-

füllung des Spitals, in das Sonderfiechenhaus oder Gutleuthaus in der Gegend des heutigen Wirthshauses zur Sonne an der Baslerstraße gebracht wurde, das freilich sonst nur für Ausfällige bestimmt war<sup>25</sup>). Uebrigens scheint eine Vorschrift, daß alle Pestkranken in das Pestilenzhaus gebracht werden und abgesondert werden müssen, nicht bestanden zu haben. Vielmehr waren manche auch in Privathäusern untergebracht. S. B. wird am 12. September 1564 vom Gemeinderath „uff des thumbdechans (gemeint sein kann nur der Domdekan des seit 1550 in Freiburg weilenden Baseler Domkapitels. Dasselbe wohnte bekanntlich im Gebäude des heutigen Bezirksamtes an der Kaiserstraße, das deßwegen „Basler Hof“ hieß) beschworn, bey dem herrn oberstenmeister gethan“ beschlossen, es „soll bey Bernhardt Rodten frouwen abgeschafft werden, den angegriffenen personen an der pestilenz nit also aufenndt halt zegeben, dieweil ir behausung an der straß gelegen ist“. Es wird also nicht an sich die Aufnahme von Pestkranken bei Privatpersonen verpönt, sondern nur in diesem Falle ein Verbot erlassen, weil die betr. Wohnung an der Straße gelegen sei. Es wird auch damals um so öfter vorgekommen sein, daß für Pestkranke Privatpflege gewünscht wurde, als über Joachim Tickenawer und seine Frau, denen man in erster Linie die Pflege der Kranken im Spital anvertraut hatte<sup>26</sup>), Klage geführt wurde, daß sie „den armen angegriffnen personen im hauß gar nit warten, sundern sich stets bewinen (d. h. mit Wein volltrinken) vnd so ärgerlichen vnd lästerlichen haußhalten, daß zu erbarmen seys“. Da auch noch ganz besonders ärgerliche Stücke über die Beiden erzählt werden, wird erkannt, den Tickenawer und sein Weib „ins spittalsloch ze legen“. Nach wenigen Tagen wurden sie zwar daraus wieder befreit, aber aus dem Hause geschickt. Ein Vierteljahr darauf, am 11. Dezember 1564, wurde dem Scherer, der die Pestkranken zu verbinden hatte, 1 Gulden wöchentliche Belohnung gegeben, da er bei den bisherigen 10 Batzen nicht mehr bestehen könne.

Das Jahr 1564 war für Freiburg somit wohl das schrecklichste aller Pestilenzjahre, wo man

mit Fug und Recht von einem großen Sterben sprechen konnte<sup>97)</sup>.

Dieses große Sterben zeichnet sich aber auch dadurch aus, daß 13 Jahre hindurch, bis zum Jahre 1577, epidemische Krankheiten z. Th. nicht minder bössartiger Natur folgten. Bald war es die eigentliche Pest, bald Skorbut, Ruhr, Wechsel- fieber, oft sogar mehrere dieser Krankheiten mit-

einander zur gleichen Zeit<sup>98)</sup>. In unserer Gegend trat die Pest- plage im Jahre 1574 wieder auf, sie ver- breitete ihre Schrecken volle 3 Jahre lang, bis 1577, am gefähr- lichsten aber war das Jahr 1576<sup>99)</sup>. Zwar fing man an, Leute aus angesteckten Ort- schaften der Umgegend von den Thoren der

Stadt abzuweisen; auch beauftragte die Universitätsbehörde die Vorstände der ein- zeln Stiftings- häuser (Kollegien), ihre Zöglinge (Munnen) möglichst darin abzu- schließen, sie zu er- muntern und deren Wohnungsräumlich- keiten und Schlafsäle rein zu halten (Schrei- ber, Gesch. d. Univ. II, 145). Aber alle Vor- beugungsmaßregeln

scheinen nichts geholfen zu haben! Wiederum sah sich die hohe Schule genöthigt, nach einem anderen gesünderen Aufenthaltsort sich umzusehen. Der Syndikus wurde mit Schreiben nach Konstanz, Villingen und Radolfzell geschickt, und da die Aufnahme namentlich in der letzteren Stadt eine sehr bereitwillige war, zogen alle unverehelichten Lehrer mit den meisten Studenten Mitte November 1576 nach Radolfzell<sup>100)</sup> und blieben daselbst bis

im Mai 1577; ein Theil war noch im Sommer „wegen damals schwebenden Sterbenslaufens“ daselbst vereinigt.

Wie in vielen Theilen Deutschlands<sup>101)</sup>, so traten auch am Oberrhein in den achtziger Jahren des 16. Jahrhunderts wieder Mißwachs, Theuer- ung und Krankheiten auf. Vielleicht war die damals, in den Jahren 1583—1586, bei uns auftretende Pestilenz

(„pestilentiae con- tagium“) auch die sog. Kriebelkrankheit, welche damals zuerst bekannt wurde. Schon wieder floh ein großer Theil der Universität,

diesmal auf den Schwarzwald nach Villingen. Im Win- ter 1583/84 wurden 11 Studenten in Frei- burg, 5 in Villingen immatrikuliert, die Uni- versitätsangehörigen hatten sich also wieder gerheilt<sup>102)</sup>. — Nach- dem dann das Jahr 1590 zur Abwech- slung eine Hungersnoth gebracht<sup>103)</sup>, trat in den Jahren 1595 und 1596 wieder eine pest- artige Krankheit auf. Damals wurden die interessanten Beobach- tungen des schon ge- nannten Arztes Jo. Schenck über die epi-

demischen Krankheiten seiner Zeit niedergeschrieben im 6. Kapitel („de febris, morbis epidemicis, pestilentibus et contagiosis“) der noch erhal- tenen *Observationes*<sup>104)</sup>. Diesmal war es auch in Freiburg, wie wir sicher wissen, die Kriebel- krankheit, die epidemisch auftrat<sup>105)</sup> und im Jahre 1595 wieder eine allgemeine Flucht der Universität nach der zähringischen Schwester- stadt, nach Villingen, veranlaßte. — Was da-



Wappen des Todes.

Nach einem Kupferstich von Albrecht Dürer.

mals die Verpflegung der zahlreichen Pestkranken dem Spital gekostet, ersehen wir aus dem Protokoll des Gemeinderaths vom 2. August 1595. „Die Ambrherren referiren, daß sie von den Pflegern des Pestilenzhauses dieser Tag Rechnung empfangen, darauß befunden, in dem vor dem Sterbet des Hauses Vermögen 4484  $\pi$  Rappen gewesen, das jetzt 4430 Pfundt Rappen vorhanden und also den ganzen Sterbet allein 54  $\pi$  in's Hauptguet verthon worden . . .“ Ein Pfund Rappenpfennige betrug (wenigstens im 14. Jhd.) etwa 20 Frcs., also 54  $\pi$  = 1080 Frcs. oder ca. 800 Mk. heutigen Geldes, wobei jedoch der viel höhere Geldwerth von damals in Berechnung zu ziehen ist<sup>106</sup>).



Tod und Arzt.

Nach einem Holzschnitt von G. Solbein.

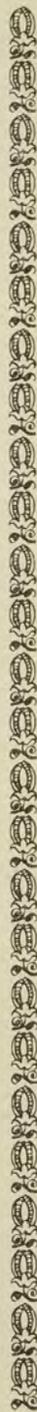
Im Ganzen hatten also im 16. Jahrhundert pestartige Krankheiten nicht weniger als 12 Mal die Stadt Freiburg und den Breisgau heimgesucht und — mitunter über mehrere Jahre sich erstreckend — ihre Schrecken verbreitet. Fast ebenso oft hatten sich Behörden, Professoren und Studenten der Universität<sup>107</sup>) und gewiß auch sonst wer konnte aus der verseuchten oder von der Seuche bedrohten Stadt geflüchtet. Aber das sechzehnte Jahrhundert stellte auch, wie schon gesagt, den Höhepunkt der Verbreitung epidemischer Krankheiten dar. Im 17. Jahrhundert nimmt sowohl die Häufigkeit des Auftretens als auch die Heftigkeit der Krankheit ab — trotz des dreißigjährigen Krieges, der an sich schon durch das um-

herziehende Kriegsvolk zu einer Ausbreitung angethan war und freilich auch mancherorts Seuchen hervorrief und begünstigte. Aber die Vorbeugungsmaßregeln sowohl als die Behandlung der Kranken selbst hatten doch unterdessen solche Fortschritte gemacht, daß trotzdem die Epidemien zwar langsam aber stetig abnahmen.

Für Freiburg finde ich im 17. Jahrhundert nur noch die Jahre 1610 und 1611, sowie das stürmische Kriegsjahr 1633 als Pestjahre verzeichnet. Während aber in jenen beiden erstgenannten Jahren die Krankheit in nur ganz geringem Grade aufgetreten zu sein scheint, war ihr Erscheinen im Jahre 1633 um so fürchterlicher, als die Bewohner schon genügend durch die Schrecken des (dreißigjährigen) Krieges, der seit dem Anfange der dreißiger Jahre auch in unsere Gegend sich gezogen hatte, heimgesucht waren. Vielleicht war die Seuche durch die fremden Soldaten eingeschleppt — die Stadt war Ende 1632 von den schwedischen Truppen besetzt worden, und schon schweiften wieder kaiserliche in der Umgegend umher —; denn thatsächlich waren in jenem Jahre die ansteckenden Krankheiten fast ganz auf jene Gegenden beschränkt, wo gerade die größten Heeresmassen standen, wenn sie nicht gar diese Heere allein nur betrafen<sup>108</sup>).

In Freiburg selbst nun sank damals die Bürgerschaft von 1500 auf 500 Mann, also auf ein Drittel, herab, ganz abgesehen von Weibern, Diensthoren und Kindern, und die Universität, deren Lehrbetrieb natürlich fast ganz stockte<sup>109</sup>), hatte den Verlust von acht Professoren zu beklagen<sup>110</sup>). In ganz schrecken-erregender Weise wird der Jammer jenes Jahres illustriert, wenn wir uns das offizielle Todtenbuch (*Catalogus mortuorum*) der Stadt (abgesehen von Herdern und Wiche)<sup>111</sup>) ansehen, das mir von Herrn Münsterpfarrer Schober freundlichst zur Einsicht überlassen wurde. Während im Jahre 1630 nur 64, 1631 nur 87 und 1632 nur 139 Todesfälle eingetragen sind, steigt die Zahl derselben 1633 auf die ganz erstaunliche Höhe von 543!<sup>112</sup>) Die Krankheit hat, nach den Rathsprotokollen der Stadt zu schließen, namentlich in der zweiten Hälfte des Jahres gewüthet. Am 19. August wird auf die Nachricht hin, daß in einer

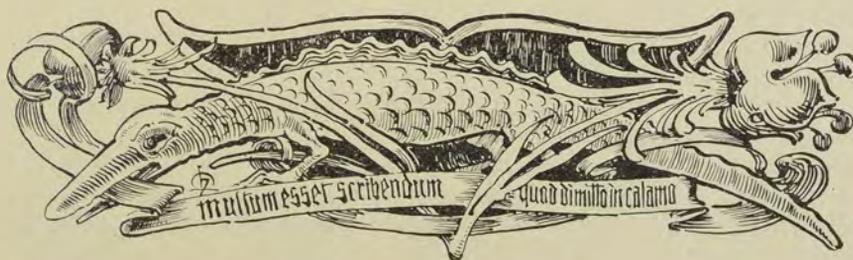
Nacht „etliche Kind“ in einem Hause der Neuburg an der Pestilenz gestorben seien, dem „Balbier“ (Barbier, Chirurg) Conrad Klötzlin befohlen, „die hiebevorn aufgerichtete Ordnung zu reassumieren und derselbigen fleißig nachzusetzen“. Ferner wird vom Rath beschlossen, „dergleichen Häuser zu beschliessen, die Leuth darauß außerhalb der Stadt oder in das Armhaus zu schaffen. Item bei der medica facultate um förderliche Visitation der Appenteckhen anzusuchen; sodann durch das Bauwambt verschafft werde, daß die Gassen geseibert, die Bäch nach ein ander abgeschlagen und geräumt werden“. Am 28. September wurde die Bestimmung getroffen, daß „abendt in der Nacht und morgen früe die Abgestorbenen begraben werden sollten“. Auf Ersuchen des Stadtraths wurden Anfangs Oktober „wegen der schweren Sucht“ Bestunden angeordnet, und zwar jeden Vormittag von 6–11 Uhr, in der Hoffnung, daß „ein jeder Hausvatter die Seinen zu gewissen Stundt dahin halten werde“. Ferner wurde (am 5. Oktober) beschlossen, „zwey Patent auszufertigen und selbige auff der Kanzel und dem Heuslein (gemeint ist wohl das Gerichts- oder Ganthäuslein beim sog. Esel auf dem Münsterplatz) abzulesen, das erst wie man sich bey diesen armselig und krankhen Zeiten verhalten sollte“ (vgl. oben); das andere bestimmte, daß für „die armen Bedürftigen“ Almosen gesammelt und wöchentlich zweimal im sog. Seelhaus ausgetheilt werden. Im November d. J. scheint die Pestgefahr eher noch zugenommen zu haben. Wenigstens wird dem oben genannten „Balbier“ befohlen, „einen Läufer, eine Wärterin und mehr Träger zu bestellen“, „auf's neue die Säuberung der Gassen angeordnet“ u. a. m.

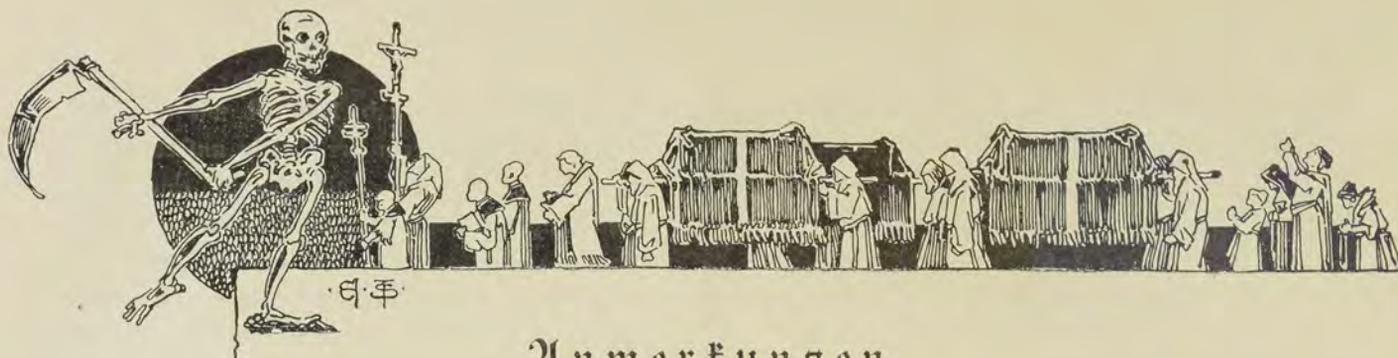


Aus der Zeit nach 1633 ist mir ein sicher beglaubigtes Auftreten der Pest in unserer Stadt nicht bekannt. Aber die Gefahr einer Einschleppung von außen war immer noch vorhanden. Noch am 26. November 1635 wird in Bezug auf die „so von locis contagiosis alhie ankhommen“, beschlossen: „ohne Vorweisung glaubwürdiger Paßzedel und Fede (= Urfehde, etwa = Sicherheitschein) ist Keiner, der von ungesunden Orthen herkombr, mehr einzulassen, sondern gahr ab oder in die Würr (Wiehre) auf ein Tag etliche daselbst sich aufzuehalten (also eine Art Quarantäne!) . . . zuweisen.“

Am 28. November d. J. wird dementsprechend „der Pulvermacher von Villingen, der mit Gewalt hereingetrungen“, mit 5 Kronen bestraft und wieder hinausgewiesen.

Von da ab wird die Pest im Allgemeinen in Europa immer seltener. Zum letzten Male verbreitete sie in größerem Umfange ihre Schrecken Ende der achtziger Jahre des 17. Jahrhunderts. Im 18. Jahrhundert herrschte zwar in den beiden ersten Dezennien noch im östlichen Europa (Türkei, Rußland, Polen) eine große Pest, die in einzelnen Fällen bis Hamburg und Braunschweig nach Westen vorrückte; auch sonst werden ab und zu einzelne Länder und Länderstriche von pestartigen Seuchen heimgesucht, so 1720–22 die Provence, 1738 die Donauländer, 1743 Sicilien u. s. w., ebenso im 19. Jahrhundert 1808 Konstantinopel und Umgebung, 1810 Dalmatien, 1812–15 große Theile von Rußland, aber von einem großen, allgemeinen Sterben wie früher kann nicht mehr die Rede sein. Von 1830 an ist die schrecklichste aller Volkskrankheiten vom Boden Europa's so gut wie verschwunden!<sup>113)</sup>





## Anmerkungen.

1) Zum Vergleiche diene folgende Gegenüberstellung. Im „großen Sterbejahr“ 1585 starben in Breslau an der Pest nicht weniger als 9000 von 40000 Einwohnern, also über ein Fünftel (22½ Prozent) der Gesamtzahl. In derselben Stadt Breslau fanden im Jahre 1866 während der stärksten Choleraepidemie von 160000 Einwohnern 4500, also kaum der dreißigste Theil der Bevölkerung (2,8 Prozent), den Tod. Sinkenstein, Deutsche Klinik, 1868, Nr. 3. (Janssen, Gesch. d. deutschen Volkes, VII, 406.)

2) In Venedig sollen 100000, in Florenz 60000 (nach anderen Angaben auch 100000 und zwar innerhalb sechs Monaten), in Paris 50000, in Wien 40000, in Erfurt 12000, in London mindestens 100000, auf Mallorca 15000 (oder 20000), in ganz Europa zwei Fünftel der Gesamtbevölkerung, dem schwarzen Tode zum Opfer gefallen sein. In Lübeck starben einmal in einer Nacht 1500, in Wien innerhalb 24 Stunden einmal 1400 Menschen. Man sagte damals, zu Noah's Zeiten hätte der Würgengel nicht so viele Menschen hinweggerafft, als dieser Pest unterlagen. In manchen Ländern blieben von 100 kaum 10, manche starben in derselben Stunde, in der die Krankheit sie ergriffen hatte. Nähere Einzelheiten z. B. bei Friedr. Schnurrer, Chronik der Seuchen, I. Theil, Tübingen 1823, S. 322—334. Haeser, Lehrbuch der Geschichte der Medizin, Jena 1845, S. 269; ebenderselbe, Gesch. d. epidemischen Krankheiten, Jena 1865, S. 124—139 (die neuere Bearbeitung konnte ich leider nicht einsehen); Sprenger, Gesch. der Arzneikunde, II. Theil, S. 560—562.

3) Haeser, Gesch. der epidemischen Krankheiten, S. 132.

4) Auch die Aerzte bezeichnen im Mittelalter mit febris pestilens (Pestfieber) fast jede epidemische oder ansteckende Krankheit. Erst die des 16. Jahrhunderts verbinden mit diesem Ausdruck den Begriff eines Fiebers, bei dem das Herz und das Blut von Säulniß ergriffen werden. Demnach entspricht dann febris pestilens dem, was wir ebenso unbestimmt typhöses Fieber nennen. Haeser, Gesch. d. Medizin, S. 329, Anm. 1.

5) Rudolf Maier, Jo. Schenk, seine Zeit, sein Leben, sein Wirken. Programm der Universität Freiburg zu Großherzogs Geburtstag 1878, S. 151.

6) Der Name kommt daher, daß man, wie Moses und Christus zur Reinigung ihrer Seele 40 Tage lang in der Wüste sich absonderten, auch zur leiblichen Reinigung und Beobachtung der Fremden, die aus dem von der Epidemie angesteckten Gebiet kamen, ursprünglich vierzig (quarante) Tage vorschrieb. Zum ersten Male soll eine solche ärztliche Beobachtung von Fremden bei ihrer Ankunft

im Hafen von Venedig zu der Zeit des schwarzen Todes stattgefunden haben, aber natürlich war sie nicht genügend. Die ersten umfassenderen Quarantäneanstalten wurden erst über ein Jahrhundert später eingerichtet, nämlich im Jahre 1474 in Palma auf Mallorca. Schnurrer, a. a. O., II, 16. J. Peters, Der Arzt und die Heilkunst in der deutschen Vergangenheit (Monographien zur deutschen Kulturgeschichte, II. Band), Leipzig 1899, S. 24.

7) Früher hatte man höchstens die Häuser, in denen Pestkranke lagen, durch ausgesteckte Fähnchen als solche bezeichnet und so vor der drohenden Ansteckung gewarnt. J. Peters, a. a. O., S. 58.

8) „Est stupenda res, quod hec plaga nunquam totaliter cessat, sed omni anno regnat jam hic, nunc alibi, de loco in locum, de provincia in provinciam migrando“ etc. Jo. Lange im Chronicon Numburgense (in Nendfen, script. rer. German. Sax., vol. II, col. 88). Haug, Geschichte der Universität Heidelberg, I. Band, Mannheim 1862, S. 250, Anm. 52.

9) Schreiber, Gesch. der Stadt Freiburg, III, 356. — In jenem Jahre soll der Gebrauch, beim Niesen eines Anderen „helf dir Gott“ zu sagen, gelegentlich dieser Krankheit entstanden sein. Wenigstens berichtet Schwel in in seiner kleinen Chronik, S. 142 (mitgetheilt bei Schnurrer, a. a. O. II, S. 76, Anm.): „In diesem Jahr (1529) grassirte eine Krankheit, die hat man den englischen Schweiß genannt, so nichts anders gewesen, als daß die Leut neben einem großen Schweiß am ganzen Leib nur haben gähnen und niesen müssen, und darauf gar schnell dahin gefallen sind und gestorben: dammenthero der Wunsch entstanden, wenn einer genossen, daß sie gesagt haben: helfe dir Gott! Naßen es noch heutigen Tags der Bruch ist. . .“

10) Ein englischer Arzt, John Raye, gab deshalb seiner Schrift, die er 1556 — also auffallender Weise erst nach dem letzten Auftreten — über diese Krankheit schrieb, den Titel „de ephemera britannica“ (die britische Eintagskrankheit). Rud. Maier, a. a. O., S. 146, vgl. über den engl. Schweiß auch Schnurrer, a. a. O. I, 23 ff. und 76, Haeser, Lehrbuch der Gesch. der Medizin, S. 315 und derselbe, Gesch. d. epidemischen Krankheiten, S. 297 ff., u. Janssen, Geschichte d. deutschen Volkes, VII, 395.

11) Schreiber, Gesch. d. Universität Freiburg, II, 374. Rud. Maier, a. a. O., S. 48, Anm. 2.

12) Schnurrer, a. a. O., II, 112 u. a., Haeser, Gesch. d. epidem. Krankheiten, II, 340—348. R. Maier, a. a. O., 147—149. Janssen, VII, 400.

13) Schnurrer, II, 137 ff. Haeser, Gesch. d. epidem. Krankheiten, 351. Janssen, VII, 406.

14) Solche sprechen mitunter von *pestilentia legitima* („ächter Pest“) und unterscheiden sie von der „falschen“ *pestilentia caeca et notha pestilentia*. Zaeser, a. a. O., 318. — Nebenbei bemerkt wurden auch die Ausfälligen — ebenfalls eine weit verbreitete Klasse von Kranken — meist mit dem allgemeinen Namen „Siechen“ oder „Sondersiechen“ bezeichnet. In Freiburg lag bekanntlich das Sondersiechenhaus in der Gegend des heutigen Wirthshauses „zur Sonne“ an der Baslerstraße, auch Gutleuthaus genannt (auf dem Sickingen'schen Plan der Stadt vom Jahre 1589 Nr. 53). Die 1480 gegebene Ordnung für dasselbe ist abgedruckt in den Urkunden des Heiliggeistspitals, II. Band, S. 535—539.

15) Zaeser, Gesch. d. Medizin, S. 261 und derselbe, Gesch. d. epidemischen Krankheiten, S. 59.

16) Daher die alten Verse:

„Drei Dinge sind, dadurch Jedermann

Der Pestilenz entfliehen kann.

Fluch bald, zuch weit von solcher Gränz,

Darin regiert die Pestilenz.

Komm langsam wieder in die Stadt,

Da solche Sucht regieret hat.“

(Schreiber, Gesch. d. Univ., II, 143.)

17) Wer sich für Weiteres interessiert, lese noch bei Janssen, VII, 508 ff. und bei R. Maier, 154 u. 155.

18) Da diese beiden damaligen Universalheilmittel im Manuskript des zu besprechenden Pestbüchleins vorkommen, so werden die Anmerkungen zu den betr. Stellen die nähere Erklärung geben. Ueberdies vgl. man Zaeser, Gesch. d. epidemischen Krankheiten, S. 321 ff.

19) Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte, I, 278.

20) Zaeser, Lehrbuch der Gesch. der Medizin, 327 und Janssen, VII, 395.

21) Bericht Hermann's v. Weinsberg in seinen Denkwürdigkeiten (J. 1541) bei Janssen, VII, 398; vgl. die Klage Luther's aus dem Jahre 1539: „Es flieht einer vor dem andern, und man kann weder einen Aderlässer noch einen Diener mehr finden. . .“ Döllinger, Die Reformation, ihre innere Entwicklung und ihre Wirkungen. . . Regensburg 1848, I. Band, S. 346.

22) Eine solche Aderlasttafel, gedruckt in Regensburg 1555, ist abgedruckt bei J. Peters, a. a. O., S. 56 u. 57; eine kleinere Zeichnung S. 39.

23) Ein solcher — mit Bezeichnung der für Aderlass und für den Gebrauch von Arznei bestimmten Tagen —, gedruckt in Ulm 1474, ebenfalls bei Peters, S. 40—41 (Beilage I).

24) Zaeser, Gesch. d. epidem. Krankheiten, S. 539. — Andererseits stellte schon zu Zeiten des Joh. Schenck, also im 16. Jahrh., ein gewisser Amb. Pars, freilich ein weißer Rabe unter seinen Kollegen, den Satz auf, daß die Pest weder durch Aderlassen noch durch Arzneien zu heilen sei. R. Maier, a. a. O., S. 154.

25) Es sind 3 Blätter, 21 cm hoch, 14 cm breit; die fünf ersten Seiten sind ganz, die sechste zur Hälfte beschrieben.

26) Die ersten Professoren der Hochschule, wie Joh. Pfeiffer de Widenberg, Conradus Odernheim de Frankfordia, Julianus Wolf de Haslach u. a., sind nämlich sämmtliche auch in das Matrikelbuch (1460) eingetragen.

27) Herausgegeben von G. Toepke, 3 Bde., I. Band die Jahre 1386—1553, II. Band die Jahre 1554—1662, III. Band Personen-, Orts- und Sachregister umfassend (Heidelberg 1884, 1886 und 1893).

28) Da der Sohn Heinr. Munsinger demnach in Heidelberg geboren war, so muß sich der Vater damals — die Geburt des Sohnes muß, nach den damaligen Altersverhältnissen der zur Universität gehenden Studenten zu schließen, in die Mitte der fünfziger Jahre fallen — in Heidelberg niedergelassen haben. — Nach Haug, Gesch. d. Univ. Heidelberg, I. Bd., Mannheim 1862, S. 258, wurde (unser) J. Munsinger 1428 vom Kurfürsten und Pfalzgrafen Ludwig II. zum „Diener“ (wohl *famulus*) angenommen: der Pfalzgraf ließ ihn in Padua doktorieren und sich von ihm, offenbar nachdem er Prof. med. geworden, das Versprechen geben, „bei der Universität und der Pfalz bleiben“ zu wollen, wogegen ihm jährlich 50 fl., 20 Malter Korn und 4 Fuder Wein gegeben wurden.

29) Es ist übrigens nicht einmal ganz sicher, ob er 1458 (und 1472) noch gelebt hat, denn die einfache Bezeichnung *alium doctoris H. M.* kann an und für sich eben so gut auf einen noch lebenden als auf einen schon gestorbenen Dr. med. H. M. sich beziehen. Nach Haug, a. a. O., S. 258, kommt J. M. als Professor der Medicin in den Acten der Heidelberger Universität noch bis 1452 sicher vor.

30) S. Schnurrer, a. a. O., I, 373. — In Heidelberg flohen damals nur Einzelne vor der drohenden Pestgefahr, zu einer Auswanderung der Bürgen aber kam es nicht. Toepke, Matrikelausgabe, p. XLI. — Von anderen Pestjahren, wenn man überhaupt annehmen will, daß das Schriftchen gerade gelegentlich des Wiederauftretens oder Trohens einer Seuche geschrieben wurde, kommen höchstens 1437 und 1439 in Betracht, wo die Seuche in Konstanz, Basel und im nördlichen Deutschland austrat (Schnurrer, I, 369 und 370).

31) Nach Krieger's historisch-topographischem Lexikon von Baden kommt schon im 13. Jahrhundert auch die Form Munsingen (mit s) vor (1239). In einer Urkunde des General-Landesarchivs in Karlsruhe ist für 1466 ein Junker Heinrich von Munsingen bezeugt.

32) Ich gebe die Schrift ganz so, wie im Original steht; nur die Interpunktionszeichen, die dort ganz fehlen, habe ich hinzugefügt. Zu großem Danke für werthvollen Aufschluß über manche Ausdrücke aus dem Gebiete der Heilkunde bin ich Herrn Dr. Karl Schmid hier verpflichtet.

33) Aderlassen.

34) Zwischen dem Daumen und dem Zeigfinger.

35) D. h. ist gut für das Haupt.

36) *vena mediana*, die mittlere Vene (am Arm).

37) Kleinste.

38) Widder.

39) Jugwer.

40) Bibernelle, *Radix Pimpinellae*, Bibernellwurzel; bocksartig riechend und scharf schmeckend, ein ätherisches Öl enthaltend.

41) Raute, Rautenblätter (*Folia Rutae*).

42) Salbei.

43) Vielleicht *Herba Marrubii*, Andornkraut, synonym Berghopfen?

44) Paradieskörner, der Same eines ostindischen Gewächses (*Cardomomum*), als Gewürz gebraucht.

45) *Cardomomen*, schotenähnliche Früchte von einem Ingwergewächse, in der Medizin als Zusatz zu abführenden Mitteln gebraucht.

46) Muß ein Gewicht sein.

47) Reeholder, alemannische Form für Wachholder.

48) Das heiße Getränk soll die Fieberhige im Körper austreiben, also Homöopathie (*similia similibus*)!

49) Genießen.

50) Magst du das Wasser nicht haben, nicht leiden.

51) Theriak, eine Art opiumhaltiger Latwerge, aus 70 Stoffen zusammengesetzt und lange Zeit als Universalheilmittel gebraucht. Die Verkäufer hießen gewöhnlich Triackerkrämer.

52) Purgierende, abführende Pillen, wie sie noch 1582 ein Dr. Strupp in Frankfurt als erstes Mittel in „Sterbensläufften“ empfahl (Janssen, VII, 405).

53) Kirbissen.

54) Kartoffeln können darunter natürlich nicht gemeint sein, denn diese fanden bekanntlich erst im 17. Jahrh. in Deutschland Eingang und Verbreitung. Wie schon die Zusammenstellung mit Kürbissen zeigt, muß darunter eine Gurken- oder Melonenart gemeint sein. Die Gebrüder J. und W. Grimm schreiben darüber in ihrem Deutschen Wörterbuch s. v. „Erdapfel“: „Das mhd. Erdepful, Erdephil ist pepo, unter welchem lat. wie unter dem griech. Worte pépon eine gereifte und essbare Gurken- oder Melonenart verstanden wurde, die noch heute in Bayern Pfebe heißt. . . . Es war gleichsam ein aus der Erde, nicht am Baum wachsender Apfel. . . .“

55) Laß die Hände von selbst wieder trocken werden: vgl. Pfarrer Kneipp!

56) Getränken.

57) Zeigt, bemerkbar macht.

58) Achseln, Achselhöhlen.

59) Kindern (unter 6) und alten Leuten (über 70 Jahren) setzte man statt des Aderlassens „Köpfel“, d. h. Blutegel, und zwar „an stat der hauptader zwen Köpf hinten an den hals, an stat der median auff die schuldern, an stat der leber oder ouff die kniebugen oder arschbacken vnd wol bißten (picken) lassen, das viel bluts herausgee“. Regensburger Aderlasttafel v. J. 1555.

60) Die männlichen Geschlechtsteile.

61) Wäre es ader, daß sich der G. zeigte. . . .

62) Wohl = an den dicken (Theilen) d. h. an der Sitzgegend.

63) Fahre? oder fern?

64) So warm er es leiden (ertragen) mag.

65) Mithridat (*Electuarium Mithridatis*), ein als Universalmittel gebrauchtes Gegengift, aus 54 Stoffen bestehend, eine Art Latwerge. Den Namen hat es von dem König Mithridates VI. (dem Großen) von Pontos, der sich bekanntlich an verschiedene Gifte gewöhnte und dieses Arzneimittel erfunden haben soll.

66) Der Sieche, der von der Seuche Befallene.

67) Besonders Zühner und Zühnerbrühe. . . .

68) erwellen = aufwallen machen, fieden.

69) Oft.

70) Desto besser.

71) In diesen „Läufen“ oder „Sterbensläuf(t)en“.

72) Ueberhaupt trat die Pest am Oberrhein im 15. Jahrhundert nur 1420 (Schwaben, vorab Augsburg) und 1438–39 (Basel, Konstanz u. a. Städten) auf (Schnurrer, I, 365 u. 369). Freiburg scheint beide Male mit dem Schrecken davongekommen zu sein.

73) Protokoll der Artistenfakultät vom 24. Aug. 1474: *Congregata fuit facultas ad providendum scolaribus nostris tempore pestis, et conclusum fuit, quod omnes et singuli scolares et baccalarii nostre facultatis, qui tempore pestis durante essent ubicunque extra nostram vniuersitatem sub regimine alicuius magistri nostre facultatis, complerent tempus et actus ad quemcunque gradum ac si in nostra universitate versarentur. . . .*

74) 31. Okt. 1474. . . *fuit conclusum, quod magistri debent incipere legere libros suos ordinarios, si quis possit habere etiam tres audientes non obstante paucitate audientium propter pestem.*

75) So wurde u. A. (22. Nov. 1474) beschlossen, daß das Fest der heiligen Katharina, der Patronin der artistischen Fakultät (25. Nov.) in diesem Jahre nicht gefeiert werden solle propter absentiam scolarium, baccaliorum et magistrorum fugientium pestem. Auch andere Festlichkeiten fielen aus propter pestem et horrorem et timorem scolarium. Ebenso wurde am 26. Nov. d. J. beschlossen, daß man von der ordentlichen Disputation absehen wolle bis Weihnachten „uel ad revocationem magistrorum et scolarium fugientium pestem“.

76) Zaeser, *Gesch. der epidemischen Krankheiten*, S. 314.

77) Schnurrer, a. a. O., II, 18.

78) Schnurrer, II, 19.

79) Beschluß der Artistenfakultät vom 21. Juni 1492: *concessum fuit magistris in facultate regentibus, ut ad aliquem locum se cum scolaribus transferrent; etiam conclusum est, quod baccalarei et scolares sub regimine eorundem magistrorum . . . ac si in Friburgo, loco studii, morarentur. . . .* Protokoll vom 10. Juli: *. . . auditi fuerunt magistri, qui tempore pestifero venerunt ex cinitatibus Cellaradolphi, Brisach et Nuwenburg. Fuerunt quidam missi, mgr. Caspar Höly (Helin) ad Cellaradolphi et mgr. Georgius Meyerhoffer de Gamundia ad Brisach . . . pro receptione magistrorum et scolarium. Tamen negativam responsionem reportauerunt. . . .* Daraufhin wird der Beschluß vom 21. Juni wiederholt. — Die meisten Universitätsangehörigen scheinen damals (wie auch 1501) nach Rheinfelden geflohen zu sein; ja man zog sogar ernstlich in Erwägung, die Hohe Schule dauernd dorthin zu verlegen. — Schon von September (1492) an ließ man alle Vorlesungen ausfallen, einstweilen bis Epiphania (1493) oder bis zur Rückkehr des Rektors und der Universität. (Senatsprotokoll vom 20. Sept. 1492: *. . . fuit conclusum, quia pro tunc pestis nimium inualescebat et seviebat, quod omnes deberent suspendi usque ad festum Epiphaniarum Domini seu usque ad revocationem Rectoris et universitatis . . . ; et hujus modi*

suspensis debet publice ad Dominicam proximam in valvis ecclesie intimari.)

80) Cum subiade pestilens aura non parvi nominis viros maturae adhuc aetatis e medio sustulisset, qui non sine laude et theologie et artium liberalium profuerant subselliis, adhuc grassante epydemia universitas nuntium de suo et concilis et regentia existentem collegiatum ad famatum illud Parrhisiarum generale studium ordinavit et misit, qui tum proemiis et promissis alios alliceret, quos in demortuorum loca universitas idonee posset ordinare. Acta universitatis („Archigymnasii Friburgensis iusta defensio“, v. J. 1523 wahrscheinlich). Der eine der Verstorbenen, Contr. Barner, kann, nach der Matrikel zu schließen, kaum 25 Jahre alt gewesen sein.

81) Freilich hatte man sich unterdessen so an den Gedanken einer öfteren Wiederkehr der Pest gewöhnt, daß z. B. im Jahre 1497 bei Anstellung der beiden italienischen Rechtslehrer Jo. Angeli de Besutio und Paulus Citadinus am 15. Juni der Senat als Bedingung ihrer Aufnahme in den Universitätsverband ausdrücklich beifügte: „Item tempore pestis tenentur sequi universitatem, quocunque se vertat, alias carebunt stipendio suo“. (Riegger, Amoenitates Friburg., p. 67.) Sie wurden also nur unter dem Vorbehalte angestellt, daß sie zu Zeiten der Pest und einer dadurch hervorgerufenen Auswanderung der Universität auch an den interimistischen Sitz derselben mitzögen.

82) Schnurrer, II, 55.

83) In der Artistenfakultät namentlich wurde geklagt: quod tunc quam plurima exercicia formalia caruerunt magistris exercitantibus . . . etiam in universitate et facultate artium paucitas erat suppositorum propter epidemiam ingruentem.

84) Schreiber, Gesch. d. Universität Freiburg, I, 150.

85) Näheres über diese und die folgenden Pestjahre und ihren Einfluß auf die Immatrikulationen siehe in meinen „Mittheilungen aus den Matrikelbüchern der Universität Freiburg (XV. u. XVI. Jahrh.)“ in der Zeitschrift der Gesellschaft für Geschichtskunde XIII. Bd., S. 1–77. — In den Protokollbüchern trat vielfach in Folge der Auswanderung große Verwirrung ein. Die Eintragungen in dem Protokollbuch der Artistenfakultät fehlen vom 1. Nov. 1518 bis 29. Aug. 1520 gänzlich.

86) Mitgetheilt von J. Teff, Philipp Engelbrecht, I. Theil, S. 19, Beilage zum Jahresbericht des Progymnasiums Donaueschingen 1898.

87) Vgl. Zimmerische Chronik, Ausg. v. Barack, I, 576: Ich finde aber, das im Jar n. Chr. . . . 1495 ain groß landtsterben fast durch die ganz teutsch nation . . . eingebrochen . . . Begab sich, daß im bemelten jar im herpst, zu welcher zeit dann pestis am meisten phlegt zu wüeren. . . .

88) Janssen, VII, 397. An manchen Orten war übrigens das folgende Jahr 1542 noch schlimmer: in Wesslingen starben in demselben ca. 3500 Menschen.

89) In Basel raffte damals die Bubonenpest 1000 Menschen hinweg. Aus der Nachbarschaft der beiden

Städte ist wohl zu schließen, daß es damals auch bei uns in Freiburg die eigentliche Beulenpest war.

90) A. Maier, a. a. O., S. 142.

91) In Tübingen fielen ihr von 40000 Einwohnern in der Zeit von Neujahr 1562 bis 30. April 1563 nicht weniger als 9034 zum Opfer. Janssen, VII, 399.

92) A. Maier in der mehrfach genannten Biographie Schend's, S. 44 und (bei Besprechung der Observationes) S. 153. — Da nach einer anderen Notiz — bei Schreiber, Geschichte der Stadt Freiburg, III, 356 — zwölf Tage nach Weihnachten, also Anfangs des Jahres 1564, wo die Pest, die im Juli begonnen hatte, aufhörte, im Ganzen 2000 Opfer der Pest gezählt wurden, so muß — die Richtigkeit jener Angabe vorausgesetzt — die Stadt damals 8–9000 Einwohner gezählt haben.

93) Schnurrer, II, 109.

94) Vgl. die Rathsprotokolle vom 28. August und vom 20. Oktober 1564. — Im letzteren wird namentlich auch darüber Klage geführt, daß in Folge der Ueberfüllung des Pestilenzhauses die Kosten so sehr wüchsen, und beschlossen „damit des Weins nit soviel usgange, soll man auf drey becher hiltziner, da jeder ein viertel von einer moß halte, treiben lassen, und jedem franken über einmal nit mer dann ein becher mit weins geben. Es sollen auch die personen, so nit inns hauß gehören, herausgethan werden“.

95) Bestimmungen über den Verkehr der dort wohnenden Siechen in der Stadt sind abgedruckt im II. Bd. der Spitalurkunden, S. 535 (vgl. auch Poinignon, Geschichtliche Ortsbeschreibung von Freiburg, S. 38).

96) Sonst waren namentlich „die weiber so das almosen im seelhauß (eine Art Rettungshaus, mit der doppelten Bestimmung der Unterhaltung armer Fremder und der Rettung sittlich verwahelloster Menschen, vgl. P. Albert, Geschichte der Stadt Radolfzell, S. 113. Jedenfalls war es in Freiburg ein mit dem Spital in Verbindung stehendes Haus) vund kauffhauß nemen“, mit der Pflege und Wache bei „den armen franken, so mit der sucht der pestilenz ergriffen werden“, betraut. Und als Klage kam, daß dieselben sich dessen weigerten, wurde am 23. Aug. d. J. vom Rathe der Stadt beschlossen, daß eine „Musterung“ der Almosen Empfangenden angestellt und „die, welche sich zur Wartung der Kranken nicht herbeilassen wollen, des Almosen verlustig gehen sollen“.

97) Ein Beweis, daß auch die Regierungen allmählig mehr als früher der Sache sich annahmen, ist u. A. der, daß gerade in jenem Jahre 1564 — wie übrigens schon früher Seitens einiger Reichsstädte geschehen war — die herzoglich württembergische Regierung eine gedruckte Belehrung darüber erscheinen ließ, wie man sich bei der Pest zu verhalten habe. In der Hauptsache war es eine Empfehlung von Pillen aus Euphorbium, Mastix und Saffran. Schnurrer, II, 108.

98) Haeser, Gesch. der epidemischen Krankheiten, S. 318.

99) Wahrscheinlich kam sie auch damals wieder aus Italien zu uns. Die Verödung der Westküste Italiens, in der Gegend von Pisa und anderen Orten, wird von Manchen auf die Verheerungen dieser schrecklichen Seuche in jenen

Jahren zurückgeführt. Schnurrer, II, 126 und 127, Zaeser, a. a. O., 319, Janssen, VII, 405.

100) Diese Stadt empfahl sich vor anderen hauptsächlich auch durch die Billigkeit der Lebensmittel und durch das Vorhandensein passender Räumlichkeiten für die Aufnahme der Alma mater. Näheres siehe bei P. Albert, Gesch. der Stadt Radolfzell, Radolfzell 1896, S. 351 u. 352.

101) Janssen, VII, 405 ff.

102) Näheres in meinen „Mittheilungen aus den Matrikelbüchern“, S. 24 und 25. — Damals, im Jahre 1583, sah sich die Universität nach einem eigenen Hause zur Aufnahme der aus ihrer Mitte Erkrankten um. Sie mietete nach längeren Verhandlungen mit der Stadt ein Haus „zum Turnsee“ genannt, also jedenfalls in der Nähe des ehemals der Aebtissin von Waldkirch gehörenden Freihofs zum Turnsee in der Gegend des heutigen Viehreh-Bahnhofs (Poinignon, Geschichtl. Ortsbeschreibung von Freiburg, S. 148), und bestellte einen Chirurgen und Wärterinnen. Der Kauf eines eigenen Hauses wurde erst aus Anlaß des Wiederkehrens der Seuche in den Jahren 1610 und 1611 herbeigeführt, und zwar lag dieses Universitätskrankenhaus in der Vorstadt Neenburg. Schreiber, Gesch. der Universität Freiburg, II, 146 und 147.

103) Damals fanden keine Promotionen statt „ob promovendorum paucitatem et summae annonae caritatem“ (Protokollbuch der Artisten).

104) Von K. Maier, a. a. O., S. 139–168, besprochen.

105) Schnurrer, II, 146. — Wie damals im Münster öffentliche Gebete gehalten wurden und die Franziskaner um die Seelsorge der Kranken im Spitale und Leprosenhause sich annahmen, berichtet J. Hansjakob, „St. Martin als Kloster und Pfarrei“, Freiburg 1890, S. 50.

106) Zum Vergleiche diene folgendes. Um dieselbe Zeit (16. Jahrh.) erhielt kaum ein Universitätsprofessor 50 Gulden jährlichen Gehalt, also da die damaligen Goldgulden etwa unseren früheren badischen Gulden (à 1 Mk. 71 Pfg.) an Werth gleichkommen, keiner auch nur 84 Mk., gewiß wenig genug, wenn man bedenkt, daß Manche eine große Familie zu unterhalten hatten — wenn auch die uxorati, d. h. die verheiratheten Lehrer der Hochschule noch in der Minderheit waren. („Si tanti essent reditus universitati, quantos nonnulli — etsi hallucinentur — esse putant, non haberent regentes — qui diei et aestus pondus ferunt — tam macra exiguaque stipendia sive salaria, paucis etenim demptis . . . nullus in singulos annos quinquaginta recipit aureos, quamvis eorum aliqui satis amplam educare cogantur familiam. . .“ Aus einer wahrscheinlich von Jo. Brigoicus im Jahre 1523 verfaßten Verteidigungsschrift (iusta defensio) der Universität.) Die Gesamteinnahmen der Hochschule machten im Anfange des 16. Jahrhunderts keine 1400 Gulden (= 2400 Mk.) aus. — Schon bei anderer Gelegenheit habe ich erwähnt, daß die durchschnittliche Jahresausgabe eines Studenten damals nur ca. 20 Gulden (34 Mk.) betragen (etwa gleichviel, als ein

einfacher Handwerker im Jahre verdienen konnte). Im Vorlesungsverzeichniß der (1502) neugegründeten Universität Wittenberg vom Jahre 1507 wurde sogar — offenbar um Studenten anzulocken — besonders hervorgehoben, daß man in dieser Stadt mit 8 fl. jährlich leben könne!! — Der im Jahre 1595 in wenigen Monaten gemachte Aufwand für die Verpflegung der Pestkranken der Stadt Freiburg war also, so unscheinbar uns die Summe an sich, mit heutigen verglichen, vorkommt, doch so groß, daß man damals mindestens 12 Universitätsprofessoren ein Jahr lang damit hätte besolden, oder daß 2 Duzend Studenten ein Jahr lang davon hätten leben können.

107) Daß auch an anderen Orten zur Zeit der Pestilenz solche Auswanderungen stattfanden, braucht wohl kaum besonders erwähnt zu werden. Ich habe solche Fälle in meinen „Mittheilungen aus den Matrikelbüchern“ a. a. O., S. 20, Anm. 18, aufgeführt und füge hier noch folgende hinzu: Von Tübingen flohen die Universitätsangehörigen 1482 — also schon 5 Jahre nach Errichtung der Hochschule — nach Rottenburg, ebendahin 1520 und 1521 (Urkunden der Universität Tübingen, Tüb. 1877, S. 488 und 619); wie aus der ältesten Matrikel jener Hochschule hervorgeht, zerstreuten sich ferner die Akademiker 1530 und 1531 theils nach Blaubeuren, theils nach Neuenbürg und Ofterdingen. — Die Universität Heidelberg floh 1491 nach Speier, 1533 nach Schönau (im Odenwald), 1563 nach Oppenheim, 1564 nach Eppingen, sodann nach Mosbach, Eberbach, Wimpfen und anderen Orten (Töpke, Einleitung zur Matrikelausgabe, p. XLI; Haug, Gesch. d. Univ. Heidelberg, I, 356 und 366). Von Wittenberg fanden 1527 und 1535 Auswanderungen statt nach Jena, von Zerborn öfters nach Siegen (Die Nassauer Drucke der kgl. Landesbibliothek in Wiesbaden, von Ant. v. d. Linde, Wiesbaden 1882, S. 340) u. s. w.

108) Schnurrer, II, 173.

109) Die Summe der Immatrikulirten betrug im Winter 1632/33: 10, im Sommer 1633: 0, 1633/34: 2, 1634: 0! u. s. w.

110) Schreiber, Gesch. d. Stadt Freiburg, IV, 28.

111) Die Martinspfarre wurde erst 1785 errichtet. Hansjakob, St. Martin als Kloster und Pfarrei, S. 121 ff.

112) Leider herrscht im Todtenbuch bei den Einträgen der beiden folgenden Jahre solche Verwirrung, daß die Zahlen für diese Jahre nicht angegeben werden können. 1636 starben dann wieder 57 (bei einigen steht ausdrücklich dabei peste se. mortuus), die Einträge für 1637 fehlen wieder, 1638 waren es 42 u. s. w. — Unter jenen 543 im Jahre 1633 Verstorbenen waren natürlich auch viele von dem fremden Kriegsvolke (mit miles bezeichnet); ebenso unter den im Eheschließungsbuche Eingetragenen, sonst könnte auch nicht die Zahl der Verehelichungen von 59 im Jahre 1632 im Jahre 1633 trotz der so ungünstigen Zeitverhältnisse auf 65, 1634 auf 120 sich erhöhen.

113) Ueber das 17., 18. und 19. Jahrhundert siehe Zaeser, Gesch. d. epidemischen Krankheiten, S. 369–374 und S. 411–423.





## I. Geschichtliches.

**HIER** die obgenannte Burg des anmuthigen Brettenthales, östlich von Emmendingen, hat uns vor noch nicht langer Zeit (1893) unser Ehrenmitglied Herr Professor S. Maurer, jetzt in Mannheim, zu erzählen versucht. Ich sage ausdrücklich versucht; denn er mußte sich damals noch auf außerordentlich bescheidene Andeutungen beschränken. Es bezeugen dies seine eigenen Worte: „Die Ueberbleibsel der Burg liegen so versteckt im Walde, daß man sie von unten gar nicht bemerkt“; „die Burg selbst ist gegenwärtig ein Trümmerhaufe, nur ein Stück der Mauer an der Grabenseite steht noch aufrecht“, sowie an anderer Stelle: „Dieser Theil der Burg ist ganz verschwunden und nur einige bemooste Quadersteine, zwischen denen Waldbäume emporgewachsen sind, zeugen noch, daß ehemals hier Gebäude standen“. Veranschaulicht wurde dieser Zustand durch die jener Abhandlung beigegefügte Zeichnung des genannten Mauerstumpfes aus der Hand unseres Mitgliedes Herrn S. Lederle (Abb. 1). Kein Wunder also, wenn uns Maurer über die Anlage der Burg im Ganzen wie im Einzelnen, wie sie den jetzigen Resten entspräche, so gut wie nichts zu berichten weiß und wenn die Kunde von ihr überhaupt nicht in weitere Kreise gedrungen ist!

Allerdings führt sie W. Piper in seiner Burgenkunde (1895, S. 777) unter dem, einem köstlichen Mißverständnis entsprungenen, vorübergehend aber üblichen Namen Rumor<sup>1)</sup> auf. Allein ohne irgend weitere Angaben; denn die dort vorhandenen sind durch einen Fehler im

Drucksatz hierher gelangt und gehören 17 Zeilen höher zum Artikel Rugg.

Um so eifriger und erfolgreicher hat sich S. Maurer bemüht, die geschichtlichen Schicksale unserer Veste und ihrer Besitzer, der Herren von Keppenbach, aufzuklären und die Grundlagen dafür namentlich in einer schon älteren Abhandlung „Das Freiamt und die Herren von Keppenbach“, Freiburg i. Br. 1877, 8<sup>o</sup> (Sonderabdr. aus der Zeitschr. d. histor. Ges.) der Öffentlichkeit vorgelegt. Eine Prüfung auf die Zuverlässigkeit seiner Quellen und die Richtigkeit seiner Folgerungen steht mir nur betreffs seiner aus der Urkunde von 1350 entnommenen Anschauungen über die damalige Burg und was damit zusammenhängt zu. Da ich in der That hierin zu abweichenden Ergebnissen gelangt bin, so werde ich mich weiter unten (IV. Abschnitt) mit dieser kritischen Erörterung kurz befassen. Im Uebrigen aber verwende ich, zumal mir sonstiges literarisches Material nicht zu Gebote steht, die Angaben Maurer's als maßgebende geschichtliche Stützpunkte.

Für das Herrengeschlecht der Keppenbacher genügt für unsere Zwecke das Folgende.

Urkundlich als erster erscheint Hartmut von K. als Ministeriale („Dienstmann“) der Herzöge von Zähringen (oder der Markgrafen von Baden) i. J. 1160. In den nächsten beiden Jahrhunderten lebte das Geschlecht in fast ununterbrochenen Fehden mit den Markgrafen von Hachberg, der Abtei Thennenbach, den Bürgern der Stadt Freiburg und vielen Anderen; sein ursprünglicher Wohlstand schwand immer mehr, Burg und Güter mußten theilweise verpfändet werden, und in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts waren die

auf ihrer Burg hausenden Herren weit und breit als Raubritter berüchtigt. Sie machten also ihrem Wappen, das nämlich in Gold einen schwarzen Adlerfuß mit ausgespreizten rothen Fängen zeigt (siehe Schlußvignette), in der That alle Ehre<sup>2)</sup>. Im Jahre 1399 wurden sie Lehensmänner des Hauses Oesterreich und scheinen im 15. Jahrhundert unter der Obergewalt der österreichischen Herzöge im Breisgau minder gefährlich, aber auch minder hervorragend geworden zu sein.

Ueber die Burg der Keppenbacher erfahren wir zunächst, daß sie i. J. 1276 zuerst in einer Urkunde erwähnt, daß sie i. J. 1336 bereits zu einer Ganerbenburg mit dem Geschlechte der Snewelin zu Freiburg gemacht und i. J. 1396 auf Befehl des österreichischen Herzogs Leopold IV. unter Mitwirkung der Bürger Freiburgs gründlich zerstört und „gebrochen“ wird. Durch besondere Begünstigung des österreichischen Herzogs Friedrich erhalten alsdann die Herren von K. im Jahre 1408 die Erlaubniß, ihre Burg

wieder neu aufzubauen, und dies müssen sie auch gethan und, wie auch ihre Lehensnachfolger, in den nächsten hundert Jahren dort gehaust haben; denn es wird uns endlich berichtet, daß die Burg im Jahre 1525 einer abermaligen Vernichtung durch den „Bauernhaufen der unteren Markgrafschaft“ anheimfiel. Daß auch diese eine gründliche war und blieb, bezeugt ein von H. Maurer (1877, S. 31 ff.) mitgetheiltes Bericht aus dem Jahre 1636, worin es heißt: „also, daß heutigen Tags nichts mehr, denn alte zerfallene Mauerwerk zu sehen übrig ist“. Damit verschwindet der Name der Burg und ihrer Herren aus den bis jetzt bekannten Quellschriften.



Abb. I. Die Burg Keppenbach im Jahre 1894.  
Wiederholt aus dem 20. Jahrgang, Seite 91.

Jedenfalls erhellt aus Vorstehendem die für unsere Zwecke wichtige Thatsache, daß die Burggeschichte in zwei scharf von einander geschiedene Perioden zerfällt, nämlich die der alten Burg bis 1396 und die der neuen Burg 1408—1525. Wir werden also auch bei unserem Bestreben, die Bauüberreste selbst aus ihrem fast 400 jährigen Grabe zu erlösen und zum Reden zu bringen, immer auf diese zeitlichen Unterschiede Rücksicht zu nehmen haben.

Was ferner das Alter der „alten“ Burg betrifft, so wird man sich nicht auf die Bezeugung ihres Bestehens i. J. 1276 zu beschränken brauchen, sondern aus dem beurkundeten Vorkommen der Herren von K. als angesehenen Ministerialen vom Jahre 1160 an mit einiger Wahrscheinlichkeit schließen dürfen, daß unsere Burg bereits um die Mitte oder das Ende des 12. Jahrhunderts bestand.

## II. Die Ausgrabungen.

Bei Anlage eines Fahrweges am mitt-

leren Abhänge des Schloßberges i. J. 1886 wurden am Fuße des stark aufragenden Felsens, auf dem später der Donjon D (s. Abb. 3) aufgedeckt worden ist, zwei schöne und merkwürdige Reliefsteinplatten (s. Abb. 12 a und b) gefunden. Dieselben gelangten nach Karlsruhe in die Großh. Sammlungen für Alterthums- und Völkerkunde. So wurden sie für unser Ehrenmitglied Herrn Geheimen Rath Dr. E. Wagner Veranlassung, an unseren Verein die Anfrage zu richten, ob dieser nicht in der Lage sei, mit Unterstützung des Großh. Ministeriums weitere Nachforschungen an jener Fundstelle vorzunehmen. Dieser Anregung entsprach unser Verein gerne, und ebenso bereit war der Verfasser

dieser Zeilen, den ihm durch Vereinsbeschluss zugewiesenen Auftrag zu übernehmen, sofern man sich nicht auf bloße Schürfarbeiten beschränken, sondern eine möglichst weitgehende Aufklärung über die fast „sagenhafte“ Ruine Keppenbach herbeiführen wolle.

Die Hauptarbeit dieser so eingeleiteten Ausgrabungen vollzog sich im September und Oktober 1898, ließ aber immerhin noch eine große Reihe wichtiger Einzelfragen ungelöst und ist deshalb während der weiteren Jahre in kleinem aber stetigem Umfange fortgeführt worden<sup>3)</sup>.

sandung und Ueberwucherung, welche die Bewältigung großer Erd- und Schuttmassen sowie das Fällen und Ausroden zahlreicher Bäume erforderte, um so fühlbarer geltend. Dabei fehlte es naturgemäß an einer genügenden Uebersichtlichkeit der Gesamtanlage der Burg; ihre Ausdehnung aber, die ein Vertheilen der Arbeiter an weit von einander entfernte Arbeitsplätze nöthig machte, erschwerte zugleich deren hinreichende Ueberwachung sehr, zumal, da man beim Graben stets darauf zu achten hatte, ob die gefundenen Grundmauern der neuen oder der alten Burg zuzu-



Abb. 2. Das am Fuße des Schloßberges gelegene Dorf. Südlicher Zugang.

Die Schwierigkeiten, die den Grabarbeiten entgegentraten, waren im vorliegenden Falle nicht unerhebliche. Zwar wurde der Mißstand, daß sich das Trümmerfeld zum Theil auf hochbewaldeten Domänen- und zum Theil auf Privatgrund erstreckte, dadurch gehoben, daß mir Herr Oberförster Hof in Emmendingen in liebenswürdigster Weise vielfache Unterstützung und im Forste volle Freiheit gewährte und Herr Gemeinderath Sillmann in freundlichem Entgegenkommen eine hinreichende Entfernung seines Waldbestandes gestattete. Allein andererseits machten sich die schwierige Beschaffung der nöthigen Arbeitskräfte und die seit vielen Jahrhunderten erfolgte Ver-

schreiben seien und weil das Auftreten sehr vieler einzelner Fundstücke eine stete Beaufsichtigung durch den Leiter erheischte. Sehr dankenswerth war mir in dieser Hinsicht die aufmerksame Hilfe des Waldhüters Herrn Gerber; ganz besonders nützlich aber erwies sich mir betreffs der Vorarbeiten die Zeichnung, welche unsere Mitglieder, die Herren Architekt K. Bauer und Professor Dr. Fr. Leonhard, gelegentlich eines früheren Besuches der Ruine von den Ueberresten der Oberen und Mittleren Burg angefertigt und mir zur Verfügung gestellt hatten.

So verlockend es gewiß war, auf andere Reliefplatten von der Schönheit und Bedeutung

der obengenannten zu fahnden, so mußte doch jede planmäßige Schürfung von vorne herein unterbleiben, da deren voraussichtliche Fundstelle unmittelbar unter der neuen Straße lag und also die Abtragung und Wiederherstellung derselben nicht nur einen außerordentlichen Arbeitsaufwand erfordert, sondern auch die unzulässige Unterbrechung des Verkehrs zur Folge gehabt hätte. Ich begnügte mich daher in dieser Hinsicht mit einer Absuchung des abwärts sich noch erstreckenden Berghanges und habe dabei immerhin einige, wenn auch bescheidenere Funde (s. Abb. 13, 14, 15, 16) machen können.

Was endlich die Fortführung der Arbeiten in den folgenden Jahren betrifft, so war mir dieselbe nur durch die unausgesetzte Bereitwilligkeit des Ortsdieners Herrn Warter möglich, der sich von Anfang an mit regstem Eifer an den Grabungen betheiligte hatte <sup>4)</sup>.

Das Gesamtergebniß vereinter Thätigkeit lege ich nunmehr den Lesern in Schilderungen kürzester Fassung vor, indem ich auf die Abbildungen <sup>5)</sup>, zunächst besonders auf die Grund- und Aufrisse (Abb. 3), verweise und auf kritische Auseinandersetzungen nur gelegentlich eingehen werde.

Die gleiche Rücksicht auf wünschenswerthe Kürze hat mich veranlaßt, auf jeden Vergleich mit anderen Burgen zu verzichten.

### III. Die Neue Burg

(1408–1525).

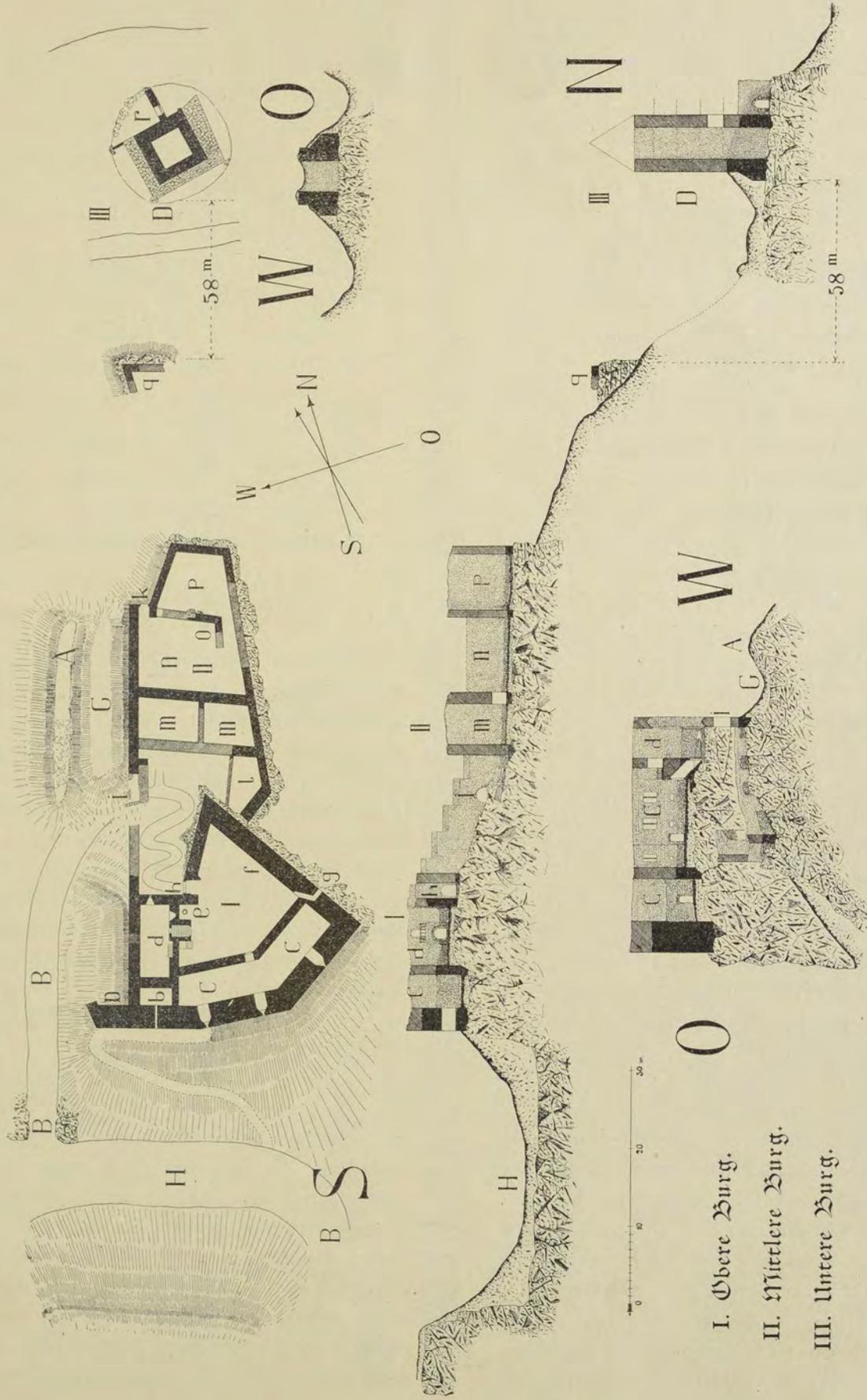
Aus dem Gebirgsstocke zwischen Thennen- und Brettenbach springt da, wo der Thalweg des letzteren aus der westöstlichen in die südliche Richtung übergeht, ein mächtiger Felsgrat von Schwarzwald-Gneis kulissenartig von Süd nach Nord in das Thal hervor und senkt sich von seiner ursprünglichen Höhe von ca. 120 m stufenartig bis zu 80 m Höhe über dem Flußbett herab. Auf ihm ist unsere Burg aufgeführt. Die Erbauer erreichten damit den doppelten Vortheil, von seinem höchsten Punkte aus die nach Süden und Westen sich anschließende Hochfläche des Glasig und von seinem tiefsten, am weitesten vorspringenden Theile das Brettenthal nach beiden Richtungen überschauen zu können. Aus der Wahl dieses

Platzes erklärt sich denn auch ohne Weiteres nicht nur die unregelmäßige Form, sondern auch die im Allgemeinen langgestreckte und nur wenig in die Breite gehende Gestaltung der Burganlage, wie sie der Grundriß veranschaulicht; ihre Gesamtlänge beträgt, in der Luftlinie gemessen, circa 200 m, ihre mittlere Breite etwa 35 m. Nicht minder günstig war die Verthlichkeit für die Beschaffung des erforderlichen Baumaterials. Einerseits boten sich hierfür jene mächtigen Gerölhalden dar, denen wir im Gebiete des Schwarzwald-Gneises als Begleiter solcher Felskulissen oft begegnen, andererseits treten in geringer Entfernung die mächtigen Schichten der Buntsandstein-Formation zu Tage, da die große westliche Verwerfungslinie des Schwarzwaldes dicht hinter der Burg über die genannte Hochfläche hin, das oberste Brettenthal durchschneidend, nach Norden zu verläuft. So sehen wir denn bei allen Bautheilen zur Ausführung der Mauern die abgerundeten Gneis-Bruchstücke („Bollen“), dagegen für die Einfassungssteine (Thüren, Fenster, Scharfen und Treppen) und für die Ornamentierungen die grauen und rothen Sandsteine, vermuthlich aus dem am linksseitigen Thalabhange des Brettenbaches gelegenen Meisele-Wald, verwendet. Kunstzeugnisse wie Backsteine, Dachziegel aus gebranntem Thon scheinen nur stellenweise zur Verwendung gelangt zu sein; allgemein aber begegnet man der Benützung von Mörtel (Speiß) für das rauhe Mauerwerk und für die Versetzung der Haussteine.

Ein ganz besonderer Vorzug des Ortes war endlich seine natürliche Festigkeit und Sicherheit. Nach Osten und Norden (Thal) gewährte der steile Abfall des Grates völlige Sturmfreiheit; nach Westen, wohin er sich etwas flacher senkt, war immerhin durch wenige künstliche Eingriffe einiger Schutz zu beschaffen und nur nach Süden, der Hochfläche des Glasig zu, mußte ein solcher Eingriff ein umfassenderer sein. Daher sehen wir denn auch an dieser Stelle den 35 m breiten und 10 m tiefen Halsgraben (H) ausgehoben, wodurch die unmittelbare Verbindung mit der Hochfläche aufhörte und ein Anstürmen des Feindes sehr erschwert wurde.

Freilich scheint jenem Vorzuge auch ein erster Nachtheil gegenüberzustehen, nämlich die

Abb. 3. Grund- und Aufrisse der Burg Keppenbach (1 : 725).



I. Obere Burg.

II. Mittelere Burg.

III. Untere Burg.

H Holzgraben; B Burgweg; A Außenwall; G Graben; D Donjon; a Stützfeiler; b—c Schildmauer; b Eckbau; e Langhaus; d Palas; e Abfallgrube; f Ofenmauer mit Holztauten; g Entwässerung für den Burghof; h oberes Thor und innerer Burgweg; i Hauptburgthor; k Nebenthor; l Schmiede; m—n Wirtschaftsgänge; o Fundstelle des Mühl- oder Schleiffsteins; p Wohnhaus; q Vorwerk; r altes Zugangsthor zum Donjon.

Erschwerung der Verbindung der Burg mit der Außenwelt, also auch mit den für die Verpflegung der Burgbewohner so wichtigen Besitzungen der Herren von R., namentlich soweit dieselben im Thale gelegen waren. Von letzterem aus direkt auf die Burg konnte höchstens nur ein Fuß- und Saumpfad, und auch dieser wohl nur bis zum tieft gelegenen Burgtheile, geführt werden; während ein für Lastfahren brauchbarer eigentlicher Burgweg lediglich auf großen Umwegen erst auf die Hochfläche und von da zu den höchst gelegenen Theilen zu gelangen vermochte. Die Spuren eines solchen im Thale will H. Maurer (a. a. O. XX, S. 85), der sich sonst jener Ansicht anschließt, in der Nähe von Reichenbach noch wahrgenommen haben. Von einer Ueberbrückung des Halsgrabens kann jedoch, meiner Ansicht nach, keine Rede sein, da schon seine Breite von 35 m dies sehr unwahrscheinlich macht und auch bauliche Andeutungen für eine solche nicht mehr erkennbar sind. Vielmehr glaube ich, daß der eigentliche Burgweg hauptsächlich nur die Verbindung mit der Hochfläche, wo zahlreiche Güter und Ländereien der Herren von R. lagen, bezweckte, von hier auf der noch jetzt benützten Waldstraße von Osten aus in den Halsgraben und durch denselben rechts einschwenkend zwischen den ausgesprengten Felsen (B) zum Hauptburgthor (i) führte. Nur auf diese Weise wird zugleich der fast immer befolgten Forderung der Burg-Architektur Genüge geleistet, daß der Burgweg in seinem letzten Theile die Burg zur rechten, nämlich zur unbeschilderten Seite haben muß. Herr Oberförster Hof, der in den Jahren 1886—88 gerade in diesem Reviere verschiedene größere Wegeanlagen ausgeführt hat, erkennt in jener Waldstraße ebenfalls den alten Burgweg. Man sieht demnach, daß der oben berührte, mit der Anlage des Halsgrabens scheinbar verknüpfte Nachtheil eben einfach gehoben wurde, indem man ihn selbst zum Burgweg verwendete. Dagegen führt diese Thatsache zu einer anderen seltsamen Folgerung. Denn da natürlich die diesem Wege nächsten Theile der Burg als die „vorderen“, die entfernteren als die „hinteren“ bezeichnet werden müssen und da in unserem Falle jene die höchstgelegenen, diese die tiefstgelegenen sind, so wird

entgegen allen gewöhnlichen Anschauungen vom Thale aus zunächst die „hintere Burg“ gesehen werden. Glücklicher Weise liefert nun die später zu besprechende Urkunde von 1350 den interessanten Beweis, daß in der That die alten Burgherren und ihre Genossen diese Ansicht über Vordere und Hintere Burg getheilt haben, womit rückwärts die Lage des Burgweges auf der Hochfläche dargethan ist.

Auf Grund der verschiedenen Höhenlage gliedert sich die Burg am naturgemäßeften in:

- I. Obere Burg, als die höchste;
- II. Mittlere Burg, unmittelbar an jene stoßend, aber in ihrem Haupttheile um 7 m tiefer liegend;
- III. Untere Burg mit einer Tiefenlage ihres Hauptbaues von circa 40 m unter dem Hofe der Oberen Burg.

Es stellen mithin I und II die Vordere, III die Hintere Burg dar.

### I. Obere Burg.

Die Grundform der Oberen Burg erscheint in Anpassung an die natürliche Felsgestaltung als eine unregelmäßig trapezförmige mit einem Flächenraum von circa 500 qm. Die wichtigste Seite der Ringmauer bildet die gegen die Hochfläche als Angriffsseite gerichtete und zugleich zur Bestreichung des Halsgrabens bestimmte Südwand, in der beträchtlichen Stärke von 3 m und ausgerüstet mit drei großen Nischenscharten. An ihrer Außenseite verräth sie in den Ansatzstücken eines Entlastungsbogens, in den größeren Lagen von Buckelquadern (Bossen), in der Einmauerung ganzer oder zerbrochener Schartenbänke deutlich die Ueberreste der früheren zur „alten“ Burg gehörenden Ringmauer, und im Westen gegen den Burgweg B ist sie durch einen kräftigen, beiderseits mit Bossen bekleideten Strebepfeiler (a) abgestützt. In gewissem Sinne kann man sie also als eine Art „Schildmauer“ bezeichnen, nur braucht man hier nicht an eine außergewöhnliche Höhe zu denken, da ja die Angriffsseite hier keine Bergseite ist, eine Ueberhöhung also ausgeschlossen war, vielmehr die Gebäude der Burg die Hochfläche weithin beherrschten. Rechtwinkelig an diese Schildmauer stößt die westliche Ringmauer mit

der überraschend geringen Dicke von 1,50 m, an ihrer Außenseite gleichfalls an verschiedenen Stellen Buckelquadern aufweisend, aber ohne alle Scharten und in der Front nur wenig geschützt durch den ausgesprengten Felsgraben mit dem ansteigenden Burgweg B. Der östliche Theil der Ringmauer zeigt ebenfalls keine Scharten, dagegen wieder, obwohl an der durch den steilen Absturz gesicherten Seite liegend, eine Dicke von 2,50 m; eine an ihrer Außenseite sichtbare, von Haussteinen umrahmte längliche Öffnung (g) ver-

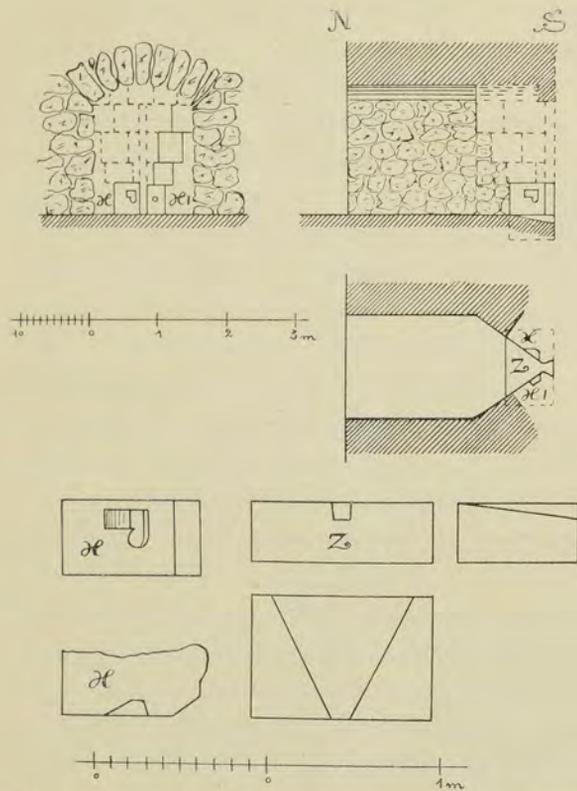


Abb. 4. Scharten der Schildmauer. ( $1/100$  und  $1/40$  nat. Gr.)

mag ich nur als die Ausflußmündung eines Entwässerungskanals für den Burghof zu deuten. An dem nördlichen, mehrfach gebrochenen Theile der Ringmauer liegt das 1,50 m breite Obere Burghor (h) mit dem steilen Wege abwärts zur Mittleren Burg. Innerhalb dieses Ringels liegen die folgenden Gebäude.

Der Eckbau (b) zeigt nur das unterste Geschoss noch vollständig erhalten, das durch einen schrägen Lichtschlit in der südlichen Ringmauer erhellt und nur von oben zugänglich war, also einen verließartigen Aufbewahrungsort bildete.

Auch von dem anstoßenden Langhaus (c) erscheint nur dessen unterstes Geschoss, das 1—1,5 m unter dem Burghofe liegt, durch eine Thür mit ihm in Verbindung steht und seine Belichtung von diesem erhielt. In diesem

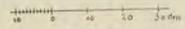
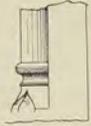


Abb. 5.

Aus Palas d.  
( $1/20$  nat. Gr.)

Geschosse dürfen wir wohl den Hauptwehr- und Waffenraum erblicken, da er die oben erwähnten drei gleich großen und gleich eingerichteten Nischenscharten aufweist, deren eine uns die Ab-

bildung 4 veranschaulicht. Sie entstammen offenbar noch der Zeit vor dem Gebrauche des Schießpulvers und waren für Bogen und Armbrust geplant, haben keine Brust-

mauer, sondern einen bis auf die Sohle reichenden Visier- und Schieß-

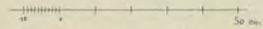
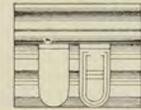


Abb. 6. Kranzgesims aus Palas d.

( $1/20$  nat. Gr.)

schlitz, weil sie eben neben dem Fernschuß vor Allem die Be-

streichung des senkrecht unter ihnen liegenden Halsgrabens gestatten sollten, und zeigen an den untersten Seiten-

steinen Löcher für das Einschieben eines Prellholzes oder eines Drehzapfens an der Schießwaffe. In der Abbildung, die die besterhaltene wiedergibt, sind die auf Vermuthung gegründeten aber kaum zu bezweifelnden Er-



Abb. 7. Pfeilergesims aus Palas d.

( $1/20$  nat. Gr.)

gänzungen durch gestrichelte Linien angedeutet.

Bei dem zweiten Aufbau der Burg i. J. 1408 wurden die Reste der alten Scharten in unveränderter Form wieder ausgebaut, da sie ja für Handfeuerwaffen gleich gut brauchbar waren.

Da in den Schuttausfüll-

ungen von b sowohl wie von c, soweit dieselben durchsucht wurden, keinerlei feiner gearbeitete Haussteine und Ornamente an's Licht kamen, so scheint die Annahme nicht unbegründet, daß die oberen Geschosse beider Bauten jedenfalls nicht die Prunkzimmer der Burgherren enthielten.

Zweifelsohne mußten sie im Ernstfalle, weil nach der Angriffsseite gelegen, zur Vertheidigung eingerichtet und verwendbar sein.

Die sonstigen Einzelfunde sind höchst unbedeutend und bestehen aus Topf- und Ofenscherven, eiserner Kette (bei a), Pfeilspitze, Stein- kugel (9,5 cm), Bleikugel u. s. w.

Das an der West-Ringmauer angebaute Haus (d) ist unstreitig der Palas oder das eigentliche Herrenhaus (Koststube). Dies geht schon aus den im Schutte noch aufgefundenen und in Abb. 5, 6, 7 wiedergegebenen Ziersteinen hervor, die auf die prunkvollere künstlerische Ausstattung der oberen Geschosse hinweisen. Dabei deuten die romanische Halbsäule (Abb. 5) sowie die an der äußeren Nordwand noch sichtbaren Buckelquadern an, daß von dem älteren Bau an dieser Stelle noch Manches für den Neubau Verwendung fand, während die einem Kranzgesimse angehörenden Werkstücke (Abb. 6 und 7) sicher dem Neubau von 1408 zuzuschreiben sind. Einen sprechenden Beleg dafür giebt das an dem einen erscheinende Wappenbild mit der österreichischen Querbinde, da die Herren von Keppenbach i. J. 1399 Lehensleute Oesterreichs geworden waren. Fast vollständig erhalten ist noch der 2,80 m hohe Keller dieses Palas, an dessen Westwand eine vermauerte ehemalige Scharte (?) den Beweis erbringt, daß auch dieser Mauerrest noch der alten Burg angehört, während an der Nordwand eine 95 cm über dem Boden befindliche, 1,40 m hohe Nische für die Belichtung sorgte, aber zugleich durch ihre excentrische Lage nach der Ringmauer zu, wie durch ihre Gestaltung fast zweifellos macht, daß sie auch als Schießscharte behufs Bestreichung des inneren Burghofes dienen sollte. An der Ostwand liegt einerseits die steinerne Treppe zum zweiten Stocke und andererseits die 1,22 m breite Zugangsthüre mit Rundbogen, von der aus der überwölbte Kellerhals mit einer Treppe und einem oberen Rundbogenthore auf den 2,5 m höher gelegenen Burghof führt. An der Außenseite dieser Ostwand erscheint dieser Kellerhals als Vorbau und trug wohl früher einen, dem dritten Stocke angehörenden Altan. Links neben ihm ist eine breite, zum Theile aus alten Sandsteinwerkstücken hergestellte Freitreppe vorhanden, die in den zweiten Stock

des Hauses führte, zu dem auch das nördlich des Kellerhalses befindliche Fenster mit Nische gehört. Als letzter Ueberrest der Eingangsthüre, zu der jene Freitreppe führte, ist auf deren oberster Stufe ein Steinblock mit aufliegender Bleiplatte bemerkbar, in welcher die Thürangel sich drehte. Für die Obergeschosse kamen anscheinend ziemlich umfangreich Backsteine (24,5 : 13,5 : 5,0 cm) zur Verwendung, und das Dach war mit Hohlziegeln verschiedener Größe bedeckt; von beiden sind im Schutte viele aufgefunden. Weiter traf man in demselben, namentlich längs der Ostwand, auf zahlreiche Scherven richtigen Tafelglases, woraus erhellt, daß für diese Seite des Palas eine solche Fensterverglasung bestand. Die sonstigen Fundstücke beschränken sich auf eine Ofenscherbe, ein meißelartiges Werkzeug (9 cm lang mit Schneide von 0,8 cm) und eine Art Stichsäge, sowie Bruchstücke größerer und kleinerer Knochen.

An der gegenüberliegenden östlichen Ringmauer (f) sind nirgends Ansätze oder Grundmauern zu Steinbauten entdeckt worden, wohl aber zahlreiche Dachhohlziegel. Daraus darf mit Recht geschlossen werden, daß hier längs der ganzen Mauer mit Ziegeln gedeckte Holz- oder Fachwerkbauten vorhanden waren.

Inmitten dieser Gebäude lag der Burghof, von dem aus man an das Obere Thor (h) gelangt. Die Suche nach dem so außerordentlich wichtigen Brunnen ist bisher vergeblich gewesen; es bleibt daher kaum eine andere Annahme, als daß der Keller des Eckbaues b als Wassercisterne gedient hat. Allerdings stieß man bei e in dem Winkel am Palas unter einer 25 cm dicken Lehm- schicht auf einen aus behauenen, ungefähr 10 cm starken Bruchsteinen ohne Mörtel zusammengesetzten Mauerkranz von fast kreisförmigem Querschnitte, nämlich 58 : 65 cm Durchmesser. Derselbe war mit schwarzem Schutte ausgefüllt, in welchem zahlreiche Knochen, Topfscherben und ein eiserner Schlüssel lagen, und ließ sich bis auf 90 cm Tiefe freilegen, wo eine größere Sandsteinplatte ihn abschloß, die zunächst auf einer dicken Lehm- schicht, dann auf dem Felsen auflagerte. Darnach kann dieses etwas räthselhafte Ding von nur  $\frac{1}{4}$  cbm Inhalt wohl nur als eine alte Abfallgrube angesehen werden, die später nicht mehr benützt und

desßhalb mit jener 25 cm dicken Lehmhaube be-  
deckt wurde.

Nicht minder eifrig ist nach Treppenanlagen  
für die oberen Geschosse vom Burghofe aus  
(Treppenthurm) oder im Innern der Gebäude  
(Wendeltreppen) geforscht worden; denn da beim  
Palas ein drittes Geschosß zweifellos bestand und  
für die vorderen Steinhäuser mindestens die gleiche  
Höhe angenommen werden muß, so erscheint eine  
genügende Treppenverbindung unabweisbar. Es  
ist indessen bis jetzt kein Aufschluß in dieser  
Richtung erzielt und als einzig mögliche nur  
diejenige über den Palas und seine Freitreppe  
erwiesen worden.

Inwieweit in den oberen Geschossen sämt-  
licher Gebäude besondere Räume und Vorrichtungen  
zu Vertheidigungszwecken sich befanden, steht da-  
hin. Daß solche bei der Dürftigkeit derartiger  
Anlagen auf der oberen Burg, zumal an der  
Süd- und Westfront ein dringendes Bedürfnis  
waren, läßt sich nicht verkennen. Dagegen liegt  
für die Annahme eines größeren Burgturmes  
in unserem Falle ein solches Bedürfnis nicht vor,  
weil von den Plattformen oder Dachräumen der  
Gebäude eine genügend weite Umschau gehalten  
werden konnte. Will man jedoch an dem Vor-  
handensein eines solchen auch hier festhalten, so  
läßt sich derselbe in dem Eckbau (b) und seiner  
Höherführung annehmen, freilich ohne ihn in  
seiner Struktur mit sonstigen Burgtürmen, ge-  
schweige denn Bergfrieden, vergleichen zu dürfen.

Den Gesamteindruck der Oberen Burg er-  
hält der Leser auf Abb. 3 in dem Längsschnitte  
S—N und dem Querschnitte O—W.

## 2. Mittlere Burg mit Vorwerk.

Die Mittlere Burg, 7 m unter dem oberen  
Burghofe liegend, zeigt auf dem, von der ge-  
schlossenen Ringmauer umgebenen, ca. 550 qm  
umfassenden Flächenraum eine Reihe von Grund-  
mauern, aus deren kümmerlichen Resten sich noch  
weit weniger als auf der Oberen Burg etwas  
über die Gestaltung und Bestimmung der einzelnen  
durch sie angedeuteten Gebäude entnehmen läßt.  
Ihrer Zahl nach scheinen mir fünf sichergestellt;  
und da bei 1 Eisenschlacken und Holzkohlen sich  
fanden, so dürfte dies die Schmiede sein, während

die Gebäude m und n als Wirtschaftsgebäude  
(Ställe, Scheunen u. s. w.) angesehen werden  
müssen, zumal in dem Bezirke von m und in dem  
davorliegenden unteren Burghofe mehrfach Thier-  
knochen u. s. w. und in dem Raume n bei o ein  
1,22 m großer, 12 cm dicker Mühlstein (? Schleif-  
stein) aus röthlichgelbem Sandstein mit einem  
Achsenloch von 14 cm gefunden wurde. Der Bau p  
dürfte seiner Lage wegen eher ein „festes Wohn-  
haus“ gewesen sein. Auch die sonstigen höchst un-  
bedeutenden Einzelfunde geben über Ausstattung  
aller dieser Baulichkeiten keinerlei Aufschluß. Diese  
sind nämlich: verschiedentliche Thonscherben von  
Oefen und Geschirr (bei i), Nägel und Krampen,  
Blech, Schlüssel (bei l), großer Ring (7 cm Durch-  
messer), eine 7,5 cm breite und 6 cm hohe Schnalle,  
ein Sporn (bei l), mehrere Pfeilspitzen, ein Messer  
(bei i), alles aus Eisen; ein Stück Bleirohr (bei i),  
ein Eberzahn (bei n) und Muschelschaalen. Die  
an verschiedenen Stellen gefundenen Hohlziegel  
weisen auf eine solche Bedachung hin. Einzelne  
in der Nähe von i gefundene Reste großer bis  
zu 42 cm langer, 17 cm breiter und unten spitz  
auslaufender Flachziegel dürften vielleicht von der  
Bedeckung der treppenförmig abgestuften Ring-  
mauer von der Oberen Burg herab oder von der  
des Burgttores herrühren.

Die Lage, Gestalt und Größe des Haupt-  
burgttores i, sowie der letzte Verlauf des  
Burgweges (B), wie sie in der Abb. 3 zur Dar-  
stellung kommen, sind lediglich vermuthete. Aller-  
dings ist bei k ein zweites Thor thatsächlich frei-  
gelegt, das auch bis zuletzt in Gebrauch gewesen  
sein muß, da unmittelbar in seiner Nähe ein eisernes  
Thürschloß, Schlüsselblech und Scharniere gefunden  
wurden; allein schon seine geringe Breite von  
1 m wird gewiß Jeden überzeugen, daß dies nur  
ein Nebenthor gewesen ist. Da nun die Stelle  
bei i die einzige, bisher unklar gebliebene, an der  
ganzen hier allein in Betracht kommenden West-  
front ist, da ferner die aufgedeckten eigenthüm-  
lichen Pflasterungen auf etwas Besonderes deuten,  
so wird auch die Verlegung des Burgttores  
hierher begründet und, da das obere Burgtor  
erwiesenermaßen 1,50 m breit ist, auch seine an-  
genommene Weite von 2 m als zutreffend er-  
scheinen.

Die Westfront ist durch einen vorliegenden, ca. 5 m breiten Graben (G) und daran sich anschließenden Außenwall (A), der zum Theile aus festem Fels, zum Theile aus dem bei Felsen- sprengung entstehenden Abfall besteht, zu schützen versucht; dagegen ist es bis jetzt nicht gelungen, unter den großen Schuttmassen vor dem Nebenthore (k) Reste von Schutz- und Vertheidigungs- werken für dasselbe aufzufinden, obwohl sie durch- aus nothwendig wären. Vielleicht gehört der in 23 m Horizontalentfernung von der Front des Hauses p und dabei 10 m tiefer als die Mittlere Burg auf einem Felsvorsprunge (? „Tollen“) liegende Mauerrest q, der von mir als „Vor- werk“ bezeichnet ist, zu einer Reihe von Be- festigungsanlagen, die sich bergaufwärts bis zum

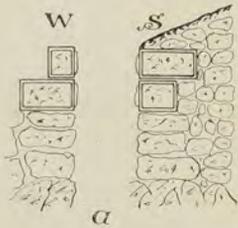


Abb. 8 a. Südwestecke des Donjonsockels. (1/100 nat. Größe.)

Thore k erstrecken und zu dessen Schutz bestimmt waren.

### 3. Untere Burg.

Auf dem unterhalb der Mauerreste des Vorwerkes q sich ausdehnenden Abhange haben sich bis auf eine Horizontalentfernung von circa 58 m und bei einer Senkung von ca. 25 m irgend welche Reste alten Gemäuers bis jetzt nicht auffinden lassen; vielleicht ist eine den Abhang sich hinabziehende grabenartige Vertiefung auf ein Eingreifen von Menschenhand zurückzuführen und dann mit der Burganlage in Verbindung zu bringen.

Ist man aber jene 25 m abwärts gelangt, so steht man auf dem letzten Absturze des Felsgrates und sieht nunmehr den aus einem völlig überwachsenen Schutthügel freigelegten Stumpf eines großen Wohthurmes oder Donjons (D) vor sich, der zweifelsohne den Hauptbestandtheil der Unteren Burg gebildet hat (Abb. 3). Die Felsplatte, auf der er sich erhebt, ist auf beiden Flanken (Ost und West) durch künstlich geschaffene oder erweiterte Schluchten isoliert, wie der Querschnitt O—W der Abbildung veranschaulicht, und gewährte dadurch noch größeren Schutz. Die Grundform des Thurmes ist quadratisch mit 7,50 m Seite, die oberen Wandstärken zeigen auf allen

Seiten 1,70 m, so daß der Innenraum central liegt. Nach dem Thale zu steht die keinerlei Buckelquadern aufweisende Nordmauer einfach auf dem Felsen; an den anderen mit einzelnen Buckelquadern, besonders an den Kanten, bekleideten Seiten laden diese unten zu einem Sockel aus, so daß hier die Seitenlängen auf 8,50 und 10,50 m anwachsen. Die N—O-, N—W- und S—O-Ecken bauen sich mit rauhem Mauerwerk aus Gneis-Bollen unmittelbar auf dem Felsen auf, während die S—W-Ecke eine sorgfältigere und zum Theile sogar aus Buckelquader-Kantsteinen bestehende Bauart zeigt (Abb. 8 a). Nur an der Nordwand füllt der Thurm die Felsplatte nicht ganz aus, und hier ist denn auch eine kurze Sperrmauer bis zum Rande des Absturzes geführt worden, die zu-

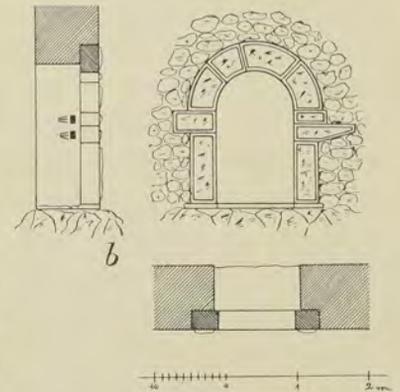


Abb. 8 b. Altes Thor zum Donjon D. (1/100 nat. Gr.)

gleich ein wohl- erhaltenes, aus Buckelquadern aufgeführtes, 1,25 m weites Zugangsthor (r) enthält, das mithin sowohl der Zerstörung von 1525 als der von 1396 glücklich entgangen ist (Abb. 8 b). Von

ihm aus hat ein Fußsteig durch die östliche Schlucht hinab in's Thal geführt, wie denn auch noch bei der Freilegung außen vor dem Thore ein offenbar künstlicher, damit in Beziehung stehender Lehm- beschlag des Bodens gefunden wurde.

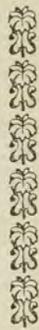
Der vorhandene Stumpf zeigt nirgends einen Ausgang; er ist also zweifellos als das erste oder Kellergeschos eines Thurmbaues anzusehen und seine ursprüngliche Höhe noch größer als die jetzige (5,25 m) gewesen, da keinerlei Kragsteine für die obere Balkenlage angetroffen wurden. Wohl aber fanden sich solche in der Erdausfüllung des Innern und außer diesen zahlreiche große Werkstücke aus rothem Sandstein, wie Buckelquadern, Kantsteine, Kämpfersteine u. dergl., die ohne Weiteres dar- thun, daß noch andere Obergeschosse vorhanden waren. Bei der allerdings nur zum Theile durch-

geführten Ausräumung des Innern traf man in den oberen und mittleren Lagen spärliche Mengen holzkohlenartiger Massen, vereinzelt Knochen sowie Topf- und Ofenscherben. Ganz unten, auf der Sohle, die sich mit kalkhaltigem Lehm beschlagen erwies, lagen zwei eiserne Nägel von 10,7 cm Länge mit rundem Kopfe von 4,5 cm Durchmesser, eine eiserne Kette, ein angeschnitztes Stück (12 cm) eines Unterschenkelknochens und ein rechteckig zugeschnittenes Geweihstück (4 cm lang, 2,3 breit, 1,2 dick). Ob dieser tatsächliche Befund unsere Phantasie berechtigt, sich hier das Schaugemälde eines armen Gefangenen zu entwerfen, der sich die langsam schleichende Zeit seines Elendes durch Schnitzarbeit zu verkürzen trachtet, mag dahingestellt bleiben, immerhin trägt er dazu bei, jenen Stumpf mit Recht als das „Verließ“ eines großen Thurmbaues anzusehen.

Der äußere Schuttmantel lieferte beim Abtragen zunächst kleinere Werkstücke, darunter auch Bruchstücke eines seiner Verzierung nach wohl romanischen Fensterpostens, eines Bogensteines mit Halbkugelornament und einer unregelmäßig achteckigen Säule (abwechselnd 12 und 9 cm Seite)

sowie zahlreiche von der Bedachung herrührende Zohlziegel. Von sonstigen Fundstücken sind außer einigen Schleifsteinbruchstücken, Holzkohlenresten, vereinzelt Knochen und außer den später zu erwähnenden, am Thore gelagerten, noch besonders hervorzuheben:

An eisernen zwei große Thorscharniere, zahlreiche Nägel und Krampen, Eisenblech, eine zu einer Panzerung gehörige Kniescheibe (?), mehrere Pfeil- und Lanzenspitzen und eine unten abgerundete, 12,5 cm lange Spitze von Kreis-



rundem Querschnitte (1,5 cm) mit abgebrochenem, prismatischem Zapfen aus hellklingendem Stahl; an thönernen neben zwei Topfdeckeln außerordentlich zahlreiche Bruchstücke von Töpferarbeiten. Dieselben stellen überwiegend halbkreisrunde Tischen (9,5 cm weit, 6,5 cm tief) dar, von denen leider keine ganzen, sondern nur die oberen Enden, einzelne Wandstücke und die vermuthlich als solche anzusehenden Böden auf-

gefunden wurden. Der obere Abschluß ist sehr mannigfaltig. Entweder besteht er aus einem Spitzgiebel (Wimperg), dessen obere Verzierungen (Krabben, Kreuzblume) reliefartig auf einer gerade aufsteigenden Fläche aufgetragen sind, während das Feld durchbrochenes

Maßwerk (Rosetten u. s. w.) zeigt und unten in zwei Spitzbogenfenster ausgeht (Abb. 9). Von dieser durch rothen Bruch und dunkelgrüne Kupferglasur gekennzeichneten Form sind die meisten Bruchstücke vorhanden. Oder der Giebel ist ein flacherer, ohne Verzierungen, läuft in eine einfache Spitze aus oder trägt oben eine Kugel, während das Maßwerk des Feldes aus einfachen runden Löchern besteht. Diese nur vereinzelt angetroffenen Stücke haben gelblichen bis grauen Bruch, gelbe Glasur und sind von entschieden roherer Arbeit. Oder es ist der Abschluß ein geradliniger aus recht-

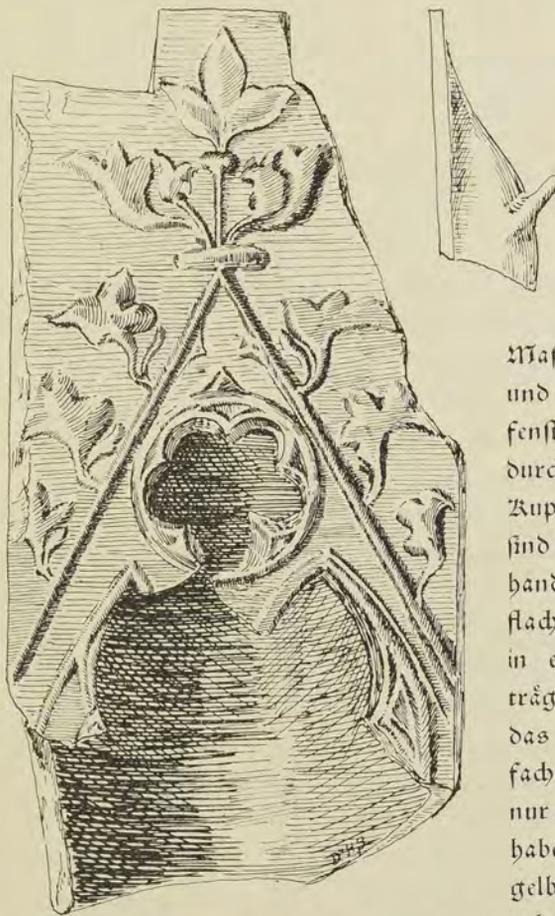


Abb. 9. Fensterste aus Donjon D. (1/2 nat. Gr.)



winkligen Kehlleisten gebildeter, der einen Spitzgiebel oder Spitzbogen mit durchbrochenem Maßwerk umgiebt und in den Eckwickeln theils blindes Maßwerk, theils durchbrochene Rosetten, theils in Relief dargestellte Papageien (Abb. 10) enthält. Diese wieder zahlreicher gefundene Art hat rothen Bruch und grüne Glasur und ist von feinerer Arbeit. Daneben sind noch manche einzelne Bruchstücke von abweichender Form und Masse gesammelt, die sich nicht in eine der vorstehenden Gattungen einreihen lassen.

Ganz abweichend endlich nach Form und Arbeit ist eine, allerdings kleine Anzahl von Resten, die sich durch hellrothen Scherben und reingrüne Glasur, besonders aber dadurch auszeichnen, daß sie neben den gotthischen Fensterbögen Bündel von Stableisten und naturalistische Blätter zur Verzierung verwendet zeigen. Ihr Hauptstück ist das in Abb. 11 dargestellte. Dieses läßt nun zugleich mit Sicherheit erkennen, daß es dem Deckel eines runden Ofens angehört hat, den man, seinem Stile nach, vielleicht in's Ende des 15. oder Anfang des 16. Jahrhunderts setzen darf.

Richtet man alsdann rückwärts seinen Blick auf die vorbesprochenen Nischen, die ihre Verzierungen fast ausschließlich der Formenwelt späthgotthischer Architektur entnehmen, so wird wohl zunächst die Vermuthung eines höheren Alters nicht unbegründet erscheinen. Dagegen wüßte ich auf die Hauptfrage, welche Bestimmungen jene Nischen gehabt haben, vorbehaltlich einer Belehrung durch bessere Sachkenner, keine andere Antwort zu geben, als daß auch sie zur künstlerischen Ausstattung von Ofen gedient haben. Ob man dabei auf Grund der im Scherben, in Glasur und in technischer Behandlung verschiedenartigen Bruchstücke nur an einen oder mehrere Ofen denken will, lasse ich ganz dahingestellt. Ebenso begnüge ich mich, bezüglich der seltsamen Thatsache, daß gar keine eigentlichen Ofenkacheln gefunden wurden, einfach darauf zu verweisen, daß solche auch für den Rundofen fehlen. Vielleicht hängt diese auffallende Erscheinung mit der Zerstörung des Thurmes durch Sprengung (s. S. 45) zusammen, in Folge deren die schwereren Kacheln weiter geschleudert wurden, als die leichteren Ornamente.

Sind diese meine Annahmen richtig, daß hier die Ueberreste von mindestens zwei verschiedenen reichverzierten Ofen vorliegen, so folgt daraus unmittelbar das Vorhandensein mindestens zweier heizbarer Wohnräume in dem ehemaligen Wohnturme, da bei der immerhin bescheidenen Grundfläche von  $4 \times 4 = 16$  qm ein Aufstellen mehrerer Ofen in demselben Raume selbstverständlich ausgeschlossen ist.

Eine etwas räthselhafte Erscheinung bietet die erwähnte Sperrmauer mit Thor (r)

(Abb. 8 b), die das kleine Stück vorspringenden Felsens an der Nordwand abschließt. Denn da der Eingang zum Thurme mindestens 6 m über dem Erdboden gelegen war, so ist schlechterdings nicht einzusehen, weshalb derselbe eines nochmaligen Schutzes bedurfte. Daß aber jenes Thor bis zuletzt im Gebrauche gewesen ist, beweisen unwiderleglich die in seiner unmittelbaren Nähe im Schutte gefundenen Gegenstände, wie Thürscharniere, Thürbeschläge, Riegel, 2 Thürgriffe mit runder Stoßplatte, 1 Schlüssel mit Schlüsselblech, alles aus Eisen, 1 Bleiplatte als Unterlage für Thürangelzapfen und endlich sogar eine 7,5 cm hohe und 5,5 cm weite Glocke von der Form der Schweizer-Ruhglocken, aber aus Eisen (Stahl). Man gelangt so durch die zwingenden Thatsachen zu dem wirklich etwas naiven Bilde, wie ein Rittersmann des 15. Jahrhunderts an einer Thür klingeln muß, um Einlaß in eine Burg zu erhalten! Etwas erklärlicher aber würde diese der Alten Burg entstammende Anlage werden, wenn man sich den Ausbau des Thurmes auf dieser Nordseite für jene ältere Zeit anders denken könnte.

Aus Vorstehendem läßt sich unschwer eine Anschauung gewinnen, wie der Thurm vor seiner zweiten Zerstörung wahrscheinlich ausgesehen haben wird, wenn man dabei zugleich stets Mindestmaße zu Grunde legt (Abb. 3). Der außen ca.  $7\frac{1}{2}$  m messende quadratische Thurm barg in seinem Innern bis zu 6 m Höhe das erste Geschoß oder Verließ, dem als zweites das Eingangsgeschoß mit dem an der Nordwand gelegenen Zugange folgte. Darüber erhoben sich zwei Geschoße mit Wohnräumen von ca. 3 m Höhe und 16 qm Bodenfläche, ausgestattet mit kunstreichen Ofen, und über diesen als fünftes Geschoß eine Wächterstube, die ein mit Hohlziegeln gedecktes Dach abschloß. Das Ganze war also in der That ein stattlicher Wohnturm oder Donjon, der mit seiner Höhe von etwa 20 m weithin über Thal und Berge schaute.

Je begründeter diese Vorstellung ist, um so seltsamer möchte man es finden, daß dieser Bau anscheinend außer aller Verbindung mit den Anlagen der Vorderen Burg steht, und wäre vielleicht geneigt, daraus weitgehende Schlüsse zu ziehen.

Es ist indessen schon oben darauf hingewiesen, daß einige Anzeichen dafür sprechen, die Spuren dieser verbindenden Werke hätten sich nur bis jetzt noch der Wahrnehmung entzogen. Eine Bestätigung hierfür liefert die ganz neuerdings gemachte Entdeckung meines fleißigen Mitarbeiters Warter. Derselbe hat an der im Niveau des Donjons an der Ostflanke der Burg nach Süden sich hinziehenden, 1887 hergestellten Waldstraße Reste von Mauerwerk aufgefunden, die sich, nach Westen umbiegend, den steilen Abhang hinauf bis zum Felsen der Oberen Burg verfolgen lassen und hier stellenweise noch in einer Höhe von circa 1,5 m und einer Dicke von circa 90 cm sichtbar sind. Damit wäre nicht nur die Einschließung des Donjons in die gesammte Burganlage sicher festgestellt, sondern auch erwiesen, daß der zur Unteren oder Hinteren Burg zu rechnende Theil sich über einen größeren Flächenraum erstreckte.

#### 4. Die Zerstörung der Burg im Jahre 1525.

Ueber die Art, wie der „Bauernhaufe der unteren Marktgrafschaft“ die Burg in genanntem Jahre zerstört hat, fehlen meines Wissens genauere chronikalische Berichte. Die einfachste und gewiß sehr häufig zutreffende Annahme ist sicherlich die, daß man nach Wegschleppung aller beweglichen Habe, woraus sich auch bei unserer Burg die Dürftigkeit der Einzelfunde genugsam erklärt, die Mauern hier und da niedergерissen, in die Gebäude dagegen einfach Feuer gelegt und dann der Selbstvernichtung überlassen habe. Aus einigen merkwürdigen thatsächlichen Verhältnissen glaube ich auf ein anderes, in unserem Falle befolgtes, Verfahren schließen zu dürfen, das ich um so

weniger unerwähnt lassen möchte, als es zugleich jene Verhältnisse zu deuten geeignet ist.

Am Auffallendsten zeigen sich die Erscheinungen am eben besprochenen Wohthurme (Donjon). Wäre derselbe, durch Brand zerstört, in sich zusammen gesunken, so dürfte man erwarten, den erhalten gebliebenen Stumpf vollgefüllt zu finden mit den verkohlten Holzbalken der oberen Geschosse, den Ueberresten ihrer Ausstattung an



Abb. 10. Ofenreste aus Donjon D.  
(Natürliche Größe.)

Oefen u. s. w., den Ziegeln des Daches und zahlreichen Trümmern des Mauerwerks. Das Gegentheil von alledem ist der Fall! Wir haben oben gesehen, daß der Inhalt jenes Stumpfes wesentlich aus Erde bestand, in der nur stellenweise einige Holzkohlen, dann eine Reihe großer Werkstücke und Buckelquadern, aber so gut wie nichts von dem rauhen Mauerwerk (Gneiswollen) der Seitenwände, und an Kunstzeugnissen von menschlicher Hand äußerst wenig enthalten war, während die zahlreichen früher genannten Einzelfunde, wie Dachziegel, Ofenreste, Metallsachen u. s. w., in dem äußeren Schuttmantel, d. h. außerhalb des Stumpfes, angetroffen wurden. Die zweite noch seltsamere Thatsache ist ferner die, daß alle die letztgenannten Fundstücke fast ausschließlich auf der Nordseite jenes Mantels lagen, indeß die übrigen Seiten nur größere Werkstücke einschlossen. Beide Erscheinungen vereinigen sich meines Erachtens zu derjenigen Erklärung als

der einfachsten, man habe den Thurm durch Sprengung mit Pulver, das man in einem der unteren Geschosse an einer Wand aufschichtete, zerstört. Nur ein solcher von Innen nach Außen und zwar besonders nach einer Richtung wirkender Stoß macht die verhältnißmäßige Leerheit des übrig bleibenden Stumpfes und die Anhäufung der Fundstücke an der Nordseite leicht begreiflich, während zugleich ein mit der Anwendung des Pulvers verknüpftes örtliches Feuer die geringen beobachteten Brandspuren in ihrer Ursache auf-

klärt. Zwar würde man zur Noth jene erstere Thatsachen auch darauf zurückzuführen vermögen, daß man den Thurm allmählig abgetragen und den Abbruchschutt vorwiegend auf der Thalseite hinabgestürzt habe, eine Annahme, die ich für die erste Zerstörung im Jahre 1396 für die wahrscheinlichere erachte; allein bei den schnell einherziehenden Kämpfen des Bauernkrieges des Jahres 1525 kann ich an eine solche, immerhin Zeit erfordernde Art langsamer Niederlegung eines mächtigen massiven Thurmes nicht wohl glauben.

Auch für die Vernichtung der Oberen Burg scheint mir wegen der auch hier gemachten ähnlichen Beobachtungen eine Vernichtung durch Sprengung mittels Pulver als die nächstliegende Deutung, obschon ich zugeben muß, daß hier die thatsächlichen Verhältnisse nicht in solch' auffälliger und klarer Weise hervortreten, wie bei dem Donjon, und daß bei ihrer leichteren Zugänglichkeit auf dem ja vorhandenen Burgweg eine nachträgliche Verschleppung der Trümmer die Sachlage erheblich geändert haben kann.

#### IV. Die Alte Burg.

(ca. 1150—1396.)

Von den Ueberresten der Alten Burg ist schon im vorigen Abschnitte wiederholt die Rede gewesen, weil sie eben bei dem Wiederaufbau im Jahre 1408 mitverwendet wurden. So begegneten wir auf der Oberen Burg (I) dem beiderseits mit Buckelquadern bekleideten Eckpfeiler a, verschiedenen Lagen solcher Blossen an der Westmauer, an der Nordwand des Palas d und an der Außenseite der Schildmauer bei c, Andeutungen eines Entlastungsbogens daselbst, den alterthümlichen, für Bogen und Armbrust eingerichteten Nischenscharten des Langhauses e und der vermauerten Scharte (?) in d, sodann am Donjon (D) den Buckelquadern an der Südseite u. s. w. und dem Thore r an der Nordseite. Auch für die innere Ausschmückung ergaben sich Anzeichen einer Verwendung alter Bestandtheile, so in der im Palas gefundenen Halbsäule (Abb. 5), in den am Donjon ausgegrabenen Thür- oder Fensterpfosten und in dem Bogenbruchstück. Wenn in der Mittleren Burg (II) derartige Andeutungen

auf den älteren Bau nicht beobachtet wurden, so kann dies nicht zu dem voreiligen Schlusse berechnigen, als habe dieselbe vordem gar nicht bestanden, weil einerseits die Untersuchungen in dieser Richtung weniger gründlich durchgeführt werden konnten, andererseits nur die untersten Schichten der Grundmauern erhalten sind und ferner bei ihrer verhältnißmäßig leichtesten Zugänglichkeit eine nachträgliche Verschleppung am ehesten ermöglicht war. Im Großen und Ganzen sind freilich überhaupt alle jene Ueberreste nur geringfügig und beweisen dadurch, wie gründlich die Freiburger im Jahre 1396 bei der Niederlegung des alten Baues gearbeitet haben. Immerhin aber genügen sie, die wichtige Annahme wahrscheinlich zu machen, daß die alte Burg denselben Umfang und dieselbe Gestalt besessen hat, wie die spätere. Und da bei sämtlichen Grabungen nirgends auf Mauern gestoßen wurde, die widersinnig zu den jüngeren verliefen, so ist auch hinsichtlich der Gliederung im Einzelnen die gleiche Ansicht begründet. Es wird dies auch leicht erklärlich, wenn man bedenkt, daß der Wiederaufbau schon zwölf Jahre nach der Zerstörung begann, also die einfache Anlehnung an den alten Grundriß als das Zweckmäßigste erscheinen ließ.

Zu aller Sicherheit wird uns aber eine erfreuliche Bestätigung für das Vorstehende in unerwarteter Weise und von ganz anderer Seite dargeboten, nämlich in der Urkunde vom 13. März 1350. Diese von Schreiber (M. B. d. St. Freiburg I<sup>2</sup>, S. 394, Nr. 205) abgedruckte Urkunde ist ein Hundbrief der Brüder Johann, Ulrich und Konrad von Keppenbach mit der Stadt Freiburg, in welchem an zwei Stellen eine zwar nicht gleichlautende, aber eben deshalb sich wechselseitig ergänzende Aufzählung der einzelnen Burgtheile gegeben wird. An der ersten Stelle werden aufgeführt: 1. „hintere Burg großes Haus“, 2. „was dazu gehört“, 3. „der Stall hinten an dem großen Hause“, 4. „die Hofstatt, die da liegt neben Herrn Rümeli Haus, die als breit ist als Herrn Rümeli Haus“, 5. „dann auf von dem großen Hause Ulrichs Haus“, 6. „was dazwischen (nämlich zwischen dem großen Hause und Ulrich's Haus) liegt“ und 7. was „auf den Tollen vor der vorgenannten Hofstatt“ gelegen ist. An zweiter Stelle werden

in Zusammenfassung genannt: 1. „hinteres Haus“, 2. „vordere Burg“, 3. „Stall“, 4. „die Hofstatt“. Aus diesem Wortlaute und dem Vergleiche beider Stellen scheint mir das Folgende unwiderleglich hervorzugehen. Das „große Haus und was dazu gehört“ entspricht dem in der zweiten Stelle genannten hinteren Hause und da auch „der Stall hinten an dem großen Hause“ liegt, so stellen diese drei Theile den Bestand der „hinteren Burg“ dar. Der „vorderen Burg“ dagegen, die als Gesamtbegriff nur in der zweiten Stelle erscheint, gehören also an: das Ulrichs-Haus, das zwischen diesem und dem großen Haus Liegende, das „auf den Tollen“ Gelegene, „die Hofstatt“, da diese durch die Beziehung auf den „Tollen“ in ihrer Lage bestimmt ist, und das Rümeli Haus, das ja

thum eines dritten Mitbesitzers (Ganerben) der Burg gewesen sein <sup>6)</sup>.

Da nun das „Ulrichs Haus“ ausdrücklich als „aufwärts von dem großen Hause“, d. h. also bergaufwärts, gelegen bezeichnet wird, so folgt daraus zwingend, daß schon im Jahre 1350 die Benennung „vordere Burg“ für den der Hochfläche zugekehrten oberen, die Benennung „hintere Burg“ für den der Thalseite zugekehrten Theil der Anlage geltend war, daß also auch schon bei der alten Burg der Burgweg von oben, d. h. von der Hochfläche her geführt war, womit die früheren Schlussfolgerungen auf das Beste bekräftigt werden.

Nachdem ferner die Ausgrabungen den Grundriß der Neuen Burg seiner Hauptsache nach

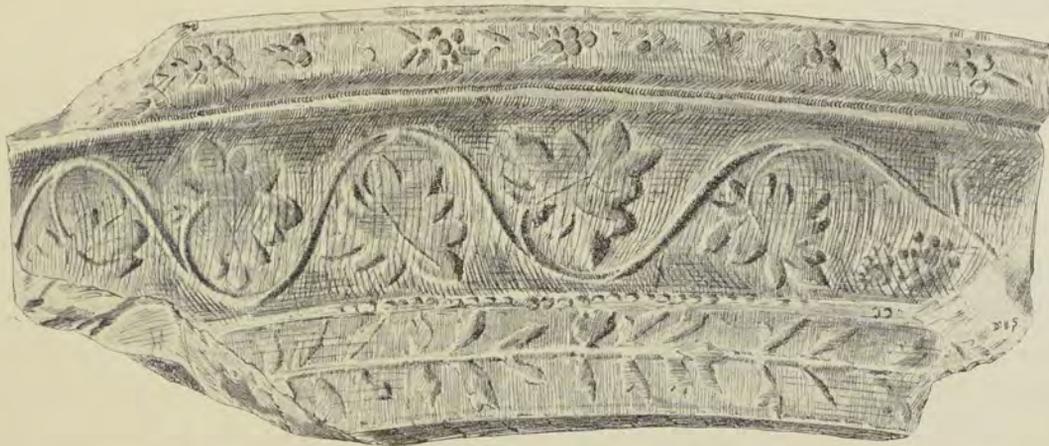


Abb. 11. Kranzgesims eines runden Ofens aus dem Donjon D. ( $\frac{2}{3}$  natürlicher Größe.)

wieder „neben der Hofstatt“ stand. Wenn in der zweiten summarischen Aufzählung der Stall und die Hofstatt neben der hinteren und vorderen Burg besonders genannt werden, so spricht dies keineswegs gegen deren Zugehörigkeit zur einen und anderen, wie dies soeben geschehen, sondern beruht nur darauf, daß, wie der Text der Urkunde genau angiebt, diese beiden Theile den Gebrüdern von Keppenbach nur zur Hälfte, zur anderen Hälfte dem Johann Snewelin, Schultheißen zu Freiburg, und seinen Brüdern gehörten, während alle übrigen Theile mit Ausnahme des „Rümeli Haus“ zu drei Vierteln jenen und zu einem Viertel diesen zu eigen waren. Das „Rümeli Haus“ muß dagegen damals entweder im Vollbesitz der Herren von Keppenbach oder Eigen-

kennen gelehrt haben und ein Anpassen desselben an den der Alten Burg nicht nur durch die schnelle Wiederaufnahme des Neubaues, sondern auch durch das Fehlen widersinnig laufender Mauerreste wahrscheinlich gemacht ist, gelingt es jetzt sogar, die einzelnen Theile der Alten Burg, wie sie in der Urkunde aufgezählt sind, mit den im Grundriß verzeichneten ohne gewaltsame Deutung fast vollständig zur Deckung zu bringen. Darnach wäre 1. das Ulrichs-Haus die eigentliche Obere Burg I, zumal der Palas d, 2. die Hofstatt der Raum n, 3. das auf dem Tollen „vor“ derselben Liegende die vor deren Thor (k) von n bis zum Vorwerke q sich erstreckende Anlage, 4. das Rümeli-Haus das Gebäude p, das ja auch auf dem Grundriß thatsächlich neben der Hofstatt

liegt und eben so breit wie diese ist, ganz wie die Urkunde verlangt, und 5. das zwischen dem Großen Haus und dem Ulrichs-Haus gelegene der noch übrige Theil der nicht genannten Burghöfe und Baulichkeiten, sowie des unteren Bergabhanges. Der Donjon D wäre dann 6. sehr zutreffend als das „Große Haus“ anzusehen, während 7. als das „was dazu gehört“ der östliche Theil des Berghanges bis zur unteren Ringmauer mit seinen Baulichkeiten zu gelten hätte, zu denen auch 8. der „hinten am Großen Hause“ liegende Stall gehörte.

3. Maurer's frühere Versuche (1877 und 1893), sich aus der Urkunde ein Bild von der Burg zu gestalten, mußten schon deshalb unbefriedigend ausfallen, weil ihm die sichere Unterlage des wirklichen Grundrisses fehlte. Sie leiden aber außerdem noch an inneren Widersprüchen, die zum Theile auf einer nicht hinreichend scharfen Beachtung des urkundlichen Textes, zum Theile aber auf der meines Erachtens irrigen Annahme beruhen, daß „Hofstatt“ und „Vorhof“ gleichbedeutend seien. Dies wird um so verhängnisvoller, weil Maurer von der grundsätzlichen Vor-

aussetzung ausgeht, jener „Vorhof“ sei der im Thale oberhalb Reichenbach gelegene, während ich gerade für diese Frage eine neue Prüfung der Urkunden (Thennenbacher Lagerbuch u. s. w.) daraufhin für wünschenswerth halten muß, ob der hier genannte Vorhof nicht auf der Hochfläche gelegen war. Auf das Einzelne der Erklärungsversuche Maurer's einzugehen, würde zu weit führen.

Mit befriedigender Sicherheit ergibt sich somit aus der Uebereinstimmung der beobachteten That- sachen und der urkundlichen Belege, daß Grund-

plan und Aufbau der Alten Burg im Allgemeinen die gleichen waren wie für die Neue Burg. Der äußere Anblick der ersteren wird allerdings ein schönerer schon dadurch gewesen sein, daß die Bekleidung der Mauerflächen durch Buckelquadern mit Randbeschlag in umfangreicherer Weise zur Verwendung gelangt war, und besonders für den Donjon D ist ja bereits früher mit Beziehung auf das Thor r die Vermuthung ausgesprochen, daß er an seiner Nordseite anders und ansehnlicher gestaltet gewesen ist.

Zweifelsohne ist auch die innere Ausschmückung der Alten Burg eine ungleich prächtigere gewesen, und gerade für diesen Donjon läßt sich glücklicher Weise der Beweis hierfür durch die Funde beibringen, welche auf dem Abhange unterhalb desselben gemacht wurden. In vorderster Linie stehen hier die im Eingange erwähnten, schon im Jahre 1886 beim Wegebau aufgedeckten und in den Abb. 12a und b wiedergegebenen großen Reliefsplatten, die jetzt in Karlsruhe aufbewahrt werden. Es sind dieselben nach meiner Ansicht Stücke der Wandbekleidung aus den oberen Wohnräumen jenes

Thurmes D, und zwar gehörte die wohlhaltenere (Abb. 12a) einem Fensterpfeiler an, wie die vier, später an der Seite angebrachten, Löcher für die Vergitterung andeuten. Sie zeigen gleichmäßige Eintheilung in Rahmen und Bildfläche. Bei der einen besteht die Umrahmung aus zwei runden Säulen und oben darüber gelegtem Ornamentband aus herzförmigen Blättern mit heraldischer Lilie im Innern, bei der anderen aus einem um die zwei Längsseiten und die obere Seite sich ziehenden Ornamentstreifen aus spiralförmig sich verschlingenden Stengeln mit stilisirten

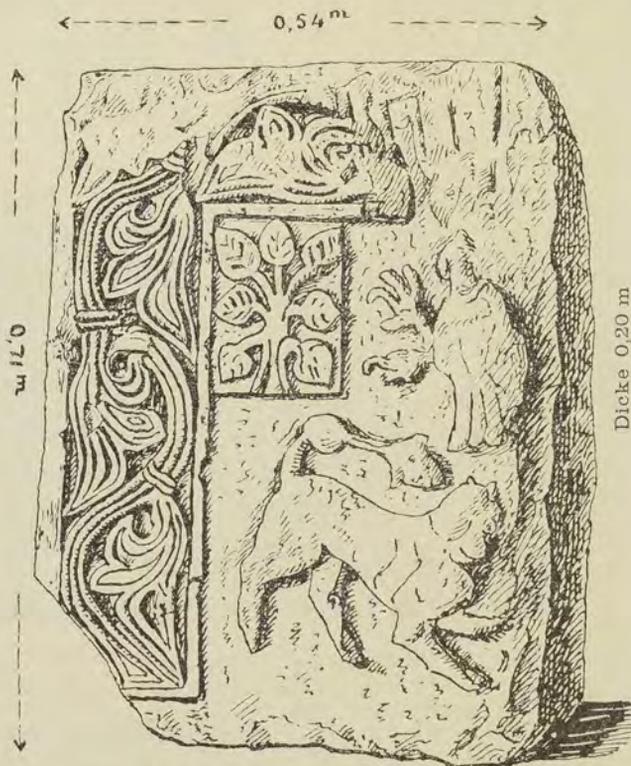


Abb. 12b. Reliefsplatte aus dem Wohnturme (Donjon) D.  
Ca.  $\frac{1}{7}$  natürliche Größe.

Blättern. Auf den Bildflächen beider erscheint in merkwürdiger Uebereinstimmung ein Zweig mit fünf bezw. sieben Lindenblättern in viereckigem Felde, so daß man fast an ein Wappenbild denken möchte. Die Darstellungen dagegen zeigen uns auf der einen zwei nackte männliche Figuren, eine erhöht stehende, die mit ihren Händen Erwas emporhält, und vor ihr knieend eine zweite; auf der anderen den Kampf zwischen einem Adler (?) mit gespreizten

Krallen und einem einer Wildfaze ähnlichen Thiere. Eine leidlich befriedigende Deutung für diese Bilder vermag ich nicht zu geben. Vielleicht bringen sie Szenen aus der Geschichte des Geschlechtes in Erinnerung, wobei im zweiten Bilde dies durch Beziehung auf die Wappenbilder (Keppenbach = Adlerfang) zu verstecktem Ausdrucke gebracht wäre. Trotz dieses Verzichtes auf ein vollständiges Verständniß dürfen diese beiden Platten als Funde

von großem kunstgeschichtlichem Werthe bezeichnet werden, da es nicht viele Bildhauerarbeiten aus romanischer Zeit giebt, die sich mit profanen Darstellungen menschlicher und thierischer Figuren nach Art des Sittenbildes befassen und noch dazu aus dem Wohnturme einer Burg stammen.

Indessen war die Ausschmückung jenes Donjons keineswegs auf die durch die Platten angedeutete Wandbekleidung beschränkt, sondern erstreckte sich auch auf die Wandtheile über den

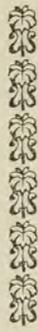


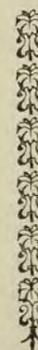
Abb. 12a. Reliefplatte aus dem Wohnturme (Donjon) D. Ca.  $\frac{1}{7}$  natürliche Größe.

Fensterbögen und auf die Gewölbeflächen der Fenster selbst, wofür die von mir im Jahre 1898 am Bergabhange gefundenen Blöcke ein bemerkenswerthes Zeugniß ablegen. Der erste Block (Abb. 13 a u. b) zeigt uns auf der flachen Stirnseite ein Bogensegment aus zwei schmalen Streifen, zwischen denen vierblättrige Kreuzblumen eingefaßt sind, und darunter Andeutungen des Ornamentes des zweiten Blockes, auf dem Gewölbefeld

dagegen Stengel mit Lindenblättern. Der zweite Block (Abb. 15) bietet nur einen Theil der Wölbungsfläche und darauf als Ornament das charakteristische Motiv der Stengel mit stilisierten Blättern in schlangenartigen Windungen. Ein dritter kleinerer und prismatisch gestalteter Block (? von einem Wandpfeiler) offenbart in seiner Grundfläche und an seinem oberen schräg abgeschnittenen Ende die zwei in Abbildung 14 wiedergegebenen

Lilienornamente.

Daß alle diese Stücke und die Reliefplatten zeitlich und räumlich zusammen gehören, ist aus der Uebereinstimmung der Ornamentmotive ohne Weiteres ersichtlich. Anders verhält es sich mit dem an dem gleichen Abhange aufgefundenen und daher zweifellos ebenfalls von dem Donjon herrührenden, gut erhaltenen Werkstücke (Abb. 16). Architektonisch betrachtet darf es vielleicht als Fensterpfosten angesehen werden; seine Verzierung



aber wie Technik weichen von den vorgenannten Arbeiten sehr ab, namentlich in den vertieft eingeschnittenen Kreisen mit den sechsstrahligen Blattsternen. Zeitlich steht es möglicherweise dem im Schutthügel selbst gefundenen kleinen Bogenbruchstück mit demselben Halbkugelmotiv nahe. Ob und wie viel es aber jünger ist als jene und ob es etwa gar dem Neubau von 1408 angehört, muß ich Anderen zur Entscheidung überlassen.

Der ausgesprochen romanische Charakter jener Verzierungen, sowie die Zeichnung und Technik der Bilder dürften einem kunstgeschichtlichen Sachverständigen wohl die Handhabe bieten, die

letzte entscheidende Frage nach der Erbauungszeit der Alten Burg genauer zu lösen. Ich für meinen Theil muß mich dahin bescheiden, die Vermuthung auszusprechen, daß man etwa die Mitte des 12. Jahrhunderts

dafür anzusetzen hat. In dem Erscheinen der heraldischen Lilie kann man einen Widerspruch nicht erblicken, da diese Figur durch die Kreuzzüge

schon frühe aus dem Orient herübergebracht und bekannt war, und seit Mitte des 12. Jahrhunderts im französischen Wappen auftritt. Andererseits

Beide

begegnen wir ja dem Geschlechte der Herren von Keppenbach urkundlich, wie erwähnt, schon im Jahre 1160, so daß auch von dieser Seite jener Zeitbestimmung kein Hinderniß erwächst.

## V. Schlußbetrachtung.

Gegenüber den vielen Einzelschilderungen und Erörterungen ist es gewiß erwünscht, diejenigen Ergebnisse kurz zusammen zu fassen, welche von allgemeinerem Interesse sind und die von der Regel abweichenden besonderen Eigenrhmlichkeiten leichter erkennen lassen.

1. Die Burg war der Sitz eines seit 1160 urkundlich bekannten und im 16. Jahrhundert ausgestorbenen niederen Herren-

Beide

geschlechtes, der „Edelknechte“ von Keppenbach. Ursprünglich angesehen und auf den Höhen und in den Gründen des oberen Brettenthales be-

gütet, verarmten sie allmählig, machten schon 1336 ihre Burg zur Ganzerbenburg und wurden 1399 Lehensleute des Hauses Oesterreich.

2. Sie erbauten ihr festes Haus auf einer

starken, aus einer Hochebene hervortretenden Felskulisse und veranlaßten dadurch die eigenartige längliche Gestalt, den einfachen Grundriß und die

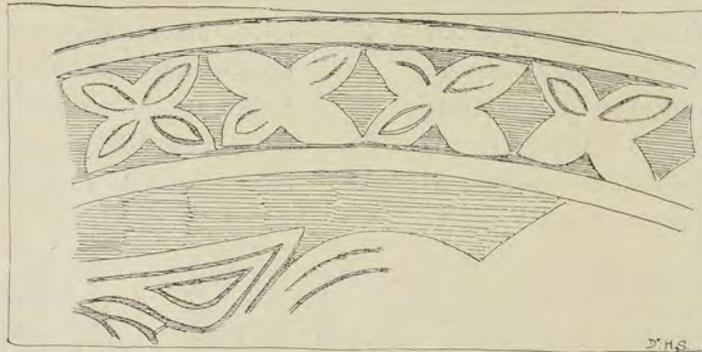


Abb. 13 a. Bogenverzierung über einem Fenster aus Donjon D.

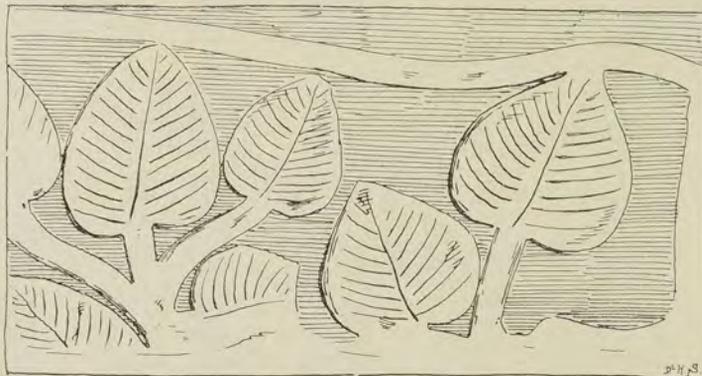


Abb. 13 b. Ornamente der Innenwölbung desselben Fensters aus Donjon D.

Beide nach einem Abklatsch des Steinblockes gezeichnet. (1/4 nat. Gr.)

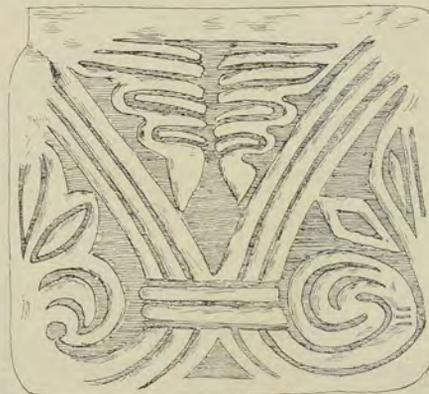
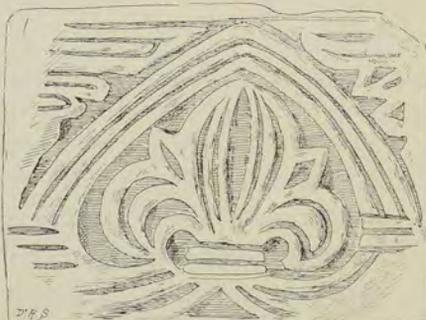


Abb. 14. Von einem Wandpfeiler aus dem Donjon D. (1/3 nat. Gr.)

Beide

Erstreckung von der Höhe in's Thal, so daß wir in ihm die Anlage einer Höhen- und einer Höschungsburg verschmolzen sehen, die einerseits die Hochfläche, andererseits das Thal über- schaute. Es hatte also zwar eine Angriffs-, aber keine überhöbende Bergseite. Nach der Größe des von ihr einschließlichen der unteren Umfassungsmauer be- deckten Flächenraumes reiht sich die Burg unter die größeren des Breis- gaues, übertrifft z. B. diejenigen von Baden- weiler und Röteln und erreicht beinahe die von Sachberg (Hochburg); ihrer inneren Glieder-

ung nach aber weicht sie von allen diesen Vesten größerer Herren und Dynasten erheblich ab.

3. Der Zugang zur Burg erfolgte von oben, d. h. von der Hochfläche aus und nicht vom Thale. Dem letzteren zu lag also der Regel ent- gegen die „hintere“ Burg, die „vordere“ der Hochebene zu, eine Anschauung, die in einer durch ihre verhältnißmäßig genaue Burgbeschreibung merkwürdigen Urkunde von 1350 ihre Bestätigung findet.

4. Die Obere Burg, d. h. der höchste und wichtigste Theil der „vorderen“, zeigt keinerlei hervortretende Anlage eines Thurmes, dagegen erscheint den gewöhn- lichen Verhältnissen zuwider ein wirklicher und echter Bergfried in Gestalt eines großen Wohnthurmes (Donjons) am tiefst gelegenen Punkte der Unteren Burg, etwa 40 m unter der Sohle des oberen Burghofes.

5. Ueberraschend ist das Fehlen aller eigent- lichen Vertheidigungsbauten. Wir finden keine

Flankierungsthürme, keine Basteien oder Boll- werke, ja nicht einmal auspringende Ecken der Ringmauer, selbst nicht an der schon durch ihre schnurgerade Länge in der Vertheidigung so sehr geschwächten Westmauer der Mitt- leren Burg. Es kann dies nur durch das Vertrauen der Bau- herren auf die natür- liche Stärke ihres ge- wählten Bauplatzes er- klärt werden, ein Ver- trauen, das sich durch die zweimalige Zer- störung bitter genug getäuscht sah.

6. Bei der inneren Ausschmückung des Palas und namentlich

des Wohnthurmes (Donjons) ist dagegen von dem Erbauer viel Kunstsinne bewiesen worden. Dies bezeugen ganz besonders die auch kunst- geschichtlich sehr bemerkenswerthen Reliefplatten mit Darstellungen aus dem Menschen- und Thierleben (Abb. 12 a und b).

7. Die Erbauung der Burg ist in die Mitte des 12. Jahrhunderts zu setzen; sie wurde im Jahre 1396 vollständig zerstört, aber im Jahre 1408 unter Fest- haltung desselben Grundrisses und Wieder- errichtung der früheren Baulichkeiten, so auch des Wohnthurmes, neu aufgebaut und dann im Jahre 1525 zum zweiten Male und endgiltig vernichtet.

8. Die Beobachtung bei den Aus- grabungen der seit fast 400 Jahren ver- schüttet gebliebenen Burgreste, so nament-

lich die Anhäufung der Einzelfundstücke an einigen wenigen Stellen, lassen mit Wahrscheinlichkeit an- nehmen, daß die Zerstörung im Jahre 1525 im Wesentlichen durch Sprengung mit Pulver erfolgt ist.

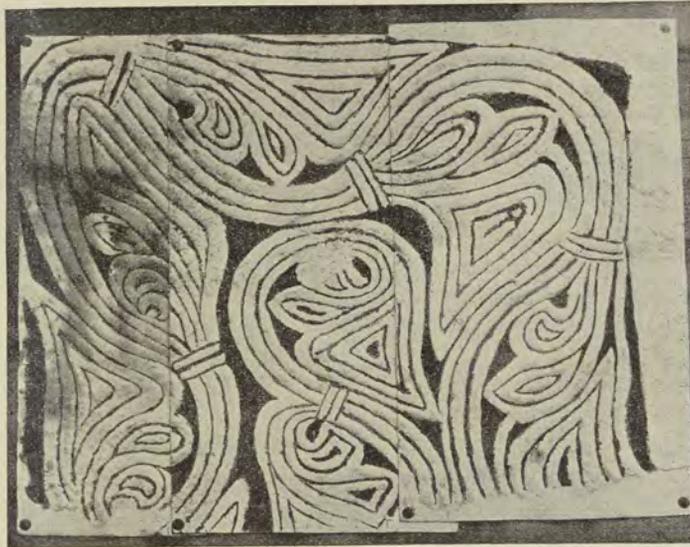


Abb. 15. Ornament der Innenwölbung eines Fensters aus Donjon D. Photographie eines Abklatsches des Steines. (Ca. 1/6 nat. Gr.)

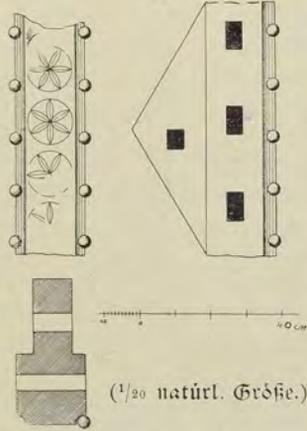


Abb. 16. Fensterpfosten (?) aus dem Donjon D.

## Anmerkungen.

1) Die endgiltige Aufklärung über den Ursprung dieses Namens verdanken wir H. Maurer in seiner Arbeit vom Jahre 1893. Darnach ist derselbe zuerst auf einer topographischen Karte von Baden von 1836 aufgetaucht und zwar in Folge eines Irrthums des Zeichners, der das auf einer älteren Karte unleserlich gewordene Wort Ruine kurzweg in das schöne „Rumor“ verwandelte. Möge dasselbe nun ein für alle Mal in Vergessenheit gerathen!

2) Das Wappen der Herren von K. findet sich abgebildet in Schreiber's U. B. I<sup>2</sup>, Taf. VI, nämlich das des Wilhelm von K. vom Jahre 1303; ferner in dem Aufsatze von A. Poinsson über „Die Wappentafel der bei Sempach gefallenen Angehörigen des Breisgauischen Adels“ (diese Zeitschr. XIII [1886], S. 11 und 12, nämlich das des Ritters Hans Hummel von K.)

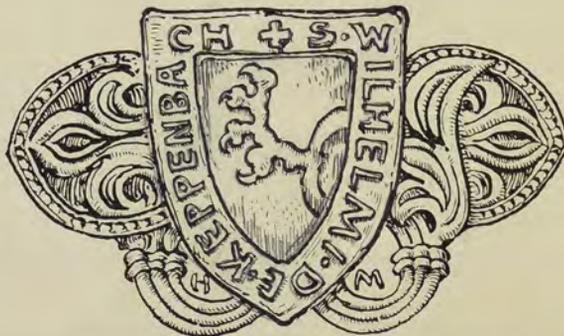
3) Die Gesamtkosten dieser Ausgrabungen einschließlich der Vermessungsarbeiten, der zeichnerischen Hilfe und der Transportkosten belaufen sich bis jetzt auf 633 Mk. 12 Pfg., von denen 200 Mk. von dem Großh. Ministerium, 235 Mk. 2 Pfg. von dem Vereine und 198 Mk. 10 Pfg. von dem Verfasser übernommen worden sind.

4) Die bedauerliche Verzögerung für den Abschluß der Arbeiten und für die Fertigstellung dieses Berichtes ist durch eine lange und schwere Erkrankung des Verfassers veranlaßt; sie hat insoferne ihr Gutes gehabt, als eine Reihe nicht unwichtiger Einzelfragen erst in der Zwischenzeit gelöst werden konnte. Dahin gehören namentlich die Feststellung, daß der Lebbau b zwar einen verliesartigen, nur von oben zugänglichen Keller besessen hat, aber keineswegs ein für sich bestehender Thurmbau oder gar Bergfried gewesen ist, die Auffindung der Ornamentsteine im Keller von d, womit der Beweis erbracht wurde, daß dieses Gebäude als Palas anzusehen ist, und die Entdeckung von Resten der unteren Ringmauer, wodurch die architektonische Verbindung zwischen dem Donjon D und der übrigen Burg wenigstens auf der Ostseite dargethan wurde. Außerdem sind noch zu nennen die Bloßlegung der Aufgangstreppe und der beiden Scharten im Keller von d, sowie die Entdeckung des vermeintlichen Brunnenschachtes e, der sich bei weiterer Untersuchung als alte Abfallgrube erwies.

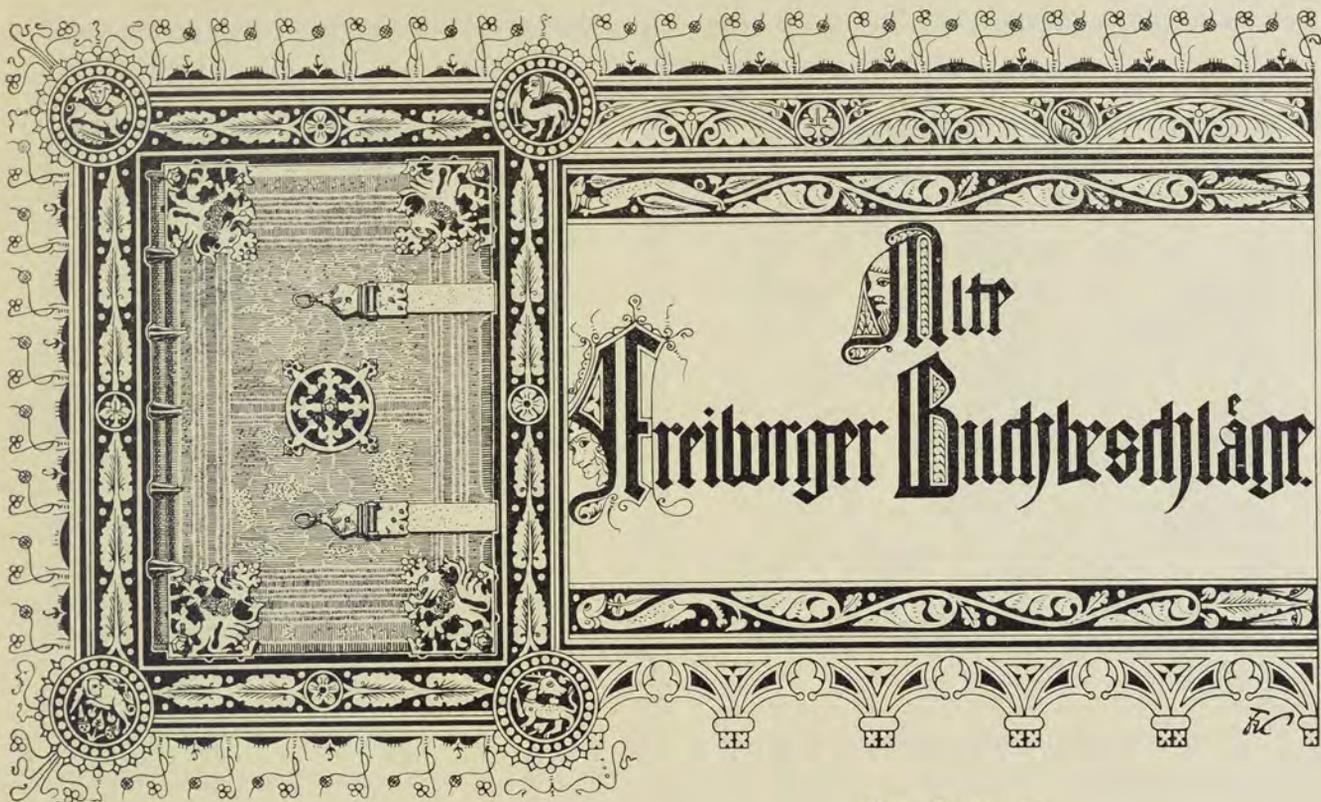
Bei der Beschränktheit der zur Verfügung stehenden Geldmittel mußten viele Stellen der Burg noch in ihrer alten Erd- und Schuttdecke liegen bleiben, und selbst der Donjonhügel konnte nicht vollständig abgetragen werden. Es wäre daher wohl möglich, daß weitere planmäßige Grabungen noch manche neue Aufschlüsse über die Burganlage und noch manche gute Fundstücke zu Tage brächten.

5) Die Abbildungen Nr. 3, 4, 8a, 8b und 16 sind nach Aufnahmen von mir angefertigt, wobei mir für die Aufrisse in Abb. 3 die in meinem Auftrage ausgeführten Höhenmessungen des Herrn Kulturmeisters Adler in Emmendingen als Grundlage dienten. Die Abbildungen 5, 6 und 7 sind nach Aufnahmen des Herrn Registraturassistenten Aug. Juttkofer gezeichnet. Die Zeichnungen für die Abb. 9, 10, 11, 13 und 14 verdanken wir Herrn Konservator Dr. Herm. Schweizer hierselbst und diejenigen für die Abb. 12a und b Herrn Geh. Rath Dr. E. Wagner in Karlsruhe. Die Abb. 15 ist die verkleinerte photographische Wiedergabe eines Abklatsches vom Original, die Herr Hosphorograph C. Ruf herzustellen so freundlich war.

6) Die beiden Stellen der Urkunde von 1350, deren Original im Freiburger Stadtarchiv Urk. Abth. V (Bündnisse mit Herren, Städten und Edlen) Nr. 31 aufbewahrt ist, lauten wörtlich: „... von den drien teilen, so wir hant an der hindern burge zuo Keppenbach an dem grossen huse, vnd das darzuo horet, da der fierteil ist herr Johans Snewelins des schultheissen zuo Friburg vnd siner brudere, vnd den stalle hinden an dem grossen huse, der halber vnser ist, vnd halber des schultheissen vnd siner brudere, vnd die hofstat, die da lit nebert herr Rümüllis hus, die als breit ist, als herr Rümeli hus, die och halbe vnser ist, vnd halbe des schultheissen vnd siner brudere, vnd denne vf von dem grossen huse, voltriches hus vnd was dazwischen lit, vnd vf den Tollen vor der vorgenannten hofstat nebert her Rümellis hus, da och die drie teile vnser sint, vnd der fierteil des schultheissen vnd siner brudere. Das wir die burg niemer anders geteilen sullen, denne das die teile an dem hindern huse, vnd die teile an der fordern burge, vnd die teile an dem stalle, vnd der hofstat als vorgeschriben stat, bi enander bliben sullen, vns vnd vnsern erben vnd nachkomen.“



Wappensiegel des Wilhelm von Keppenbach  
vom Jahre 1303.



Ein Beitrag

zur

## Entwicklung des Bucheinbandes.

Von Friedrich Kempf.

**N**ACH den mannigfachsten Kunstleistungen unserer Altvordern auf dem weiten Gebiete der Metalltechnik scheinen uns die Buchbeschläge diejenigen zu sein, welche bis jetzt noch recht wenig gewürdigt worden sind. Es mag diese Vernachlässigung zum großen Theile daran liegen, daß die zumeist mit Beschlägen versehenen Pergamentbücher verhältnißmäßig selten sind und vornehmlich an solchen Orten verwahrt werden, wo sie gar nicht oder nur auf sehr umständlichem Wege zugänglich sind.

Wenn wir daher an dieser Stelle einige Beschlägtheile von alten Folianten, welche die Stadt Freiburg aufzuweisen hat, veröffentlichen, so mag dies Unternehmen wohl berechtigt sein. Sind es doch gerade die Werke der Kleinkunst, welche in hervorragendem Maße geeignet sind, das Interesse und die Liebe zur Kunst zu wecken und zu verbreiten. Im Sinne dieser Erwägung betrachtet es unsere Zeitschrift als in den Rahmen ihrer Aufgabe fallend, den stets wachsenden Sinn für die Werke der Kleinkunst zu pflegen und der Ausübung dieses Kunstzweiges nach Kräften ihre Unterstützung und Förderung zuzuwenden.

Mit der Veröffentlichung dieser Einzelheiten läßt sich indessen auch ein praktischer Zweck vereinigen. Es ist wohl kaum erforderlich, des Näheren zu zeigen, von welchem Nutzen die Vorbilder der Vergangenheit für das heutige Kunstgewerbe sind, und von welchem Werthe es demnach ist, sie allgemein bekannt und zugänglich zu machen. Die hier bildlich wiedergegebenen Beschläge veranschaulichen für den Kleinmeister bei mäßigen Ansprüchen Darbietungen, welche

zur Anregung und Nachahmung überaus geeignet sind.



Fig. 1.

Bücher beschäftigen; sondern ihre schützende Hülle, der Einband, soll hier zum Gegenstande einer

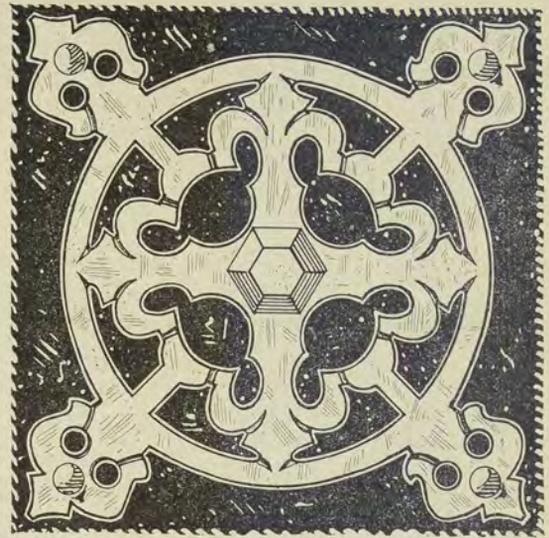


Fig. 2.

Die Freiburger Alterthümersammlung darf trotz der vielen Verluste, welche die Stürme und Wirrsale der Zeit im Gefolge hatten, sich rühmen, verschiedene Pergamentbände zu besitzen, welche für vorliegenden Zweck in Frage kommen. Sie haben alle dem liturgischen Gebrauche gedient und stammen aus den Klöstern Adelhausen und St. Katharina. Sie gehören zu den Hauptstücken der ganzen Sammlung. Einige davon beanspruchen schon durch ihren kostbaren Inhalt höchste Bewunderung, da sie interessante Miniaturen und eine Menge größerer und kleinerer Initialen enthalten. Für die Kopfleiste dieses Aufsatzes wurden Motive aus einem solchen Boder verwendet. Die Blattvergoldung, wie auch die bunten Farben, in denen die Zeichnungen ausgeführt sind, zeichnen sich durchweg durch ihre wohlerhaltene Frische und Leuchtkraft aus. Einige Proben von Initialen aus einem Antiphonar des ehemaligen Frauenklosters Adelhausen vom Jahre 1350 hat uns schon Fritz Sieglar im XI. Jahrlauf dieser Zeitschrift vorgeführt.

Jedoch sei dies nur beiläufig erwähnt, denn es soll uns hier nicht der innere Schmuck dieser

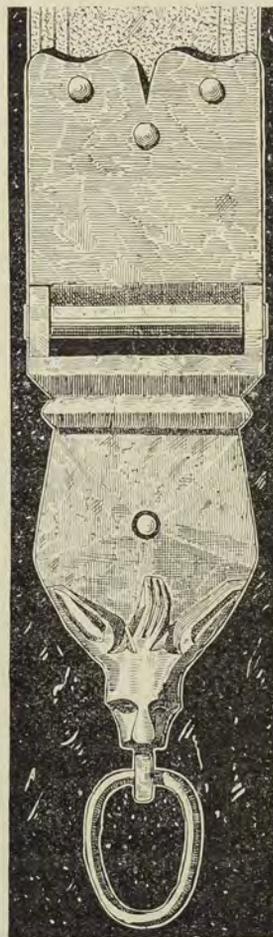


Fig. 3.

kurzen Erörterung dienen.

Zu diesem Zwecke sei es gestattet, zunächst in Kürze einige allgemeine geschichtliche Bemerkungen über den mittelalterlichen Einband voranzuschicken.

Es ist bekannt, daß man schon sehr früh auf die Ausstattung des Bucheinbandes großen Werth gelegt hat. Wohl kein anderes Gebiet des Kunstgewerbes hat eine so reiche Geschichte und ist von so umfassender kulturhistorischen Bedeutung, wie der Bucheinband. Mit ihm sind fast alle Zweige der jemals geübten Kleinkünste eng verschwistert. So haben sich der Goldschmied, der Elfenbeinbildner, der Emailleur, der Lederarbeiter, der Weber u. s. w. vielfach in den Dienst dieses Kunstzweiges gestellt.

Mit der Entwicklung des Bucheinbandes hängt die der Goldschmiedekunst eng zusammen. Man wird selten einem Gebiete der Kleinkunst begegnen, wo das Streben: den Gegenstand über seine bloße Zweckdienlichkeit hinaus zum höchsten ästhetischen und künstlerischen Genusse empor zu heben, so auffällig groß war, wie bei der äußeren Buchdecoration.

In welcher Zeit es erstmals gebundene Bücher

im Sinne unseres heutigen Einbandes gab, läßt sich ohne Weiteres nicht beantworten. Die Geschichte des Bucheinbandes weist überhaupt noch

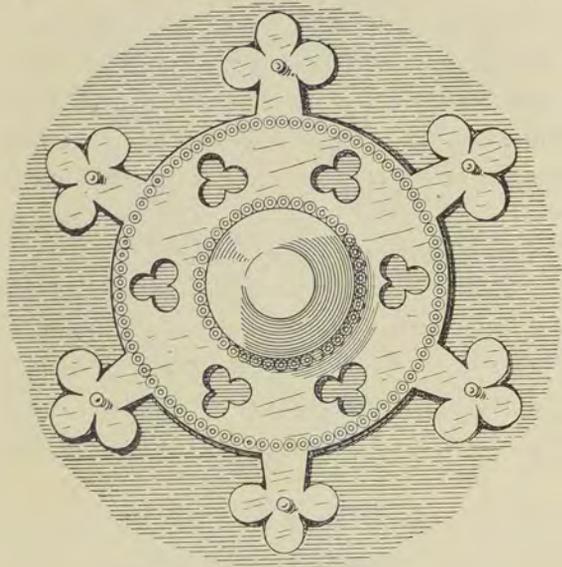


Fig. 4.

viele Lücken auf. Jedenfalls aber kann man nach Allem, was wir in dieser Frage wissen, annehmen, daß der Ursprung desselben in frühmittelalterliche Zeit fällt und in den Klöstern zu suchen ist, wo die Bücher geschrieben wurden und die Technik des Einbandes zuerst geübt worden ist. Deshalb werden diese alten Einbände auch Mönchsbinden genannt.

Als den eigentlichen Vorläufer und zugleich als Vorbild für den Einband werden die Diptychonen oder Pugillarien der Römer betrachtet. Es waren dies Tafeln aus Holz, am Rücken mit Charnieren verbunden, vorzugsweise jedoch aus Elfenbein, welche innen einen Wachsbezug hatten, in die man die Schriftzeichen einritzte. Diese Diptychonen bilden den Hauptbestandtheil unserer frühchristlichen Elfenbeinschnitzereien.

In der ersten Zeit des Christenthums hat man in der Regel diese Pugillarien wegen ihrer Schönheit selbst als Hülle für Bücher und auch zum Schutze einzelner werthvollen Pergamentblätter verwendet<sup>\*)</sup>. Für größere liturgische Festbücher wurden hauptsächlich in der zweiten Hälfte

des ersten christlichen Jahrtausends solche Diptychonen als Mittelstücke benützt und die übrige Fläche des Buchdeckels mit mehr oder weniger reichem Metallzierrath versehen. Derartige Einbände sind uns in nicht geringer Zahl erhalten.

Die Pariser Nationalbibliothek besitzt die großartigste und reichste Sammlung von Bucheinbänden der Welt. Aber auch die größeren deutschen Sammlungen sind reich an solchen Einbänden.

Die Diptychonen wurden immer kostbarer ausgestattet, und ihre Form erhielt sich zu kirchlichen Zwecken bis in die Zeit der Ottonen. Gegen das 12. Jahrhundert wurden die Elfenbeintafeln seltener, und das Email in Verbindung mit Gold- und Silberschmuck, der auf Holzdeckeln befestigt war, unter reichlicher Verwendung von Edelsteinen bildete die hauptsächlichste Ausschmückung der Buchhülle. Naturgemäß brachte man den Hauptschmuck auf der Vorder- oder Schaufseite des Buches an. Die Prachtliebe war mitunter so groß, daß man kirchlicherseits gegen die luxuriöse Ausstattung der Einbände warnend die Stimme erhob. Doch schien die Pracht und der Glanz insofern gerechtfertigt, als man eben auch die Hülle des werthvollen, von den fleißigen Mönchen mit Ausdauer gefertigten und kunstgerecht aus-

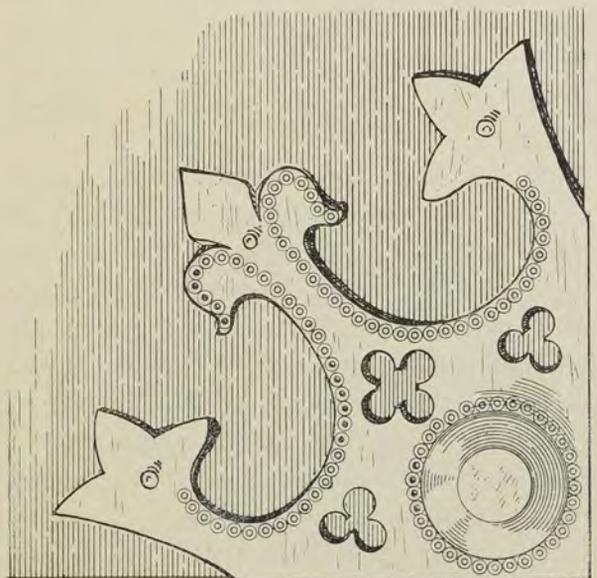


Fig. 5.

gestatteten Manuscriptes entsprechend kostbar zu gestalten bestrebt war. Solche Bücher stellen in gewissem Sinne literarische Monumente dar.

<sup>\*)</sup> Siehe Frz. Xaver Kraus, „Ein Diptychon der Abtei St. Maximin bei Trier“. Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst IV, S. 138.

In Betreff der Ausstattung handschriftlicher Bücher weltlichen Charakters sind uns keine Beispiele aus so früher Zeit erhalten.

Im 14. Jahrhundert hat sich eine Wandlung in der Technik des Bucheinbandes vollzogen. Das Interesse für die literarischen Erzeugnisse blieb nicht, wie seither, fast ausschließlich auf die Klöster beschränkt, sondern erwachte auch bald im Kreise der ritterlichen und bürgerlichen Gesellschaft. Das Buch wurde durch das in produktiver Weise berufsmäßig betriebene Abschreiben vervielfältigt und fand dadurch auch Eingang in höher gestellten Schichten des Volkes. Es ist erklärlich, daß es nun nicht mehr den Gegenstand so hoher Werthschätzung bildete, wie ehemals, so daß auch der Schmuck des



Fig. 6.

Einbandes nachzulassen begann. Das reiche Gewand wurde abgelegt, und man sah sich nach einem einfacheren und billigeren Materiale um, welches bei entsprechender Behandlung eine gleiche oder ähnliche künstlerische Wirkung hervorzurufen geeignet war. Diesem Zwecke entsprach in vorzüglicher Weise das Leder, das übrigens schon zur Zeit der Karolinger in den Klöstern, wenn auch nur in einzelnen Fällen, zur Verarbeitung gelangt war.

Ist auch der materielle Werth derart hergestellter Einbände nicht mehr so bedeutend, so bewundern wir doch mit Recht ihre reizende, ansprechende Erscheinung. Sie befriedigen das Auge des künstlerisch empfindenden Beobachters mindestens eben so sehr, wie ihre kostbaren Vorgänger.

Das Leder hat die mannigfachste Verwerthung gefunden. Seine Verwendung bei den Büchern war jedoch im Allgemeinen eine sehr einfache. Gewöhnlich begnügte man sich mit einer Strichtheilung und der Ein- oder Aufpressung erhitzter Stempel in den Lederbezug. Im Uebrigen bildeten die Beschläge an den Ecken und in der Mitte den vorzüglichsten Schmuck des Einbandes. Die für uns hier in Betracht kommenden liturgischen Bücher zeigen ausnahmslos diese letztere Behandlungsweise.

Neben dieser mechanischen Art der Lederverzierung wurde sodann mit freier Hand die Zeichnung eingeschnitten und, um diese wirksam vom Grunde abzuheben, letzterer gepunzt. Durch dieses Verfahren erreichte man eine ungemein

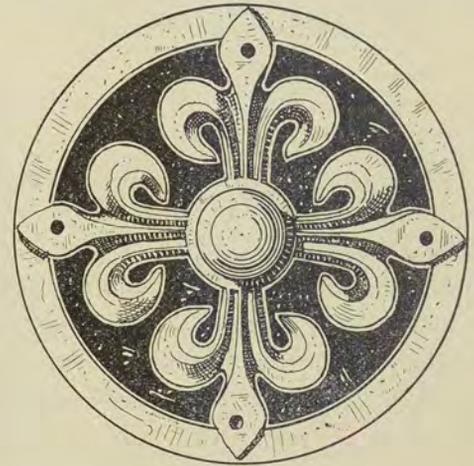


Fig. 7.

lebendige und ansprechende Reliefwirkung. Außerordentlich ruhig und vornehm sahen diese Ledereinbände des 14. und 15. Jahrhunderts aus. Ein charakteristisches Beispiel einer solchen freien Handarbeit, zwar nicht die eines Bucheinbandes, sondern eines Futterals, welches zur Aufnahme eines werthvollen Kreuzes dient, befindet sich unter den Beständen der hiesigen Alterthümersammlung. Von den seltsamen Thiergestalten, welche das in dreieckige Felder eingetheilte Futteral aufweist, ist eine am Schlusse dieses Aufsatzes wiedergegeben (Fig. 18).

Es bedarf keiner besonderen Erwähnung, daß neben den Ledereinbänden auch solche in der früheren Art, nämlich Metalleinbände, und zwar vielfach in durchbrochener Technik, geschaffen

wurden. Diese in reicheres Kleid gehüllten Bücher waren gewöhnlich liturgischen Inhaltes und für den festlichen Gebrauch bestimmt.

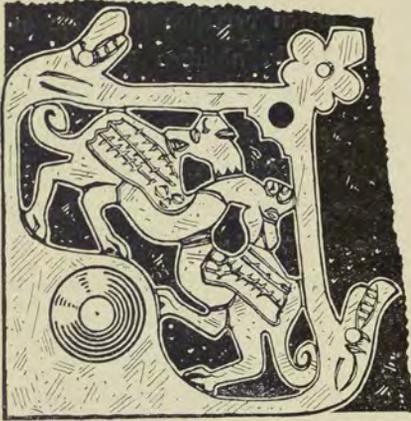


Fig. 8.

Mit der Erfindung der Buchdruckerkunst haben die Bücher durch die Massenproduktion viel an ihrem materiellen Werthe verloren; sie wurden billiger, allgemeiner, auch kleiner und handlicher. Damit ergab sich auch von selbst eine einfachere, aber dennoch künstlerisch vollendete Herstellung des Einbandes. In Folge ihrer Vermehrung war auch die Aufbewahrung in anderer Weise ermöglicht. Die Bücher konnten nun nicht mehr, wie bisher, flach gelegt, sondern mußten gestellt werden. Die Metallbeschläge waren dadurch unpraktisch geworden und traten mehr und mehr zurück. Sie wurden nur noch in seltenen Fällen, wo es sich um ganz besonders hervorragende Stücke handelte, verwendet. Erst im 17. und 18. Jahrhundert hat man wieder Geschmack an den Metallbeschlägen gefunden.

Die Ausstattung des bürgerlichen Einbandes entfaltete sich im 16. Jahrhundert zu hoher Blüthe. Besonders glänzende Leistungen brachte die Renaissancezeit auf diesem Gebiete hervor. Ihre Werke zeigen eine ausgesprochene dekorative Tendenz. Das übliche Verfahren für die Ausschmückung der Buchhülle war im Wesentlichen die sogenannte Blindpressung, das Einpressen von Verzierungen in Leder oder Pappe, aus welchem letzterem Materiale neben dem Holze jetzt vorzugsweise die Deckel angefertigt sind. Insbesondere waren hierzu die Linien- und Bandornamente, deren Wirkung nicht selten durch Farbe erhöht wurde, sehr beliebt.

Bedeutende Meister, wie Holbein, Cranach, Beham, Aldegrever u. A., haben sich in den Dienst dieser Kunstthätigkeit gestellt, indem sie Zeichnungen entwarfen, welche dem Stempelschneider zum Vorbilde dienten.

Es gehörte damals gewissermaßen zum guten Tone, eine schön gebundene Bibliothek zu besitzen, und so hatte der Einband oft höheren Werth, als das Buch selbst. Und heute noch werden für derartige Werke im Handel und bei Versteigerungen ganz ansehnliche Preise bezahlt.

Im 17. Jahrhundert läßt die liebevolle Sorgfalt, die auf den Schmuck des Einbandes verwendet wurde, allmählig nach. Dieser wurde immer einfacher. Sollte der Einband reicher ausgestattet werden, so bediente man sich, insbesondere im 18. Jahrhundert, mit Vorliebe wieder des Metallschmuckes. Man liebte es, nicht nur die Ecken und Schließen, sondern auch die Kanten und häufig die ganze Fläche des Buchdeckels sowie den Rücken mit theils getriebenem, theils graviertem und ciseliertem Messing oder Silberbeschläg zu zieren.

Wie überhaupt das ganze Kunsthandwerk, so ist auch die Kunst des Bucheinbandes gegen Ende des 18. Jahrhunderts in Verfall gerathen, der dann in der ersten Hälfte des 19. den Höhepunkt erreichte in der Erfindung des — Pappbandes. Der Sinn für kunstgerechte Buchausstattung ist auf lange Zeit vollständig erloschen.

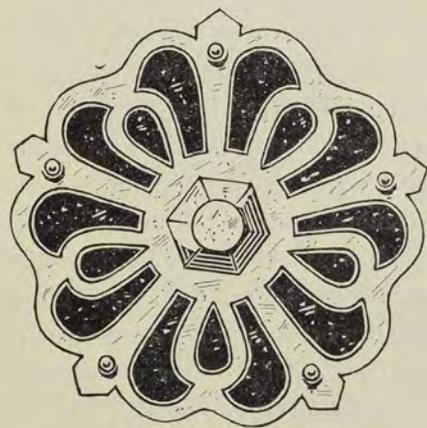


Fig. 9.

Zin und wieder pflegte man die Stempel aus früherer Zeit, jedoch in ganz sinnloser und unverständener Weise, zu verwenden. Erst in unserer

Zeit macht sich ein Wiederaufleben dieser Kunstübung bemerkbar. Man hat angefangen, dem Einbinden der Bücher wieder die Sorgfalt zuzuwenden, welche ihr gebührt.

Nach dieser flüchtigen allgemeinen Uebersicht über die Entwicklung des Bucheinbandes wenden wir uns dem Gegenstande zu, dessen Besprechung wir uns speziell zur Aufgabe gestellt haben. Dem Leser, der sich ausführlicher über die Geschichte des Bucheinbandes unterrichten will, seien Ferd. Lutzmer's übersichtliche Darstellung in der von Bruno Bucher herausgegebenen „Geschichte der technischen Künste“ und „Der Bucheinband, seine Technik und Geschichte“ von Paul Adam empfohlen.

Das Beschlåg, das auf dem lederbezogenen Holzdeckel befestigt ist, hat die Bestimmung, den

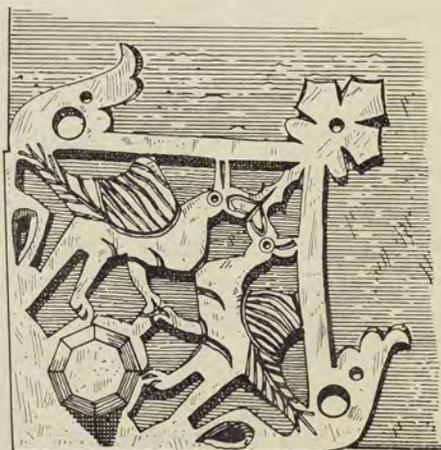


Fig. 10.

Einband zu schützen; es soll damit das feste und Solide betont werden. Zugleich war es aber auch das vorzüglichste Mittel, dem Einbände zur Tierde zu dienen. Somit erfüllt es einen doppelten Zweck: den des Schutzes und des Schmuckes. Die Ecken des Einbandes wurden mit rechrwinkeligen oder häufig auch nach der Diagonale spitz zulaufenden (siehe Fig. 6) Beschlägen verwahrt. Es sind dies die am meisten der Zerstörung ausgesetzten Stellen. Ein weiteres Beschlåg wurde gewöhnlich auch in der Mitte des Deckels angebracht. Diese Beschlågtheile sind mit stark erhabenen Rosetten, Knöpfen und Buckeln versehen, welche das Auflager bilden und jede Beschädigung der Decke durch die Benutzung ferne halten. Der Verschlus geschieht mittels Schließen, Klausuren genannt, die dem

Bande ein gefälliges Aussehen verleihen. Es sind dies im einfachsten Falle starke Lederriemen, welche am hinteren Deckel gewöhnlich mit Rosetten befestigt und gegen das Ende zu mit metallbeschlagenen Oesen versehen sind, die in die am vorderen Deckel befindlichen Dornen eingreifen. Diese Einrichtung ist ebenso einfach wie zweckdienlich, um das Buch zusammen zu halten. Oft zeigen die Lederschließen selbst wieder reizende Beschlägtheile, die natürlich für den Einband ein weiteres Schmuckmittel abgaben. Die Kopfleiste am Anfange unseres Aufsatzes giebt ein Beispiel einer solcher Weise ausgestatteten Bucheinbandes.

Die hier zur Anschauung gebrachten vom Verfasser dieses Aufsatzes aufgenommenen Beschläge

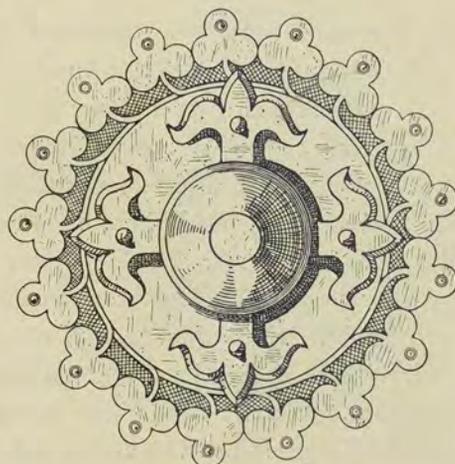


Fig. 11.

sind zwar nicht in der Originalgröße, jedoch immerhin solchermaßen wiedergegeben, daß sie uns einer eingehenden Beschreibung überheben. Sie gehören fast alle dem 14. und 15. Jahrhundert an, nur deren zwei Beschläge (Fig. 14 und 15) sind jüngeren Ursprunges; ihre Formen weisen sie dem Beginn des 16. Jahrhunderts zu.

Das Material ist bei allen diesen Beschlägen Messing. In Bezug auf ihre Ausführungsweise läßt sich an ihnen die technische Behandlung verfolgen, wie sie sich im Laufe der Zeit entwickelt hat. Die ältesten sind durchweg glatt und flach behandelt, das Metall ist ziemlich stark, ihre Zeichnung besteht nur in der durchbrochenen Contur und, wo nöthig, in eingeschlagenen Linien. Jene des ausgehenden 15. Jahrhunderts zeigen

zwar im Allgemeinen ähnliche Technik, jedoch sind ihre Flächen nicht mehr ganz flach, sondern einzelne geeignete Stellen erhaben getrieben (Fig. 12 u. 13). Die Beschlägtheile der Renaissancezeit charakterisieren sich dadurch, daß das Material von der



Fig. 12.

Stärke des Bleches ist und die Durchbrechung sich auf wenige Stellen beschränkt (Fig. 14). Zumeist ist die gesammte Fläche mit graviertem Ornament ausgefüllt, wie bei Fig. 15 ersichtlich ist. Hier ist die Zeichnung des Blattmotives graviert und der Grund durch Schraffierungen rau gemacht.



Fig. 14.

Die abgebildeten Beschläge lassen erkennen, wie mannigfach die Formen und wie sie immer dem Materiale angepaßt sind. Sie bekunden im Allgemeinen den ausgesprochenen hochentwickelten Formensinn unserer Vorfahren. Bald sind es schematisch behandelte Ornamente, bald Blatt-

werk, welche die Verzierung der älteren Beschläge bildeten. Sehr beliebt waren auch phantastische, absonderliche, zumeist der Thierwelt entnommene Gebilde.

Eine schöne dekorative Wirkung wurde auch

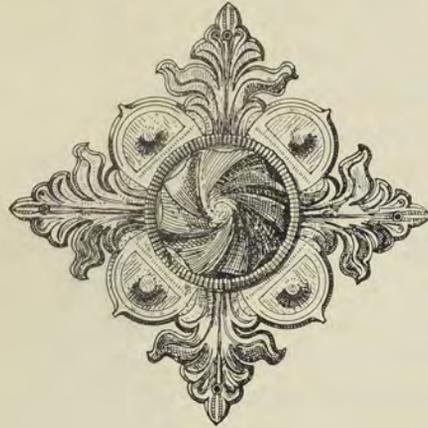


Fig. 13.

dadurch erzielt, daß die Beschläge mit farbigem Pergament, gewöhnlich roth, unterlegt wurden.

Vor allen ansprechend durch ihre Schlichtheit wirken die Beschlägtheile Fig. 1, 2 und 3. Sie gehören einem Bande an, der zu der Kopfleiste verwendet ist und im Besitze des Herrn Dom-

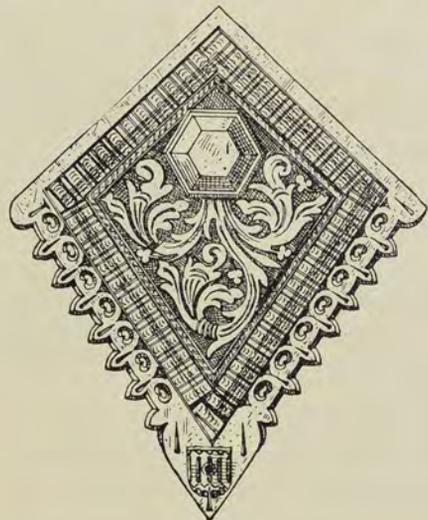


Fig. 15.

pfarrers Schober sich befindet. Reizend stilisiert ist die Löwengestalt des Eckbeschlags. Das Mittelstück zeigt Lilienmotive. Letzteres ist bemerkenswerth dadurch, daß es sowohl in der Zeichnung als Ausführung fast genau übereinstimmt mit jenem des im fürstlichen Archive des

Schlosses Birstein bewahrten und bereits veröffentlichten \*) sog. rothen Buches.

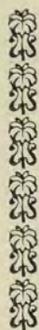
Ebenso bietet Fig. 12 das Beschläg eines Antiphonars, das den Klosterfrauen zu St. Katharina gehört hat, ein weiteres Beispiel nächster Verwandtschaft mit einem eben solchen, das anderwärts bereits veröffentlicht ist. Es zeigt in allen feinen Einzelheiten dieselbe Form und Ausführung, wie das in dem schon erwähnten Werke von B. Bucher abgebildete Stück\*\*).

Daß solche Uebereinstimmungen schon bei unseren wenigen Abbildungen sich finden, dürfte sich wohl damit erklären, daß der Kleinmeister, der sich einmal eine Formgebung angeeignet, mit einer gewissen Fähigkeit an derselben festgehalten hat. Dabei ist nicht nöthig, vorauszusetzen, daß die Arbeiten etwa aus einer und derselben Werkstätte hervorgegangen sind. Bei dem handwerklichen Betriebe der Kleinkünste, der sich in der Regel auf gewisse feststehende Formen beschränkte, kann es nicht befremdlich erscheinen, daß fast gleiche Wiederholungen oft an verschiedenen Orten wiederkehren. Das vorbildliche

Material solcher Typen wird wohl überall erhältlich gewesen sein. Aber auch die Beziehungen, welche die Klöster unter einander durch den Austausch der Bücher zum Zwecke des Abschreibens gehabt haben, mag für das Vorkommen von Nachbildungen sprechen. Man wird eben bei

\*) Vgl. Dr. L. Bickell, Die Bau- und Kunstdenkmale im Reg.-Bezirk Kassel, Bd. I, Kreis Gelnhausen, Tafel 221.

\*\*\*) B. Bucher, „Geschichte der technischen Künste“, III. Bd., S. 139.



dieser Gelegenheit auch die Buchausstattung, wenn sie nachahmungswerth schien, zum Vorbilde genommen haben.

Die sehr schlicht gestalteten Beschläge Fig. 4 und 5 sind die eines mit herrlichen Initialen und Miniaturen geschmückten Antiphonars, welches aus dem Kloster Adelhausen stammt. Es ist ein gewaltiger Foliant von 54/38 cm Größe, mit 283 Pergamentblättern. Die innere Seite des

Deckels enthält eine Inschrift, welche uns über die Zeit der Entstehung des Buches (1350) und seiner damaligen Herstellungskosten Aufschluß giebt und also lautet: *Iste liber completus est anno domini MCCCL in die Michaelis. Summa istius libri LX florenos.*

Gleichfalls datiert ist (1461) ein Antiphonarium, dessen Beschläge Fig. 5 und 6 darstellen. Die bezügliche Notiz heißt: *Anno domini millesimo quadringentesimo sexagesimo primo finitus est iste liber cum dei adiutorio sexta die mensis junij que erat sabattum infra octavas festi sanctissimi corporis Christi.*

Die in Figur 14 und 15 wiedergegebenen

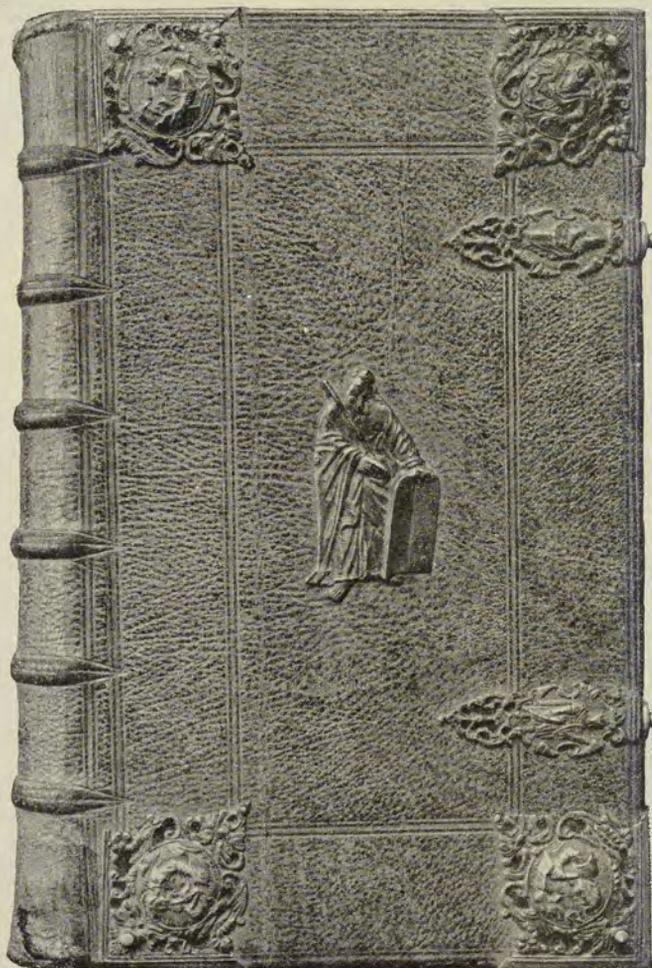


Fig. 15.



Beschläge befinden sich, von ihren betreffenden Werken losgelöst, in der hiesigen Universitätsbibliothek. Sie zeigen die Dekorationstechnik des beginnenden 16. Jahrhunderts. Das letzte Wort der Umschrift des Englischen Grußes bei Fig. 13 wird man als verschrieben für *Domin [us tecum]* anzusehen haben. Solche Fehler sind bei alten Inschriften nichts Ungewöhnliches.

Man wird es auffällig finden, daß in unserer Veröffentlichung von keinen Beschlägstücken die

Rede ist, welche etwa der Münsterschatz aufzuweisen hätte. Aber dieser enthält keine liturgischen Bücher aus früherer Zeit, welche für uns von besonderem Interesse wären. Allerdings birgt der Nebenraum der Musikempore des Münsters einige römische Graduale, Pergamentbände aus dem 17. Jahrhundert, deren äußerer Schmuck indessen keine künstlerische Bedeutung hat. Es sind meistens derb, fast roh und unbeholfen gearbeitete Messingbeschläge, welche die handwerkliche Thätigkeit der damaligen Zeit nicht im besten Lichte erscheinen lassen. Einige sind insofern von Bedeutung, als sie in ihrer Formenbehandlung fast getreue Nachbildungen von alten gotthischen Beschlügen sind, wie sie theilweise unsere Abbildungen zeigen. Man erkennt daraus, wie sich die Tradition der früheren Formen, wenn auch vielfach verderbt, bis in die neuere Zeit erhalten hat. Die überlieferten Vorbilder wurden freilich oft nicht verstanden, oder man gab sich nicht die Mühe, sie getreu nachzubilden.

Uebrigens bewahrt der Münsterschatz eine Art Diptychon aus späterer Zeit\*). Es sind zwei silberne Buchdeckel aus dem Jahre 1449, welche das Levitenbuch aufnehmen. Die getriebenen Platten haben eine Größe von 36/25 cm. Der figürliche Schmuck des einen Deckels zeigt in einem Medaillon in der Mitte die Krönung Mariä, darüber die Apostel Petrus und Paulus, unten die Propheten Esaias und Elias. Der andere Deckel enthält in gleicher Anordnung die Kreuzigung und in den Ecken die Symbole der vier Evangelisten. Das Laubgewinde, welches die Darstellungen umgiebt, ist mit Edelsteinen besetzt.

Auch die Universitätsbibliothek bewahrt einige große Pergamentcodices, die aus dem späteren Mittelalter stammen. Aber auch hier fällt die plumpe Form der Ausführung auf.

Endlich bleibt uns noch ein dem 18. Jahrhundert entstammender Einband, der eine aus-

\*) Abgebildet im 19. Jahrgang dieser Zeitschrift, Seite 47.



Fig. 17.



gezeichnete Arbeit darstellt, kurz zu besprechen übrig. Das Buch ist, der Rücken nicht mit inbegriffen, 27/44 cm groß. Letzterer hat erhabene Bünde. Der Goldschnitt ist reich ciselirt und gepunzt. Die Holzdeckel sind mit schwarz gefärbtem Schweinsleder überzogen und mit kunstvoll gegossenen, im Geschmacke der Zeit behandelten Metallauflagen dekoriert. Die Deckel zeigen in der Mitte einerseits Moses mit den Gesetzestafeln, andererseits den segnenden Heiland mit der Weltkugel. Die Eckbeschlüge enthalten

in Medaillons die Brustbilder der vier Evangelisten mit ihren Symbolen in doppelter Ausführung. Die Schließen sind mit den Figuren David's und Samuel's geschmückt. Bemerkenswerth ist das gepresste, recht frisch und lebhaft in der Färbung wirkende, gemusterte Papier, womit die Innenseiten der Deckel bekleidet sind. Die technische Herstellung solchen Papiers ist eine Erfindung des 18. Jahrhunderts gewesen, die man heute wieder nachzuahmen beginnt. Diese Decke umschließt eine Ausgabe der Bibel nach der Uebersetzung von Dr. Martin Luther, die bei Chr. Gottfried Cotta zu Tübingen im Jahre 1729 gedruckt und verlegt wurde.

Nach der im Buche befindlichen Aufzeichnung gehörte dasselbe anfänglich einem gewissen Wilh. Schmidt, der es alsbald nach dem Erscheinen am 16. Oktober 1730 binden ließ. Die Kosten des Werkes und des Einbandes sind im Vorsatzblatte wie folgt verzeichnet:

Constat [in albis] . . . . .	Reichsthaler	9
Das Beschlag . . . . .	„	3
Einzubinden . . . . .	„	6
		<hr/>
	Reichsthaler	18

Gegenwärtig befindet sich diese Bibel im Besitze des Herrn Apothekers Kübler hier in Freiburg.

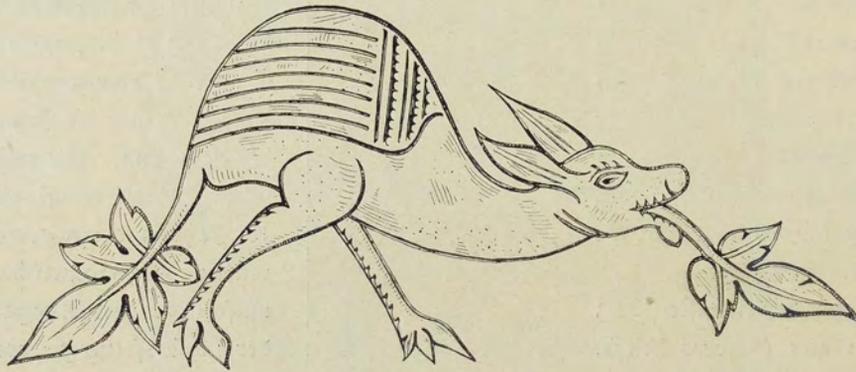
Weiter in Einzelheiten einzugehen, gestattet uns der zu Gebote stehende Raum nicht. Die hier mitgetheilten Beispiele sprechen für sich selbst. Es sei zum Schlusse uns noch gestattet, dem Wunsche Ausdruck zu geben, es möchten die alten

Vorbilder mehr beachtet, gewürdigt und nachgeahmt werden. Wenn auch in dieser Hinsicht in den letzten Jahrzehnten auf dem einschlägigen Gebiete erfreulicher Weise schon Anerkennenswerthes geleistet wurde, so bleibt doch immer noch eine stärkere Belebung des Interesses für die Werke der Kleinkunst früherer Zeiten zu wünschen übrig.

Die Metallverzierungen in ihren verschiedenen Bearbeitungsarten sind schon wegen ihrer leichten



Ausführbarkeit zur Anwendung sehr geeignet. Sie stellen keine großen Anforderungen an die Geschicklichkeit des Handwerkers. In ihrer klaren, einfachen Formgebung, deren dekorative Wirkung durch Unterlegen mit farbigen Stoffen erhöht werden kann, werden die Beschläge immer ein beachtenswerthes Schmuckmittel abgeben. Besonders am Platze ist diese Technik bei Büchern für liturgische Zwecke, wie namentlich bei Missalien und Evangeliarien.



Sig. 18. Verkleinerte Zeichnung von dem Lederfutteral eines Kreuzes in der Alterthümerammlung.



## Ein Renaissance-Brettspiel.

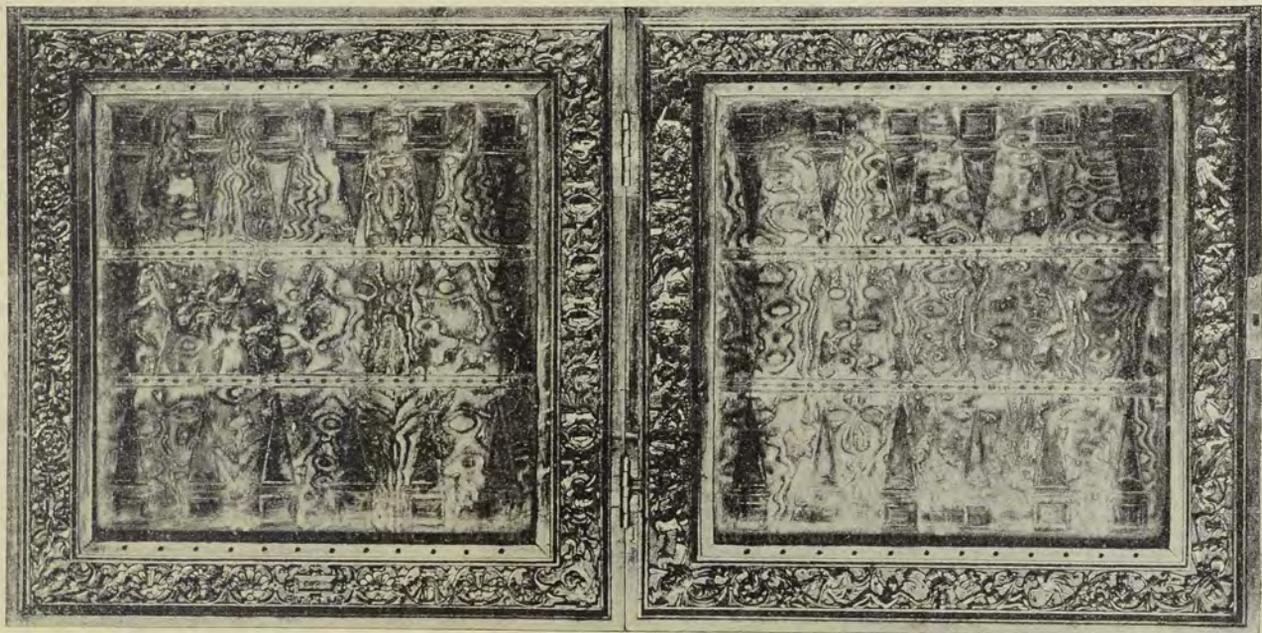
Von Konservator Dr. H. Schweizer.



Die städtische Alterthümersammlung in Freiburg i. Br. besitzt ein Brettspiel, das wegen seiner reichen Ausstattung für jeden Kunstfreund beachtenswerth ist, für den Kunsthandwerker aber einen kleinen Schatz der schönsten Renaissanceornamentik darstellt.



ein von einem Akanthuskranze umschlossenes Medaillon, in welchem sich zwischen Akanthusranken allerhand Grottesken, Putten und Vögel in launigem Spiele herumtreiben. Ueber dem Medaillon ist eine Vase, die von zwei Putten flankiert wird, während unten ein beliebtes Renaissanceornament erscheint.



Es ist ein quadratischer Kasten aus Ahornholz von 46 cm Seitenlänge, der auf der einen Seite die vierundsechzig Felder des Schachbrettes, auf der anderen Seite eine Füllung mit geschnitztem Flachornamente aus Buchsbaum zeigt. Beide Felder werden von einem 65 mm breiten Fries umrahmt, auf welchem eine elegant gezeichnete Moreske eingelegt ist.

Die Schmuckseite des Brettes hat in der Mitte



Die ganze jetzige Anordnung ersieht man aus der umstehenden Abbildung, doch ist dies nicht die ursprüngliche Zusammensetzung, die Ornamente sind offenbar früher losgesprungen, und wurden dann von unkundiger Hand ziemlich sinnlos wieder aufgeleimt.

Öffnet man den Kasten, so sind innen zwei Felder (siehe obenstehende Abbildung) in Eschen-Maser, in welche jeweils zweimal sechs gegen-



ständige Pyramiden für das Spiel „Wolf und Schaf“ oder auch „Trie Trac“ genannt eingelegt sind.

Um diese beiden Felder ziehen sich nun acht schmale Frieze, von denen jeder wieder ein anderes Motiv giebt. Sowohl die Frieze selbst als auch die Ecklösungen können mustergiltig genannt werden. Die Zeichnung des Ornamentes in der Einzelform und in der Raumerfüllung ist ebenso gut, wie die Ausführung als elegant und fein geschnitten bezeichnet werden muß.

Die Frieze im Einzelnen zu beschreiben, fehlt uns hier der Raum, wir geben davon eine



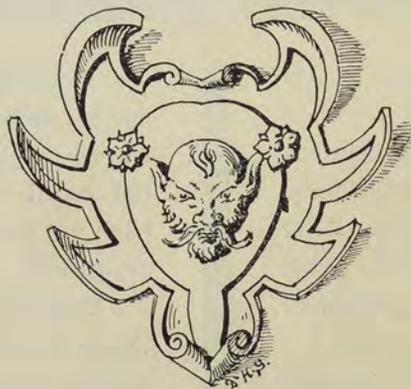
Gesamtansicht, zwei Frieze (siehe die beiden auf Seite 63 und 64 gegebenen Kopfleisten) und eine

Ecklösung (siehe Schlußvignette).

Bei einem solchen Werke der Kleinkunst ist es sehr schwer, Verfertiger oder örtliche Provenienz anzugeben, wahrscheinlich haben wir es mit der Arbeit eines niederrheinischen Meisters zu thun, der die holländische Renaissance gut kannte, wie man aus der Ornamentik des Außenfeldes schließen darf. Besser sind wir mit der Entstehungszeit des Kunstwerkes



daran, eine kleine Tafel in einem der Frieze vermeldet das Jahr 1569.



# Veraltete Fensterschmuck des Freiburger Münsters.



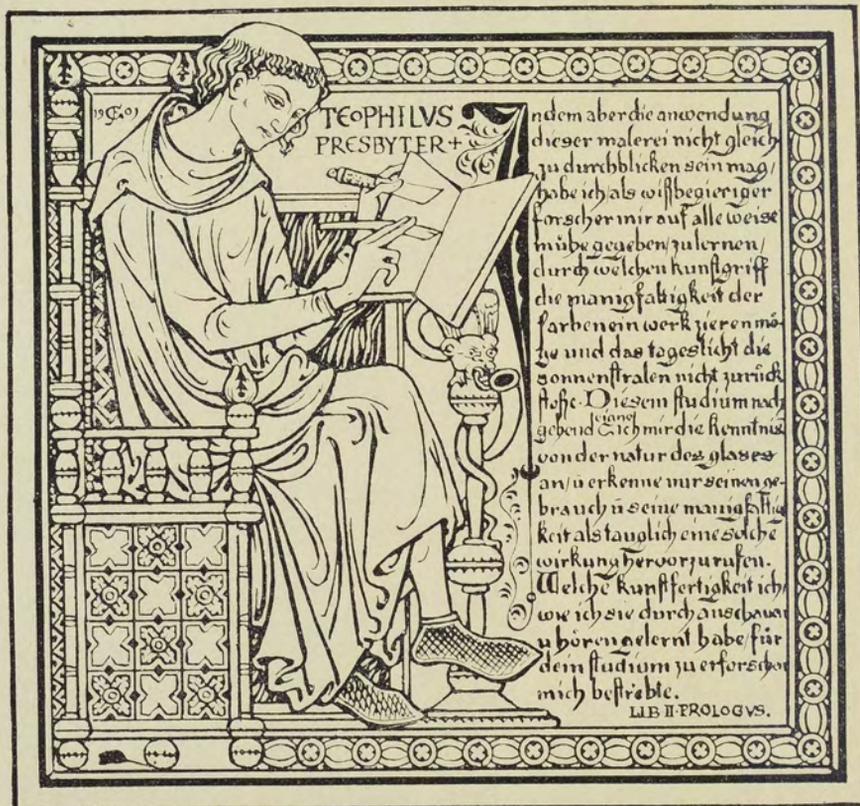
Ein Beitrag  
zu dessen  
Kenntniss  
und  
Würdigung  
von  
Fritz Geiges

1901



## Erster Theil.

1304 Jahrb.



THEOPHILVS  
PRESBYTER +

ndem aber die anwendung  
dieser malerei nicht gleich  
zu durchblicken sein mag/  
habe ich als wißbegieriger  
forscher mir auf alle weise  
mühe gegeben zu lernen/  
durch welchen kunstgriff  
die manigfaltigkeit der  
farbenen werk zieren mö-  
ge und das tagelicht die  
sonnenstralen nicht zurück-  
stoße. Diesem studium nach-  
gehend <sup>lehre</sup> ich mir die heinntnis  
vonder natur des glasses  
an/ü erkenne nur seinen ge-  
brauch ü seine manigfaltig-  
keit als tauglich eme solche  
wirkung hervorzurufen.  
Welche kunstfertigkeit ich  
we ich sie durch anschauen  
u hören gelernt habe für  
dem studium zu erforschen  
mich besträbe.

LIB II PROLOGVS.



# inleitung u. Vorwort

Bestand und Schicksale des alten Fensterschmuckes.  
Bisherige Veröffentlichungen.  
Umfang, Eintheilung und Mittel der vorliegenden  
Betrachtung.

**U**TER den Kunstschätzen älterer Zeit, welche Freiburgs Münster sein eigen nennt, stehen dessen Glasmalereien nach Zahl und Werth in erster Reihe, und nur wenige größere mittelalterliche Gotteshäuser unseres Vaterlandes können sich eines ähnlichen Besitzes rühmen.

Ihrer Entstehung nach die Zeit von der ersten Hälfte des 13. bis zum Ausgange des 16. Jahrhunderts umfassend, geben sie ein anschauliches Bild, wenn auch nicht der gesammten Entwicklung dieses Kunstzweiges auf heimischem Boden, so doch der bedeutendsten Phasen desselben, um so mehr, als neben den zahlreichen Werken monumentaler Richtung auch die profane Kleinkunst der Spätzeit durch wenn auch wenige, so doch immerhin charakteristische Beispiele vertreten ist<sup>1)</sup>. Die überwiegende Mehrzahl gehört der Blüthezeit deutscher Glasmalerei, dem 14. Jahrhundert an, wogegen allerdings die Auffassung des 15. Jahrhunderts etwas dürftiger zur Anschauung gelangt, da sich zur Zeit, als der spätgothische Chorbau seiner Vollendung entgegen ging, die Malerei und mit ihr auch die Glasmalerei bereits unter dem siegreich entfalteten Banner der Renaissance bewegte. Für diesen Mangel werden wir aber durch die Thatsache entschädigt, daß die vertretenen Werke der letzteren Kunstrichtung zum Theile unter dem unmittelbaren Einflusse eines Meisters entstanden sind, dessen Name stets unter den ersten seiner Zeit genannt werden wird.

Ruht die Werthung dieses reichen Schatzes, abgesehen von seiner rein ästhetischen Qualität, vor Allem in seiner vielseitigen allgemein kunstgeschichtlichen Bedeutung, so verdient derselbe unsererseits noch eine besondere Würdigung als eine inhaltsreiche monumentale Urkunde für die Geschichte Freiburgs und seines unvergleichlichen Münsterbaues, deren leuchtende Schriftzüge uns Manches erzählen, worüber kein geschriebenes Wort Kunde giebt.

In Bestand und Zusammensetzung ist das, was das Münster heute noch an alten Glasmalereien besitzt, allerdings weder die ausschließliche noch die unversehrte Ueberlieferung dessen, was ursprünglich zum Schmucke des Baues geschaffen wurde. In den sieben Jahrhunderten, welche dahingerauscht sind, seit zum ersten Male der buntschimmernde Glanz farbiger Fenster mit seinem zauberhaften Lichte das Gotteshaus erfüllte, ist von diesen vergänglichen Gebilden menschlichen Kunstfleißes gar manches kostbare Stück entweder vollständig in Trümmer gegangen oder sonstwie freventlich dem Bau entzogen worden, und was erhalten geblieben, bietet, im Einzelnen vielfach durch ungeschickte Eingriffe entstellt und entwerthet, im Ganzen zusammengewürfelt mit zahlreichen Fragmenten fremder Provenienz und geschmacklosem modernem Flickwerke, nur ein sehr verworrenes Bild der ursprünglichen Erscheinung, ganz abgesehen davon, daß nicht Weniges derzeit in abgeschlossener Verwahrung seiner eigentlichen Bestimmung ent-

zogen ist. Gänzlich unversehrt ist keine einzige der alten farbigen Verglasungen auf uns gekommen.

Die ersten größeren Verluste und Beschädigungen brachten, wenn wir jene außer Betracht lassen, welche durch allerlei bauliche Veränderungen, wie beispielsweise die Erweiterung des Chores, herbeigeführt wurden, die zahlreichen Kriegsstürme, welche während des 17. und 18. Jahrhunderts verheerend über die Stadt dahinbrausten und natürlich auch das Münster nicht unversehrt ließen. Dieses soll namentlich in der Belagerung von 1713 durch die Beschießung schwer gelitten haben, und von der letzten von 1744, welche dem Bau einen auf über 100 000 Gulden geschätzten Schaden brachte, wird ausdrücklich berichtet, daß durch die nach der Uebergabe erfolgte Sprengung der Werke, namentlich jener des Schlosses, besonders die oberen Fenster in Mitleidenschaft gezogen wurden<sup>2)</sup>. Ueber Art und Umfang dieser Schäden im Einzelnen sind wir allerdings nicht genügend unterrichtet. Immerhin spricht gar Manches dafür, daß dieselben doch nicht von solcher Ausdehnung waren, als man nach den vorhandenen Berichten und den allgemeinen Umständen überhaupt anzunehmen vielleicht geneigt sein möchte. Angesichts der Wahrnehmung, daß die nach Material und Technik an sich weniger widerstandsfähigen Fenster des Hochchores, welche nach ihrer Lage durch die Sprengungen auf dem nahen Berge gewiß in erster Linie gefährdet waren, nur verhältnißmäßig wenig umfangreiche Theilschäden aufweisen, wird man jedenfalls den fast vollständigen Verlust der Obergadenfenster des Schiffes nicht ausschließlich auf solche Ursachen zurückführen dürfen.

An eine etwa gleichzeitige getreue Wiederherstellung kann natürlich nicht gedacht werden, da es dem 18. Jahrhundert vollständig an der technischen Befähigung hierzu gebrach. War doch die gesammte Kunstübung nahezu gänzlich erloschen und als eine natürliche Folgeerscheinung dieses Rückganges selbst die Kenntniß in der Herstellung des benötigten Rohmaterials, des farbigen Glases, in einem bedeutenden Umfange verloren gegangen<sup>3)</sup>. Jedenfalls war die Art, in welcher die Glasmalerei vereinzelt im 18. Jahrhundert noch als Kleinkunst geübt wurde, nicht

dazu angethan, eine angemessene Ausbesserung der entstandenen Schäden zu ermöglichen, und die Behauptung Fr. J. Mone's, daß eine solche der Hochchorfenster zu Anfang des 18. Jahrhunderts stattgefunden habe, ist weder urkundlich belegt, noch durch den Sachbefund erwiesen<sup>4)</sup>.

Mit dem wachsenden Unvermögen zur Ausübung der Kunst schwand übrigens proportional auch der Sinn für deren überlieferte Werke und damit auch das Interesse für die Erhaltung derselben. Beide Erscheinungen erwuchsen aus demselben Urgrunde: den wechselnden ästhetischen und praktischen Bedürfnissen der Zeit, dem veränderten Geschmacke und den veränderten Lebensgewohnheiten. Der kühlen Gleichgiltigkeit folgte die wegwerfende Mißachtung, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß dem aus einer solchen Sinnesrichtung hervorgegangenen sträflichen Thun und Lassen Jener, welchen die Pflege des kostbaren Schatzes überantwortet war, gerade so viel, wenn vielleicht nicht noch mehr, zum Opfer fiel, als dem unabweisbaren Wirken elementarer Gewalten<sup>5)</sup>. Sumal in der philosophisch angehauchten Zeit des ausgehenden 18. Jahrhunderts mit ihrem sinnlos auch auf Aeußerlichkeiten übertragenen geistigen Lichtbedürfnisse war mit der weißen Tünche auch die weiße Fensterscheibe das herrschende Ideal geworden, und wenn man nicht überall und allgemein zur radikalen Verwirklichung desselben gelangte, so danken wir das, neben der vereinzelt doch noch vielfach lebendigen Pietät für das Erbe der Väter, wesentlich dem Umstande, daß sich zur Farbenode des Zeitgeschmackes nicht selten die nicht geringere Leere des Geldbeutels gesellte, Beweggründe, die wohl auch in Freiburg in erster Linie verhinderten, daß man zu einer umfassenderen Beseitigung der alten farbigen Verglasung schritt, als thatsächlich geschehen.

Es ist uns die schon oft herangezogene Aeußerung eines Zeitgenossen, des damaligen Münsterpfarrers Joseph Felician Geisinger, überliefert<sup>6)</sup>, die in wirklich klassischer Weise zum Ausdruck bringt, welchen Anschauungen man in dieser Hinsicht damals auch in Freiburg huldigte. Dieselbe ist um so bezeichnender, als sie von einem Manne ausgeht, der persönlich von nicht gewöhnlichem Interesse für die Kunstschätze des ihm an-

vertrauten Gotteshauses besetzt war und, wie aus einer anderen Stelle seiner 1787 verfaßten handschriftlichen Aufzeichnungen hervorgeht, auch den Werth der alten Glasmalereien nicht gerade gering schätzte. Derselbe bemerkt wörtlich:

„Hier bey denen Fenstern und untren Kreuzstöcken ist zu bemerken, dz es noch zu erdenken, wie dz in dem hiesigen Münster Langhauß alle Fenster gestelle mit den uralten amausen oder Glasmahlereyen von Heiligen und von Wappen auch andren Figuren geziehet waren, nun sind dieselbe allgemach durch Zerfall und lange der Zeiten, durch Winde, Schauder od erden stoßen, Hagel strohl deß gewitters durch stein werffen deren buben in ruin zergangen, auch meistens weilten diese gemahlte fenstren ser finster schwer und Tumm machten schaffet mann dieselbe allgemach ab, und werden stadt derselben allgemach lauter weiße gläser entweder ganz eingesetzt, und allgemach da und dorth mit weißen nachgeflicket, dessen ohngeacht zu ewigen angedencken, verbleiben hin und wider da und dorthen noch einige gemahlte scheiben stehen. sonder die die in dem Alexanderchörle seynd bleiben ganz und unberührt weil in weiß schattirt und die schönsten im Münster seind.“

Aus dem gleichen Grunde wie das wundervolle Hans Baldung'sche Grisailfenster der jezigen Alexander-Kapelle fanden wohl auch die in ihrer Lichtgebung nicht zu beanstandenden Chorfenster Schonung, während die nur mehr als Curiosität gewürdigten Schiffenster planmäßig in der Weise verstümmelt wurden, daß man in den Seitenschiffenstern namentlich die ganze untere Felderreihe mit Ausnahme derjenigen Parthieen, welche mit Wappen geschmückt waren, entfernte und allem Anscheine nach auch die farbige Verglasung der Maßwerke 7), welche letztere allerdings glücklicher Weise später zum größten Theile wieder beigebracht werden konnte. Einzelne Fenster der Seitenschiffe hatten daher ihren farbigen Schmuck nahezu vollständig verloren, und auch im Mittelschiffgaden befand sich nach den Angaben Geißinger's außer zweien Handwerkswappen überhaupt nichts Namhaftes mehr. Nicht minder radikal verfuhr man mit den

hoffbaren Fenstern des Querschiffes, zumal man für die in den beiden Kreuzflügeln aus den Bestandtheilen des Renaissancelettners errichteten Muskeemporen in erhöhtem Maße das Bedürfnis nach ausgiebiger Beleuchtung empfand. Sowohl von diesen wie von jenen des Lichtgadens sind glücklicher Weise einige beachtenswerthe Theile gerettet worden, da man die herausgenommenen Stücke wenigstens einigermaßen nach ihrem damals angesichts der geringen Nachfrage allerdings noch verhältnismäßig bescheidenen materiellen Werthe zu schätzen wußte und darum nicht ohne Weiteres in die Scherben warf. Hätte man geahnt, welche gewaltige Steigerung diese Werthe in nicht allzu ferner Zeit erfuhren, so würde man sich vielleicht bei Verwahrung der ausgeschiedenen Verglasungen auch einer größeren Sorgfalt befleißigt haben.

Gegenüber der sinnlosen Mißachtung, mit welcher man die köstlichen Schöpfungen einer erloschenen verkannten Kunst behandelte und planlos der Vernichtung preisgab, erhoben sich übrigens bereits auch eindringliche Stimmen zur Verdammung solch' vandalistischen Gebahrens. Es ist dabei von Interesse, den Widerstreit der Meinungen in dieser Frage in den Darlegungen zu verfolgen, wie sie Le Vieil, ein begeisterter Anhänger unserer Kunst, in seinem lefenswerthen Buche, „L'art de la peinture sur verre et de la vitrerie“ 8) zum Ausdruck bringt, woraus wir zugleich erkennen, daß selbst die Einsichtigeren sich doch der herrschenden Zeitströmung nicht völlig zu entziehen vermochten. So kann sich auch Le Vieil nicht versagen, während er gegen die Feinde der Glasmalerei mit flammenden Worten zu Felde zieht und die erhobenen Beschwerden zu entkräften sich bemüht, zu einiger Minderung der hauptsächlich angefochtenen Dunkelheit dem auch in Freiburg eingeschlagenen Verstümmelungsverfahren des theilweisen Ersatzes durch weißes Glas als eines zulässigen Behelfes das Wort zu reden 9).

Was solcher Weise sowie gleichzeitig namentlich an den in Folge Aufhebung der Klöster eingegangenen Kirchen verfügbar wurde, das suchten andererseits einzelne einsichtige und kunstsinige Männer an sich zu bringen, zumal das Meiste zu Spottpreisen dargeboten wurde, ein Bestreben,

das manches kostbare Stück vor dem Untergange bewahrte. So schrieb unterm 18. März 1780 der Züricher Joh. Casp. Lavater an Goethe:

„Es sind hier 8 Glasmalereien, 2' hoch, ziemlich conservirt, zierlich gemalt und bisweilen meisterhaft gezeichnet, käuflich. Hätt' ich ein Cabinet sie aufmachen zu können, wär's ein so heimlich in einem solchen Kreise; freilich sind es Heilige und Katholiken von 1511, aber so was unnachahmliches zerbrechen zu lassen und der verderbenden Zeit hinzuwerfen, ist doch schrecklich. Ich hoffe sie um leidlichen Preis zu bekommen“<sup>(10)</sup>;

und als ein Zeichen der gesteigerten Werthschätzung mag es auch gelten, wenn Geisinger bezüglich der von dem kunstsinigen Abte von St. Blasien um billigen Preis erstandenen Glasmalereien der 1744 aufgehobenen Karthause zu Freiburg bemerkt:

„Wenn sie es noch nicht hatten, würden sie selbe nicht mehr erwischen.“

Aber noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts konnten Männer wie Freiherr von Laßberg auf Meersburg und namentlich Vincent von Konstanz um wenige Gulden ihre reichen Sammlungen schaffen, damit der Gesamtheit einen dankbar zu würdigenden ideellen Dienst erweisend, welchen die Zeit den Urhebern bezw. ihren Erben durch tausendfachen materiellen Gewinn lohnte.

Allmählig gewann auch in Freiburg eine bessere Einsicht in solchen Dingen Raum, und redlich war man bemüht, nach Möglichkeit wieder gut zu machen, was man in eitler Verblendung gesündigt. Störend empfand man namentlich den ruinösen Zustand der Seitenschiffenster, und da man sich vollständig außer Stande sah, eine eigentliche Rekonstruktion in's Auge zu fassen, so suchte man die vielen klaffenden, weißen Lücken durch Ausflückungen mittels käuflich erworbener Stücke fremden Ursprunges zu schließen, ein Vorgehen, dem wir immerhin die Erhaltung manches kostbaren Fragmentes verdanken.

Die ersten aktenmäßig nachweisbaren Verhandlungen wegen solcher Ankäufe wurden Seitens der Münsterfabrik auf Anregung des Professors Fr. Arnold im Frühjahr 1812 mit der Universität eingeleitet, die sich im Besitze einiger

älteren Glasmalereien befand, welche der Kirche des 1794 aufgehobenen Dominikanerklosters entnommen waren. Wann und unter welchen Bedingungen ein Kauf zu Stande kam, geht aus dem erhaltenen Aktenmateriale nicht hervor, und es läßt sich Mangels genauerer Angaben auch schwer ermessen, welche der erhaltenen fremden Stücke etwa solchen Ursprunges sein mögen<sup>(11)</sup>.

In einsichtiger und dankenswerthester Weise wurden die löblichen Bestrebungen der Münsterpflegschaft Seitens der Regierung unterstützt und gefördert. So verfügte das Groß. Ministerium unterm 20. April 1818, daß der Domfabrikpflege Konstanz aufzugeben sei, „den Kaufvertrag des Freiherrn von Laßberg auf die Gemälde in der Münsterfabrik sowie auf die gemalten Fensterscheiben in der Mauritiuskapelle allda für die verwitwete Frau Fürstin von Fürstenberg abzulehnen, die gemalten Fensterscheiben aber, da diese seltenen Kunststücke in der Kapelle nur dem Muthwillen der Kinder und sonstigem Verderben ohne Zweck ausgesetzt, in der Münsterkirche selbst aber mit Nutzen nicht anzubringen sind, mit aller Sorgfalt ablösen und numeriert oder gehörig abgefordert der Wiederzusammensetzung wegen in eine Kiste wohl verpacken zu lassen, sofort an die Münsterfabrik Procuratur nach Freyburg etc. — — — zu übersenden“<sup>(12)</sup>. Zwei Jahre später wurde dem Münster eine weitere reiche Zuwendung durch die Gräfin Flora von Urbna, geb. Gräfin von Ragenzack, zu Theil, welche der Kirche gegen den bescheidenen Selbstkostenpreis von 150 fl. nicht weniger als 37 Stücke alte Glasgemälde unbekannter Herkunft überwies. Auch hierbei ist unermittelt, welche der alten Fensterfragmente solchen Ursprunges.

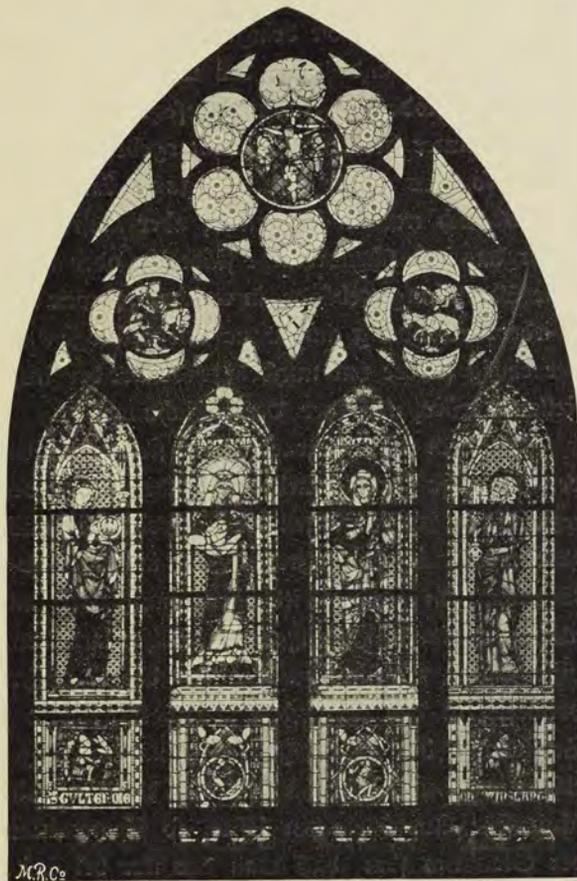
Die Mittel zu diesen Erwerbungen gab zum Theile das Vermächtniß des am 12. Oktober 1818 verstorbenen Fabrikprocurators Jos. Ant. Schwarz, der dem Münster 13 138 Gulden mit der Bestimmung überwies, daß dieses Geld ausschließlich für die Verschönerung des Baues verwendet werde<sup>(13)</sup>.

Von welchen Gesichtspunkten und Anschauungen man sich bei dem auf Instandsetzung der Schiffenster gerichteten Vorgehen leiten ließ, darüber giebt uns der Beschluß einer durch die

Großh. Kreisdirektion berufenen Kommission Aufklärung, welche sich bereits unterm 28. Oktober 1819 zur Begutachtung aller einschlägigen Fragen zusammengesunden hatte, der als Kunstverständige Berather auch die Herren von Reinach und von Köder anwohnten. Auf Grund des vorgenommenen Augenscheines waren, wie das Protokoll besagt, alle Anwesenden der einhelligen Meinung: „daß es ein herrlicher Anblick seyn mußte und einen imposanten Eindruck machen werde, wenn alle unteren Fenster des Langhauses aus gutgeordneten gemahlten Scheiben bestehen und das volle Licht nur durch die oberen aus ungemahltem Glase bestehenden Fenster herabfalle.“ Also auch hier nur ein halber Schritt, wobei man außerdem mit der einen Hand zerstörte, während man mit der anderen aufzubauen versuchte. „Vermuthlich dürfte“, so äußerte sich der amtliche Bericht weiterhin, „der Vorrath an gemahlten Scheiben hinreichen, alle unteren Fenster des Langhauses damit auszufüllen. Ist dieses aber auch nicht der Fall, so hat man Hoffnung auf andern Wegen das Fehlende zu erhalten. In jedem Falle müssen die gemahlten Fenster im Rohre unangetastet bleiben, weil sie daselbst gleich von dem Haupteingang des Münsters an den herrlichsten Effect machen. Uebrigens ist es einleuchtend, daß die Versetzung der gemahlten Scheiben und vorzüglich der neuen Zusammenstellung, Ordnung und Verbindung mehr artistische und historische Kenntnisse erfordern, als man einem gemeinen Glaser zutrauen könne und daß daher bei der ganzen Arbeit die Aufsichtung und Leitung eines Mannes erforderlich sey, welcher Kunstsinne und Alterthumskunde miteinander verbindet.“

Nur allmählig wurden allem Anscheine nach die nach solchem Plane unternommenen Instandsetzungsarbeiten gefördert, und nach Lage der damaligen Verhältnisse darf es auch nicht überraschen, daß das Ergebniß derselben die von der Kommission als nöthig erachtete, verständige und sachkundige Leitung in Nichts erkennen läßt. Der gute Wille aller Betheiligten in Ehren, aber mit dem vermeintlichen Kunstsinne war es so schlecht bestellt, wie mit der Alterthumskunde, und als eine wirkliche und bleibende Errungenschaft all' dieser Bemühungen sind darum eigentlich nur die voll-

zogenen Erwerbungen zu verzeichnen, welche uns freilich auch nicht ungeschmälert überliefert wurden. Da man sich leider auch in der Folge nicht dazu aufraffen konnte, auch die Fenster des Lichtgadens wieder farbig zu schließen, sondern selbst das Wenige, was an dieser Stelle von



I. Südliches Seitenschiffenster nächst dem Thurne.

In Verbindung mit geringwerthigen modernen Ergänzungen zusammengelickt aus den figurativen Resten eines Lichtgadenfensters, zweier Querschiffenster, zweier Fenster unbekannter Provenienz und ornamentalen Fragmenten.

Ursprünglich sind allein die drei Medaillons im Maßwerke.

alter bunter Verglasung noch vorhanden war, vollständig beseitigte, ein Verfahren, das in etwas beschränkterem Umfange auch hinsichtlich der Querschiffenster Anwendung fand, und da man außerdem späterhin theilweise auch die in den Seitenschiffenstern eingeflickten, alten Glasmalereien durch zweifelhafte Neuschöpfungen<sup>14)</sup> zu ersetzen sich bemüßigt sah, so blieb schließlich ein nennenswerther Bestand an alten Stücken unverwendet, die man, in nothdürftige Lattenverschlüge verpackt, auf dem Dachboden der

Domkustodie unterbrachte. Hier lag dieser kostbare Schatz lange unbekannt, und dadurch zwar glücklicher Weise vor Verschleuderung an gierige Händler behütet, dafür aber um so mehr allen sonstigen Unbilden seiner ungeschützten Verwahrung und damit stetem Zerfalle ausgesetzt. Erst Ende der achtziger Jahre wurden die verbliebenen Reste auf die dringenden Vorstellungen des Verfassers und Dank der Einsicht des damaligen Custoden in Rahmen gesetzt und in der Schatzkammer des Münsters untergebracht. Als eine besonders ideale Unterbringung kann das freilich auch noch nicht gelten; aber einstweilen harret das wünschenswerthe städtische oder kirchliche Sammlungsgebäude, in welchem, soweit eine Wiederverwendung im Baue ausgeschlossen ist, der einzig sichere und nutzbringende Ort der Aufstellung wäre, noch der Verwirklichung.

Mit dem wiedererwachten und stetig wachsenden Interesse für die farbenglühenden Werke der erstorbenen Kunst gingen die Bestrebungen nach Wiederbelebung der letzteren Hand in Hand. Die Bemühungen nach Wiedergewinnung der allmählig verloren gegangenen technischen Kenntnisse zeigten sich schon zu Ausgang des 17. Jahrhunderts in den Versuchen Kunkel's, die auf Herstellung des benötigten Rohmaterials gerichtet waren, und wenn wir Le Vieil's weiterschweifige Ausführungen lesen, so könnte man des Glaubens sein, daß man das nur bei Seite gelegte künstlerische Rüstzeug der alten Meister einfach wieder aufzunehmen brauchte, um zu den gleichen Ergebnissen zu gelangen, wie einst. Aber fast ein Jahrhundert verging, ehe es gelang, von solchen theoretischen Erörterungen ausgehend, die richtigen Mittel und Wege zu finden, die es ermöglichten, den schlichten und doch so wirkungsvollen Kunstleistungen der mittelalterlichen Meister auch nur annähernd ebenbürtige zur Seite zu stellen. Mit der entflammten Begeisterung für die Reize mittelalterlicher Kunst verband sich zugleich das Verlangen nach einer Verbesserung ihrer vermeintlichen Schwächen und Fehler, und es darf darum nicht Wunder nehmen, daß die lange verkannte und mißachtete Schöne den Männern, welche sich ihr in Liebe zuwandten, ihr eigentlichstes innerstes Wesen zunächst noch spröde verschlossen

hielt. Mit diesem geringen Verständniß für deren Eigenart vereinigte sich der Mangel eines zweckdienlichen Materials, ein Mangel, angesichts dessen selbst das redlichste Bemühen zu Schanden geworden wäre, und da man auch hierbei die bescheidene künstlerische Qualität des zu Gebore stehenden farbigen Glases nicht nur in keiner Weise empfand, sondern in demselben sogar etwas dem Alten Ueberlegenes zu besitzen glaubte, so konnte auch nach dieser Seite ein angemessener Fortschritt sich nur langsam vollziehen. — Nicht das Bessere, wohl aber das leidige Bessermachen wollen versperrte eben auch hier, wie so gar oft in solchen Dingen, lange den Weg zum Guten<sup>15)</sup>.

Die ersten, welche in Freiburg die erstorbene Kunst wieder in's Leben riefen, waren die Gebrüder Andreas und Lorenz Helmler von Breitenau, deren Namen stets in Ehren genannt werden wird, wenn man der Männer gedenkt, welche sich vor nunmehr einem Jahrhundert diesem Unternehmen zuwandten<sup>16)</sup>. Wenn ihnen auch die künstlerische Befähigung zur Lösung größerer monumentalen Aufgaben abging, deren Gelingen schon an den angeführten Hindernissen scheitern mußte, so bethätigten sie andererseits doch auf dem Gebiete der Kleinkunst ein technisches



2.



4.



3.

2. u. 3. Restaurierte Köpfe aus den Fenstern des nördlichen Seitenschiffes.

4. Originaltypus zu Nr. 2, 14. Jahrhundert.

Können, das auch heute noch unsere ungetheilte Achtung beanspruchen darf<sup>17)</sup>.

Die Hütten von Gaggenau und Glasfabrikant Johann Thoma von Buchenbach lieferten das nöthige Rohmaterial<sup>18)</sup>.

Der alte Fensterschmuck des Münsters zog allerdings aus dem Streben und der Arbeit der beiden biederen Meister nur zweifelhaften Gewinn. Was sie im Vereine mit Glasmaler Herrmann aus

wurde, nicht gesagt werden kann. Bei den alten Glasmalereien beschränkte man sich, abgesehen von Neuverbleibungen, darauf, die angefetzte verdunkelnde Patina durch eine ausgiebige Anwendung von Bürste und Reisbesen in der reinigenden Fluth der Stadtbäche gründlich herunter zu fegen, ohne Rücksicht darauf, was sonst noch mitging, und wenn die meisten dieses radikale Naturheilverfahren verhältnißmäßig gut überstanden, so



5.

Neustadt und dem Glasermeister Billeisen an Flickereien unternahmen, ist gleich ihren größeren Neuschöpfungen von einer Art, daß man sich billig wundern muß, wie die in ihrer giftigen Buntheit das Auge auf's Roheste verletzenden und die vollklingende Harmonie des alten Fensterschmuckes grell durchbrechenden Kunstleistungen bis heute ertragen und belassen werden konnten<sup>19)</sup>. Immerhin wurde durch diese Neuschöpfungen und Auslickungen den alten Werken keine bleibende Schädigung zu Theil, was leider hinsichtlich der sogenannten Restaurationen, in welchen sich die gleichen Kräfte versuchten, soweit damit eine Wiederherstellung der durch den Einfluß der Atmosphärien angegriffenen Theile beabsichtigt



6.

5. Ausschnitt aus einem Maßwerkfelde des 6. Fensters im nördlichen Seitenschiffe. 14. Jahrhundert.

Kopf erneuert, Pelzwerk übermalt.

6. Kopf einer heiligen Margaretha. 14. Jahrhundert.

Timbus, Gesicht und Salsparthie erneuert.

verdanken sie das jedenfalls mehr ihrer eigenen gesunden Constitution, als der besonders einsichtigen und liebevollen Behandlung. Auch die eigenartige Ergänzung der Zeichnung, welche vereinzelt einer solch' gründlichen Prozedur gegenüber doch nicht Stand zu halten vermochte, gemahnt vielfach mehr an die Handtierung mit dem Besen, wie an Pinselarbeit. Die getreue Nachbildung (Abb. 2 u. 3) einzelner derart restaurierter Parthien dürfte zur Genüge darthun, daß in diesem Ausdrucke keine Uebertreibung liegt. Neben diesen rohen Leistungen treten allerdings auch liebevollere Wiederherstellungsversuche hervor, die jedoch angesichts des geringen Verständnisses, mit dem sie unternommen wurden, sich nur in ihrem Wollen über den Werth der ersteren erheben. Wo im Verlaufe des vergangenen Jahrhunderts an den alten Fenstern Ergänzungen fehlender oder auch nur beschädigter Theile vorgenommen wurden, geschah das eben

stets in dem angedeuteten selbstgefälligen Streben einer Verbesserung der vermeintlichen künstlerischen Schwächen des Originales. So zeigt sich der Kopf in dem S. 73 wiedergegebenen Fensterauschnitte durch entsprechende Modellierung verschönert, das einfach stilisierte Pelzwerk als kostbarer Hermelin umgebildet, letzteres sogar durch einfache

Beweggründe in letzterem Falle wesentlich andere waren. Glücklicher Weise hielt sich in beiden Fällen diese corrective Thätigkeit an den älteren Werken dem Umfange nach in verhältnißmäßig bescheidenen Grenzen.

Umfassender und in ihrem Endergebniß jedenfalls zugleich am Betrübendsten vollzog sich im Ver-



7. Madonna.

Uebermalung des wohl erhaltenen ursprünglichen Bestandes, und auch dem hier als weiteres Beispiel vorgeführten Kopf einer hl. Margaretha hat der restaurierende Künstler Timbus, Gesicht und Hals nach eigenem höheren Ermessen umgestaltet, dem so geschaffenen rorbäckigen Grethchenkopfe mit der obligaten Halskrause jedoch wenigstens das flott stilisierte wallende Haar und die Krone be-

lassend. Diesen Restaurationsfünden steht als scheinbarer Entschuldigungsgrund allerdings die gleichfalls durch ein Beispiel belegte Thatsache zur Seite, daß auch die Glasmalerkünstler des 16. Jahrhunderts bei nöthig fallenden Ergänzungen solche ausschließlich im Geiste und der Kunstauffassung ihrer Zeit vollzogen, wenn auch Ursachen und

7. Ausschnitt aus der Kreuzigungsgruppe des sogenannten Malerfensters im nördlichen Seitenschiffe.

14. Jahrhundert.

Gesicht und Kopf Erneuerung aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts.

8. Ausschnitt aus einer Kreuzigungsgruppe des Fensters der Schusterzunft von der Hand des Meisters vom Malerfenster.

Vergleichsbeispiel zu Abbildung 7.



8. Madonna.

laufe der siebenziger Jahre des verfloßenen Jahrhunderts die Restaurationsthätigkeit an einem namhaften Theile der Chorkapellenfenster. Während die Glasmalereien des 13. und 14. Jahrhunderts, von verschwindenden Ausnahmen abgesehen, den natürlichen Einwirkungen der Zeit in einer Weise zu widerstehen vermochten, die uns die höchste Bewunderung abringt, auch vor dem rein technischen Können der mittelalterlichen Meister, kann den Werken der Spätzeit in dieser Hinsicht, soweit es sich um die Fenster unseres Münsters handelt, leider nicht das gleiche Lob gespendet werden. Die Hälfte der Zeit hat hier genügt, das Vernichtungswerk in geradezu erschreckendem Umfange zu vollziehen. Die Erörterung der mutmaßlichen Ursachen dieses raschen Zerfalles späterer Betrachtung vorbehaltend, mag es hier genügen, festzustellen, daß der Zustand eines großen Theiles der Chorfenster thatsächlich kaum zu verzögerndes geeignetes Eingreifen unbedingt nöthig erscheinen ließ und zum Theile noch heute zur Pflicht macht,

und zwar ebensowohl im Interesse ihrer ferneren Erhaltung, als in Berücksichtigung billiger ästhetischer Ansprüche an deren Funktion als Dekor des Raumes. Hierfür gab es nach Lage der Dinge aber nur eine Möglichkeit: Herausnahme der Originale zwecks Unterbringung derselben an geschützter Stelle und Ersatz derselben durch



9. Anbetung der heiligen Dreikönige.

Ausschnitt aus einem in vollständigem Zerfalle begriffenen Baldungsehen Fenster der Stürzel-Kapelle des Chorumganges.

möglichst getreue Nachbildungen, ein Verfahren, das aber leider erst zur Anwendung gelangte, nachdem bereits ein großer Theil der in Frage kommenden Arbeiten und damit unschätzbare künstlerische Werthe unrettbar verloren waren<sup>20)</sup>. „A square foot of the old work intact“, so bemerkt Westlake im Hinblick hierauf treffend, „is of more value than a square mile of the restoration“<sup>21)</sup>. Thatsächlich haben diese restaurierten Fenster mit den ehemaligen Originalen außer einzelnen Theilen des alten Glaskörpers nur mehr den gegenständlichen Inhalt gemein, während dagegen ihr jetziger künstlerischer Werth gleich Null ist.

Es soll mit diesen Ausführungen kein Stein geworfen werden auf Jene, welche, in redlicher Absicht und gutem Glauben handelnd, aber mit unzureichendem Verständnisse und Können begabt, diese Verluste verschuldeten. Wir müssen uns

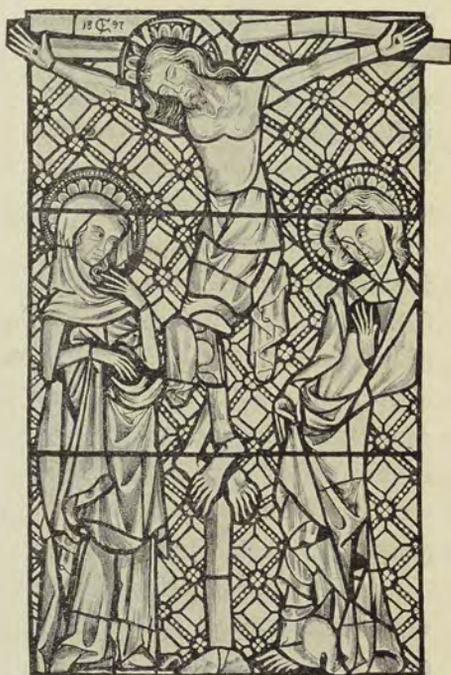
immer gegenwärtig halten, daß auch diese Arbeiten in eine Zeit fallen, in welcher die volle Erkenntniß des Guten und Bösen in solchen Dingen noch nicht so allgemein erschlossen war, und Diejenigen, welche sich brüsten, es nachher besser gemacht zu haben, mögen sich doch erst fragen, ob sie das auch unter damaligen Verhältnissen gethan, oder ob sie nicht gar gleichzeitig stillschweigend dabei gestanden und ruhig geschehen ließen, was wir heute schmerzlich beklagen müssen. Im Ganzen erlagen nicht weniger denn neun Chorkapellenfenster diesem unglückseligen Restaurationsprozesse, nachdem ein weiteres schon zuvor theilweise erneuert worden war. Diejenigen dreier Kapellen, zusammen fünf Fenster, wurden durch Kopieen ersetzt<sup>22)</sup> unter Verwahrung der Originale in der Schatzkammer des Münsters, während, dem Hauptbestande nach noch unberührt, zum Theile jedoch in hochgradigem Zerfalle begriffen, derzeit noch fünf vorhanden sind. Von drei Fenstern des Chorumganges ist die alte Verglasung, deren hinsichtlich des ersten der Südseite noch durch Schreiber Erwähnung geschieht, vollständig verloren gegangen. Diese sind zur Zeit mit modernen Arbeiten ausgefüllt, durch welche außerdem auch die alte restaurierte Verglasung der Universitätskapelle erweitert wurde, letztere nach Kartons eines Sohnes unserer Stadt und Studienfreundes des Verfassers, des leider zu früh heimgegangenen Prof. Wilhelm Dürr, von dessen Meisterhand auch die Entwürfe zu dem figuralen Theile der beiden kleinen Fenster im Südkreuzflügel neben dem Eingange zur Sakristei herrühren.

Die Wiederherstellungsarbeiten an den Fenstern des Hochchores, die im Verlaufe der achtziger Jahre vollzogen wurden, beschränkten sich im Wesentlichen auf die nöthige Umbleiung. Nur eines der Hochchorfenster erfuhr allem Anscheine nach eine minder erfreuliche Ueberarbeitung. Daß aber auch zu solch' scheinbar einfachen Ausführungen, wie sie die Umfassung alter Glasmalereien erfordert, mehr als nur solide Handwerkstechnik gehört, das lehrt uns der jetzige Zustand des herrlichen St. Annenfensters, an dem man anläßlich einer solchen vor nicht allzu langer Zeit vorgenommenen Instandsetzung in unfaßbarer Weise kaltblütig Ober- und Unterkörper der beiden Hauptfiguren

gegenseitig vertauschte, ein Vorgang, der zum Mindesten äußerst geringe Hingabe an die gestellte Aufgabe verräth, da es doch nur offener Augen bedurfte, um das Richtige zu erkennen.

So sehr beklagenswerth die geschilderten Schädigungen auch sein mögen, angesichts der vielfach weit größeren Verluste, welche anderwärts neben unabwendbaren gewaltsamen Ein-

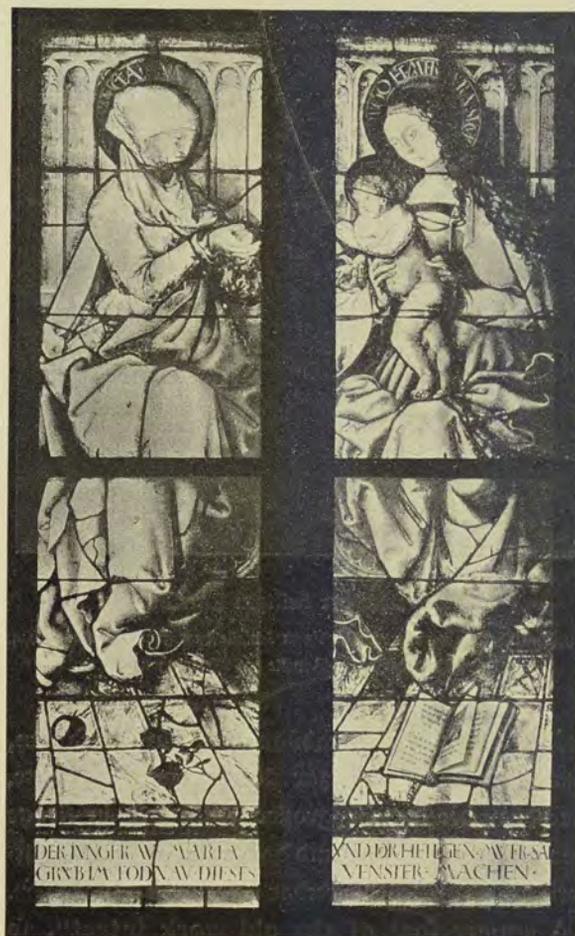
Wenn auch solche fast unglaubliche Vorgänge heutzutage kaum mehr möglich sein dürften, die Restaurationskünste, welchen wir gerade bei uns im Süden noch oft genug begegnen, lassen immerhin erkennen, daß die Wurzel des ganzen Uebels, das mangelnde Verständniß für Wesen und Werth der in Frage kommenden Kunstschöpfungen einer vergangenen Zeit, noch nicht in dem Umfange



10. Ausschnitt aus dem Fenster der Schmiedezunft im nördlichen Seitenschiffe in roher Neufassung.

wirkungen gutgläubiger Unverstand im Vereine mit gewissenloser Gewinnsucht herbeigeführt haben, muß uns aber noch ein gewisses tröstliches Gefühl der Befriedigung beschleichen, daß wir unter all' der Ungunst der Zeiten so Vieles auf unsere Tage gerettet haben.

Was soll man, um nur ein Beispiel für viele anzuführen, dazu sagen, wenn man erfährt, daß seiner Zeit im Münster zu Straßburg die Neufassung der kostbaren alten Fenster in der Weise vergeben wurde, daß die Bezahlung der Arbeit nach Maßgabe der größeren oder geringeren Zahl der zu verbleibenden einzelnen Glasstücke erfolgte, was hinwiederum die allein auf ihren Gewinn bedachten Unternehmer veranlaßte, die Gläser in möglichst viele kleine Stücke zu zerschneiden.



11. Ausschnitt aus dem Baldung'schen Fenster der St. Annen-, jetzigen St. Alexander-Kapelle.

Die beiden Unterfelder, mit Ausnahme des Schriftbandes, verwechselt.

ausgereutet ist, als zu wünschen wäre, zumal da die staatliche Denkmalspflege mit den ihr zu Gebote stehenden gesetzlichen Machtbefugnissen etwa drohenden Schädigungen nicht immer wirksam genug entgegen zu treten vermag. So viel auch nach dieser Richtung in den letzten Dezennien geschehen, eine nachhaltige größere Vertiefung hat der Sinn für die Kunstauffassung des Mittelalters in weiteren Kreisen der gebildeten Laien-

welt kaum erfahren. Das vermeintliche Interesse war doch vielfach nur der Ausfluß der herrschenden Mode, welche ja, unter dem Einflusse neuester Stilbewegung bereits in vollständig entgegengesetzte Bahnen einlenkend, dem Schönen stets nur in dem von ihr jeweils beliebten Gewande die Hoffsähigkeit zuerkennt und damit bei der urtheilslosen Menge angemessene Würdigung sichert. Noch geringer sind die Ergebnisse hinsichtlich eines wirklichen Verstehens, das auf unserem Gebiete selbst bei anerkannten Kunstgelehrten augenscheinlich vielfach noch in den Kinderschuhen steckt.



Diese offenkundige Vernachlässigung eines bedeutenden Zweiges mittelalterlicher Kunstthätigkeit tritt mit verschwindenden Ausnahmen auch in dem Werthe dessen in die Erscheinung, was bislang über Freiburgs alte Münsterfenster geschrieben und an Nachbildungen veröffentlicht wurde<sup>23</sup>). Was bis heute in dem bereits ziemlich ausgedehnten Kreise der Betrachtungen, welche dem Freiburger Münster und seinen Kunstschätzen gewidmet sind, wie da und dort zerstreut in der in- und ausländischen kunstwissenschaftlichen Litteratur über die alten Glasgemälde in Wort und Bild dargeboten wurde, hält sich nach Form und Inhalt in sehr bescheidenen Grenzen.

Die wenigen historischen Ermittlungen Schreiber's sind durch die spätere Forschung nur spärlich erweitert worden<sup>24</sup>), und die verschiedenen sonstigen, meist nicht sehr sachkundigen Bearbeitungen stürzen sich großentheils selbst hinsichtlich der einfachen Inhaltsbeschreibung, über die sie sich überhaupt kaum erheben, nicht auf sorgfältige Eigenbeobachtung. Wie ließ es sich beispielsweise sonst erklären, daß die hier abgebildete Figur der Mutter Anna mit dem Marienkinde, ausnahmslos, der irrigen Angabe Marmon's in seinem Münsterbüchlein folgend, als Maria mit dem Jesuskinde bezeichnet wurde<sup>25</sup>), obwohl bei genauem Zusehen, schon für den halbwegs Kundigen, das fehlende Kreuz im Nimbus und das lang herabwallende Haar des Kindes letztere Deutung ohne Weiteres ausschließen mußte.

Unzureichend sind auch die meisten bekannt gewordenen Abbildungen, von welchen, soweit sie fremden Ursprungs, abgesehen von den auf photographischem Wege erstellten, nicht eine das Original in genügender Treue wiedergiebt<sup>26</sup>).



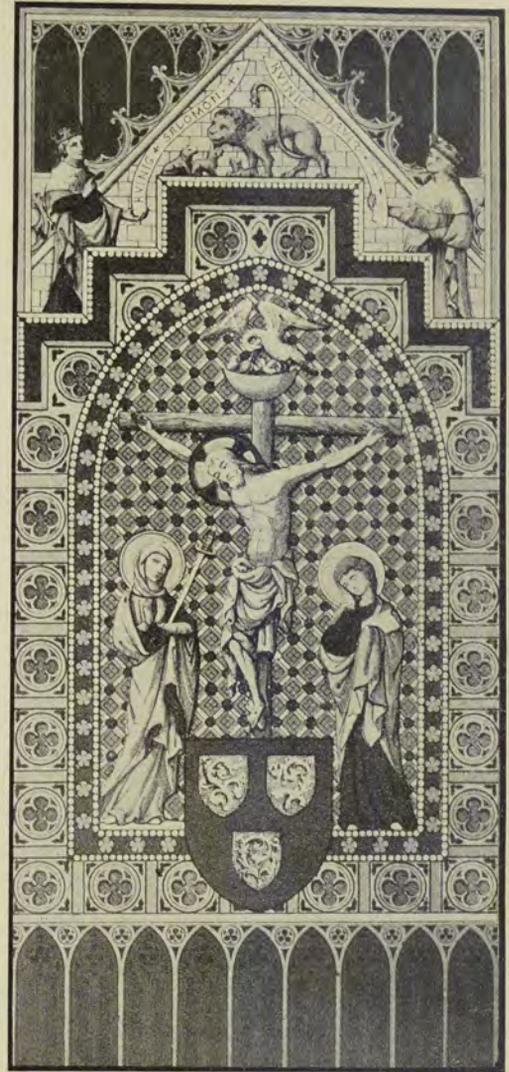
12. Mutter Anna mit dem Marienkinde.  
14. Jahrhundert.

Das Meiste beruht auf flüchtigen, auch hier zum Theile gegenseitig entlehnten Skizzen, aber auch da, wo die Art der Darstellung vielleicht den Eindruck einer sorgfältigen Nachbildung erweckt, finden wir uns in dieser Annahme bei näherem Zusehen ausnahmslos getäuscht.

Die auf Seite 78 und 79 gebotene kleine Blütenlese solcher Abbildungen in vergleichender Zusammenstellung mit genauen Aufnahmen möge darthun, daß dies Urtheil nicht etwa der Ausfluß übertriebener Pedanterie. Der Kreuzigungsdarstellung ist das Bild auf dem Titelblatt gegenüber zu halten, bei welchem jedoch die Querschiene des eisernen Rahmenwerkes sowie die Windstangen weggelassen wurden, welche übrigens auch in den hier vorgeführten Abbildungen fehlen, bezw. nur mangelhaft angedeutet sind.

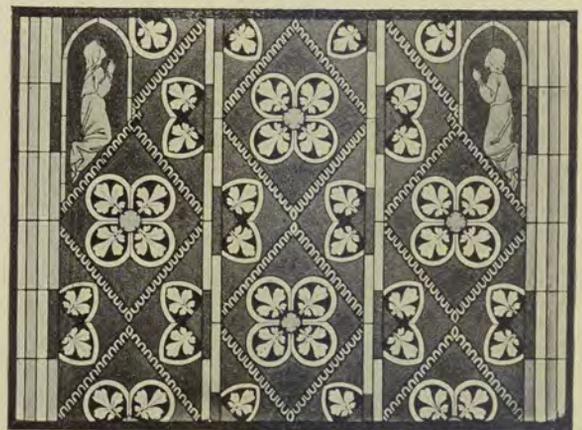
Die Ungenauigkeit dieser Darstellungen wird ja gewissermaßen entschuldigt durch die unverkennbaren Schwierigkeiten, welchen die sorgfältige Aufnahme solcher Objekte begegnet, sofern sie dem Auge nicht in genügender Nähe zugänglich gemacht werden können, aber sie findet darin doch nicht die einzige Erklärung. Sie ist auch hier zum Theile wieder das Ergebnis zu oberflächlicher Würdigung, eines augenscheinlichen Verkennens des eigentlichen Wesens dieser Werke, deren Werth sich eben nicht erschöpft in ihrer dekorativen Qualität, die vielmehr relativ auf derselben Rangstufe stehen, wie irgend welche andere Kunstäußerungen des Mittelalters, und darum denselben Anspruch liebevollen Eingehens auf alle ihre Einzelzüge erheischen, wie diese. Nachbildungen solcher Art, wie die hier angeführten, sind nicht nur fast völlig werthlos, sondern, da ja nicht Jeder in der Lage ist, ihre Verlässigkeit nachzuprüfen, durch die Erweckung falscher Vorstellungen sogar von Schaden. In dieser Hinsicht sind gerade die verschiedenen vorhandenen Abbildungen des der Mitte des 14. Jahrhunderts angehörenden sogenannten Malerfensters bezeichnend, denn die beispielsweise bislang allseits gläubig hingenommene Annahme, daß dasselbe als eine der ältesten sicheren Urkunden der Malerzunft zu gelten habe, würde vielleicht längst eine kritischere Beleuchtung erfahren haben, wenn dieselben deutlicher hätten erkennen lassen, daß das angebrachte Wappen in seiner jetzigen Gestalt thatsächlich erst zwei Jahrhunderte später eingefügt wurde<sup>27)</sup>.

Bei Betrachtung der Denkmale wird sich ja Gelegenheit bieten, hinsichtlich all' der verschiedenen unzutreffenden Angaben anderer Autoren sowie



13. Ausschnitt aus dem Fenster der Malerzunft.

Nach einer Aufnahme von Martin und Cahier.



14. Aus dem ersten Fenster des südlichen Seitenschiffes.

Nach einer Aufnahme von Ungewitter.



15.

Ausschnitt aus dem Fenster der Malerzunft im nördlichen Seitenschiffe.  
Nach einer Aufnahme von Kolb.



16.

16. und 17. St. Katharina aus dem Fenster der Schneiderzunft im nördlichen Seitenschiffe.

16. Nach einer Aufnahme von Sehnert-Alteneck.

17. Nach einer Aufnahme des Verfassers.



17.



18. Vergleichsbeispiel zu Abbildung 14.

Nach einer Aufnahme des Verfassers.

des veröffentlichten Bildmateriales soweit nöthig nähere kritische Hinweise zu geben.

Wie unzulänglich das bisher Gebotene, dafür mag aber hier ein Wort Westlake's Zeugniß geben, der in seiner Geschichte der Glasmalerei im Hinblick auf die alten Glasgemälde des Freiburger Münsters bemerkt:

„It is surprising that the German Government has never commissioned any one to describe and illustrate the glass in its great churches — such as those at Munich, Cologne, and Freiburg — in the same way that Bourges, Le Mans, Chartres, and other churches in France have been“<sup>(28)</sup>.

Ein treffendes Wort, das zugleich die hohe Würdigung des Werthes kennzeichnet, der dem herrlichen alten Fensterschmucke unseres Münsters auch in seiner heutigen Verfassung noch inne- wohnt.



Was wohl Westlake im Auge hatte, eine Bearbeitung, wie sie namentlich Frankreich über den alten Fensterschmuck einzelner seiner bedeutenden Kathedralen besitzt, konnte allerdings leider auch bei der vorliegenden Betrachtung nicht erstrebt werden. An ein solches Unternehmen vermag thatsächlich ein Einzelner ohne die angedeutete materielle Unterstützung nicht leicht heranzutreten. Wenn dementsprechend auch die versuchte eingehendere und umfassendere Behandlung sich aus ökonomischen Rücksichten in engeren Grenzen halten mußte, als erwünscht gewesen wäre, und darum nicht den Anspruch erheben kann, der Bedeutung des Gegenstandes vollauf zu genügen, so darf dieselbe, was die Sorgfalt der zeichnerischen Aufnahmen anlangt, doch immerhin den Vergleich mit jenen groß und aufwendig angelegten Publikationen bestehen, die theilweise in letzterer Hinsicht doch Manches zu wünschen übrig lassen.

Ursprünglich ausschließlich als Sonderpublikation geplant, wurde dem Unternehmen des Verfassers immerhin eine werthvolle Beihilfe dadurch zu Theil, daß der Breisgauverein Schau- in's Land die Arbeit zugleich in seine Zeitschrift

aufnahm und Dank der Munificenz der großherzoglichen Regierung und der Landstände den nicht geringen Aufwand für die Herstellung einiger Blätter in Farbendruck übernahm, eine Unterstützung, die um so höher zu veranschlagen ist, als andernfalls an eine derartige Bereicherung kaum hätte gedacht werden können, was hinwiederum mit dem Mißstande verfühnen mag, daß in Rücksicht auf den Umfang der jährlichen Vereinsveröffentlichung die Vertheilung der Ausgabe auf eine längere Zeitperiode nothwendig wurde.

Hinsichtlich der ganzen Betrachtungsweise war der Gedanke leitend, nicht etwa nur dem Beschauer der Münsterfenster ein erklärender Führer zu sein, der das Nöthigste über Inhalt und Entstehungsgeschichte vermittelt und seine Ausführungen allenfalls noch mit einigen der landläufigen Bemerkungen über die Glasmalerei- kunst und ihre Technik würzt. Es schien mir vielmehr geboten, Ursprung und Werden, sowie Wesen, Form und Inhalt der verschiedenen Einzelercheinungen, wenn auch in möglichst gedrängter Kürze, so doch im Zusammenhange mit all' den vielfachen äußeren und inneren Bedingungen technischer und künstlerischer Natur, sowie in ihren wichtigsten Wechselbeziehungen zur Gesamtentwicklung dieses Kunstzweiges und der gleichzeitigen, allgemeinen künstlerischen Bestrebungen überhaupt darzulegen und dadurch dem Verständnisse und der besseren Würdigung näher zu bringen, wenn ich mir auch nicht verhehle, daß ein solcher Standpunkt zu einer etwas weiteren Ausschau nöthigte, als vielleicht der Aufgabe einer Monographie angemessen.

Wenn ich dabei möglichst wenig als bekannt voraussetze, so bitte ich zu bedenken, daß meine Ausführungen in erster Linie an meine Mitbürger, also an eine Laienadresse gerichtet sind, daß ich aber durchaus nicht von dem Wahne befangen bin, in meinen Gedanken nur bisher ungekostete Weisheit zu bieten, was andererseits den Wunsch nicht ausschließt, es möchten auch Jene, welche sich auf dem berührten Gebiete nicht als Laien betrachten, die Ausführungen des Sachmannes nicht als genusslos bei Seite schieben.

Ich möchte mir hier die Widmung zu eigen machen, die S. L. Day seiner Abhandlung über Glasmalerei giebt, dahin lautend:

„To those who know nothing of stained glass; to those who know something, and want to know more; to those who know all about it, and yet care to know what another may have to say upon the subject; — I dedicate this book.“

Zu einem weiteren Ausholen in der Betrachtung unseres Stoffes veranlaßte mich aber auch die schon angedeutete Thatsache, daß in der einschlägigen Literatur, aus welcher der Laie sein Wissen über solche Dinge schöpft, selbst von den namhaftesten Autoren über das in Betracht kommende Kunstgebiet fast ausnahmslos noch sehr verworrene, sich immer weiter spinnende Begriffe und Erörterungen zum Ausdruck gelangen<sup>29)</sup>.

Sowohl innere als äußere Bedingungen, in ersterer Hinsicht die allmähliche Ausgestaltung der allgemeinen Grundbedingungen, Mittel und Ziele der zu betrachtenden Kunstäußerungen, in letzterer der Umfang des ganzen Stoffes, nöthigten zu einer Theilung in zwei in sich abgeschlossene Abschnitte, von welchen der erste die sogenannte Glasmalerei der Frühzeit bis etwa zur Wende des 14., der andere jene des 15. bis 17. Jahrhunderts umfassen soll.

Innerhalb dieser Gliederung führten die angedeuteten Gesichtspunkte zu einer Behandlung in der Weise, daß alles allgemein Wissenswerthe, so namentlich die Hauptmomente des geschichtlichen Entwicklungsganges, sowie das in Kunstauffassung und Technik Gemeinsame, der Einzelbetrachtung der Denkmale vorausgeschickt wurde, welche letztere hinwiederum ausschließlich in der Folge ihrer mutmaßlichen Entstehungszeit unter Zusammenfassung der ihrem Ursprunge nach verwandten Stücke geschehen konnte, nicht aber, wie bisher üblich, nach der rein zufälligen und sehr verworrenen, derzeitigen Anordnung im Baue, die sich schon um deßwillen nicht empfiehlt, weil ja der jetzige Zustand über kurz oder lange doch einer anderen, angemesseneren Zusammensetzung Platz machen muß. Allein im Interesse einer genauen Inventarisierung ist jeweils bei Be-

sprechung der einzelnen Fenster auch das nicht Zugehörige verzeichnet.

Die vielleicht etwas breite Entwicklung der Anmerkungen war nicht zu umgehen, da dieselben außer den nöthigen kurzen Nachweisen zugleich einer Reihe kleinerer Excurse Raum gewähren mußten, in deren Rahmen, der hier zulässigen kürzeren Fassung wegen, aber auch Ausführungen Platz fanden, die ihrem Inhalte nach eben so wohl im Context hätten stehen können. Hinsichtlich der hier gebotenen Literaturnachweise möchte ich bemerken, daß in allen den Fällen, wo sich meine Angaben nicht auf unmittelbare Einsicht der Originalquellen gründen, sondern aus zweiter oder dritter Hand übernommen sind, dies ausdrücklich erkennbar gemacht ist, da mir nichts ferner liegt, als den Besitz eines Wissensschatzes vorzutauschen, der mir nicht zu eigen. Ueberhaupt bitte ich stets im Auge zu behalten, daß der Maler und nicht der Gelehrte die Feder führt, der Künstler, der, sich an den Schöpfungen der bescheidenen Meister vergangener Zeit begeisternd, aus welchen er selbst die fruchtbringendsten Anregungen für sein eigenes Schaffen empfangen, auch Andere gerne für deren vielfach verkannte Reize erwärmen möchte, von dem man aber nicht fordern wird, daß er sich in den Staub der Archive versenke, um deren noch ungehobene Schätze zu Tage zu fördern, eine Arbeit, die er volllauf zu schätzen weiß, aber doch lieber anderen berufeneren Kräften überläßt. Für die gegebenen geschichtlichen Daten konnte darum nur Bescheidenes aus den Archiven der Stadt und des Münsters gewonnenes, unediertes, urkundliches Material in Betracht kommen; andererseits dürfte aber vermuthlich auch eine weitere gründlichere Durchforschung dieser Fundgruben, wenigstens für die ältere Zeit, kaum mehr viel belangreiche Ausbeute gewähren. Die erhaltenen Baurechnungen des Münsters gehen nicht über das Jahr 1471 zurück und ihre Jahresfolge ist sehr lückenhaft.

Die weitaus ergiebigsten Aufschlüsse gaben auch nach dieser Richtung die Denkmale selbst.

Nur Weniges ist hinsichtlich ihrer bildlichen Wiedergabe zu bemerken. Diese erfolgte fast ausschließlich nach originalgroßen Pausen, während photographische Aufnahmen nur in wenigen hierzu

besonders geeigneten Fällen und namentlich auch dann Verwendung fanden, wenn eine möglichst authentische Nachbildung der Beschaffenheit des Originales erwünscht war.

Bei den meisten größeren Fenstern war eine Zerlegung in die einzelnen Theile unerlässlich, sofern man nicht auf die Wahl eines Maßstabes verzichten wollte, welcher ausreichende Deutlichkeit verbürgt, wobei aus ökonomischen Rücksichten unnöthige Wiederholungen des die figuralen Darstellungen umrahmenden ornamentalen oder architektonischen Beiwerkes unterblieben. Kleinen photographischen Aufnahmen des ganzen Fensterbildes blieb es in diesem Falle überlassen, den Zusammenhang zu veranschaulichen. Als untrügliche Belege für die allgemeine Beschaffenheit und zur Vermittelung einer annähernden Vorstellung der Gesammterrscheinung, soweit eine solche überhaupt im farblosen Bilde möglich, dürften dieselben meines Erachtens bei aller Dürftigkeit immerhin zur Noth genügen.

Besseres auf diesem Wege zu erzielen, gelang leider trotz allem redlichen Bemühen nicht, und von einer zeichnerischen Wiedergabe mußte um deswillen abgesehen werden, weil dieselbe eine Arbeitsleistung bedingt hätte, deren Größe durch das zu erwartende zweckdienlichere Ergebniß nicht aufgewogen worden wäre.

Die Auswahl der farbigen Blätter geschah nach dem Grundsatz, daß neben möglichster Vertretung der einzelnen Zeiten und Richtungen in charakteristischen Beispielen, namentlich alle diejenigen Stücke heranzuziehen seien, bei welchen der Werth der Farbenwirkung jenen der formalen Erscheinung weitaus überwiegt, oder aber der Reichthum der Komposition eine Beschreibung der ersteren zu sehr erschwert. Die aufgenöthigte Beschränkung zwang allerdings auch hierbei zu einer engeren, kritischen Wahl, bei welcher die Entscheidung angesichts der Summe des nach solcher Darstellung Heischenden nicht gerade leicht zu finden war.

Von einer zeichnerischen Wiedergabe der Farbenwerthe, wie sie schon anderwärts versucht wurde, glaubte ich um deswillen absehen zu sollen, weil dadurch ein Ersatz für die fehlende Farbe nur äußerst nothdürftig und jedenfalls meist nur

unter wesentlicher Beeinträchtigung der zeichnerischen Einzelheiten gewonnen werden kann. Die theilweise vorgenommene Flächentonung erfolgte ausschließlich im Interesse erhöhter Deutlichkeit und nicht in sorgfältiger Abwägung der gegenseitigen Tiefenwerthe innerhalb der Gesammterrscheinung. Unberücksichtigt blieb natürlich ebenso auch die allein durch den Zerfall und die angesetzte Patina bedingte Fleckenwirkung, soweit sie das Detail der Zeichnung in seiner Klarheit beeinträchtigt, wogegen Beschädigungen der letzteren keine willkürliche Ergänzung erfuhren.

Ähnliche Beweggründe veranlaßten auch die Nichtangabe der meisten Windeisen und sie waren auch allein maßgebend, wenn einzelne roh eingefügte und darum störende Bruchbleie weggelassen wurden, doch geschah letzteres ohne besonderen Hinweis nur dann, wenn die erforderliche Rekonstruktion der Zeichnung sich zweifellos ergab.

Soweit einzelne Fenster nur in Strichmanier dargestellt sind, müssen die in solcher Art ausgeführten Schattierungen im Originale als geschlossene Töne gedacht werden, und wo eine Schattengebung bei figuralen Motiven gänzlich fehlt, ist zu beachten, daß, soweit nicht anders ausdrücklich betont, hier nur eine Vereinfachung der Wiedergabe vorliegt, wie sich übrigens schon aus den theilweise beigefügten, vollständig durchgebildeten Einzelheiten erkennen läßt<sup>30</sup>).

Wo nicht ausdrücklich anders vermerkt, beruhen die gegebenen Abbildungen stets auf Originalaufnahmen des Verfassers. Bei Benützung fremden Illustrationsmaterials ist immer angegeben, von wo es entnommen.

Unter den Männern, welche meiner Arbeit in irgend einer Weise ihre Unterstützung geliehen und deren ich an einschlägiger Stelle gedacht, bin ich zu besonderem Danke vor Allem dem lebenswürdigen Münsterpfarrherrn Geistlichen Rath Schober verpflichtet, ohne dessen weitestest verständnißvolles Entgegenkommen das Unternehmen überhaupt nicht möglich gewesen wäre, da die meisten Aufnahmen nur unter Zuhilfenahme von Rüstungen, theilweise sogar nur durch vollständige Herausnahme einzelner Fensterfelder bewerkstelligt werden konnten.

Im Uebrigen in jeder Hinsicht fast einzig auf die eigene Kraft gestellt, bitte ich diesen allein aus Begeisterung für die Sache unternommenen ersten bescheidenen Versuch einer umfassenderen Betrachtung von Freiburgs altem Fensterschmucke wenigstens als eine theilweise Einlösung dessen anzunehmen, was ich in den einleitenden Worten zu den vom Münsterbauvereine herausgegebenen herrlichen Günther'schen Aufnahmen hinsichtlich Bearbeitung einer allgemeinen erschöpfenden Monographie über das Münster und seine Kunstschätze in Aussicht gestellt, ein weit ausschauendes Vorhaben, für dessen

Verwirklichung nach Lage der Dinge leider für absehbare Zeit nur mehr geringe Aussicht vorhanden ist. Mögen dann auch Andere, mit vollkommeneren Kräften begabt und mit reicheren Mitteln ausgestattet, das Ihre dazu schaffen, die Kenntniß und damit den Ruhm des kostbarsten Kleinodes, das die mit Reizen aller Art begnadete Breisgaustadt ihr eigen nennt, in weitere Kreise zu tragen.

Freiburg i. Br., den 5. September 1901.

Prof. F. Geiges.



## Anmerkungen.

1) Unter seinem Bestande an alten Glasmalereien bewahrt das Münster im Ganzen vier solche Kabinetscheiben. Zwei derselben befinden sich im Münster selbst, die eine in der Sakristei, die andere eingeflickt in einem Fenster des südlichen Seitenschiffes, zwei weitere im Münsterpfarrhaus.

2) C. Jäger berichtet hierüber im Diöcesan-Archiv, Band XV, S. 287: „So wurde von Sachverständigen im Jahre 1745 der Schaden auf 100000 Gulden geschätzt. Alte Leute aus dem Anfange dieses Jahrhunderts, welche die Belagerung miterlebten, bestätigen diese Angaben und bedauerten besonders die große Zerstörung an den gemalten Glasfenstern des Münsters. Nach ihrer Aussage wäre jedoch die Zertrümmerung der Fenster weniger durch die Beschießung, als durch den starken Luftdruck bei der Sprengung auf dem Schloßberg im Jahre 1745 erfolgt. Dadurch seien oft ganze Fenster zu Boden gestürzt und zertrümmert worden. Weil damals die Kunst der Glas-

malerei verloren gegangen war, so mußte man sich Anfangs mit der Herstellung der Fenster aus einfachem weißem Glas begnügen.“ — Ueber den 1744 verursachten Schaden berichtet auch Z. Schreiber in seiner Geschichte und Beschreibung des Münsters (Freiburg 1820, S. 46 ff.).

3) Verloren gegangen war namentlich die Kenntniß der Herstellung des rothen Ueberfangglases, mit deren Wiedergewinnung sich bereits Joh. Kunkel beschäftigte. Geb. 1630 zu Hütten bei Schleswig, gest. 1702 zu Stockholm im Dienste König Karls XI. von Schweden, der ihn in den Adelsstand erhob, war er namentlich im Dienste des großen Kurfürsten thätig, in welcher Stellung er sich große Verdienste um die Glasindustrie erwarb, wenn ihm auch seine eigentliche Aufgabe, das Goldmachen, nicht gelang. Das von ihm erfundene sogenannte Rubinglas war allerdings Gold- und nicht Kupferrubin, wie das der Alten und deshalb wesentlich kostspieliger, wie letzteres. In

seiner 1679 erschienenen „ars vitraria experimentalis“ schreibt derselbe, nachdem er auseinandergesetzt, daß die Angaben des Italiensers Veri zur Herstellung blutrother Farbe zu keinem befriedigenden Ergebnis führen: „Zier wolte ich gerne einen bessern Modum anzeigen / und auff eine compendieuse Art das rothe- oder Rubin-Glas lehren / wann es nicht vor eine so sonderbare Rarität von meinem Gn. Churfürst und Zn gehalten würde: Wer es aber etwan nicht glauben will / daß ichs kann / der komme ins künfftige und sehe es bey mir. Wahr ist: Es ist izo noch zu rar, gemein zu machen.“ Die Herstellung von Kupferrubin gelang Kunkel, wie aus dessen Anmerkung zum 58. Kap. des Veri zu schließen, allem Anscheine nach nicht (J. Kunkel, Ars vitraria 1679, I. Theil, S. 101 u. 101).



Joh. Kunkel.

Titelbild der *Ars vitraria*, Ausgabe von 1756.

Ob das rothe Glas, das 1717 Abraham Helmhack zu Nürnberg wieder an das Licht gebracht haben soll, Kupferrubin war, steht nicht fest (s. Wackernagel, Die deutsche Glasmalerei, Anmerkungen II, S. 177). Sicher ist, daß man noch zu Ende des 18. Jahrhunderts außer Stande war, ein dem Erzeugniß der Alten ebenbürtiges rothes Glas herzustellen. So berichtet Le Vieil: „Ich wollte in den böhmischen Glashütten, aus welchen ich unzählig viele herrliche Glastafeln von allen anderen Farben gezogen (nur die grüne ausgenommen), rothes Glas machen lassen und ob ich die Gläser dieser Farbe um zwey Drittel theurer als alle anderen Farben bezahlen wollte; so konnte ich doch

von den Glasmachern dieses Königreichs keine einzige Lieferung erhalten.“ (Le Vieil, Bd. II, S. 27.)

Die ersten erfolgreichen Versuche zur Herstellung des rothen Ueberfangglases unternahmen zu Anfang des vergangenen Jahrhunderts Bühler, früher Zinngießer zu Urach in Württemberg, und Schwaighäuser zu Straßburg.

4) (Auktions-) Katalog der Gräfl. W. Douglas'schen Sammlung alter Glasgemälde auf Schloß Langenstein. KÖln 1897, S. 38.

Die unhaltbare Angabe Mone's ist möglicher Weise durch eine Notiz Marmon's veranlaßt, der in seinem Münsterbüchlein, S. 115, hinsichtlich der Chorfenster schreibt: „Was die Technik der Gemälde anbelangt, so sind einzelne Theile, namentlich die ganz ausgezeichneten Köpfe, schwarz gezeichnet und eingebrannt und dann erst gemalt worden. Diese Theile sind unauslöschlich, während die Farben, insofern nicht farbiges Hüttenglas verwendet ist, der Witterung und dem Wasser nicht widerstehen.“ In dem gleichen Terthume ist Schreiber befangen, da er in seinem Münsterbüchlein von 1826, S. 43, sagt: „das Glas ist nicht mehr selbst gefärbt, sondern weiß, und die Farben sind auf beiden Flächen eingebrannt.“ Thatsächlich ist auch bei den Chorfenstern durchgängig farbiges Hüttenglas verwendet; aufgetragen ist außer dem Schwarzloth der Zeichnung nur das übliche Eisenroth bei den Fleischtheilen und sogenanntes Kunstgelb. Diese Farben sind jedoch ursprünglich und natürlich auch eingebrannt; dagegen ist es nicht ausgeschlossen, daß die Zeichnung, und zwar ebenfalls schon ursprünglich, theilweise kalt retouchiert wurde.

5) Bezeichnend für die Sinnesrichtung dieser Zeit ist es, daß 1775 ein Künstler und Aesthetiker, James Barry, als einen Beleg für die barbarischen Kunstzustände in den Zeiten Franz I. von Frankreich und Heinrich VIII. von England die Thatsache anführen konnte, daß man damals gothisch gebaut und — auf Glas gemalt habe!

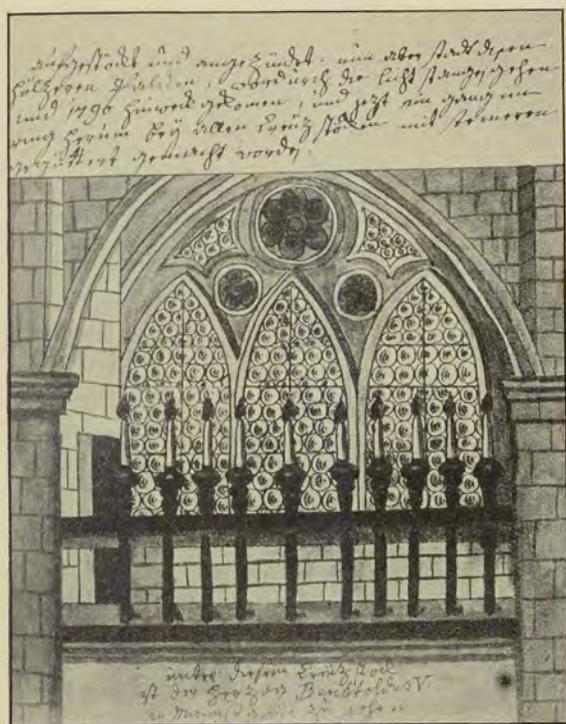
Bruno Bucher, Geschichte der technischen Künste, Bd. I, S. 90.

6) Manuscript in der Universitätsbibliothek in doppelter Bearbeitung, betitelt: „Abschriften von Epitaphien oder Grabschriften, welche in unser Lieben Frauen Münster der Pfarrkirche zu Freyburg in dem Breysgau befindlich seynd, zusammengetragen, und in dies gegenwärtige Buch aufgezeichnet. Nebst einem Anhang der nötigen Heraldiques welche zu diesem Werke nützlich und dienlich seyn mag etc. . . beschrybe und gezeichnet von Joseph Felician Geisfinger 1787.“

Da bislang nur die angeführte Stelle aus den Aufzeichnungen Geisfinger's bekannt geworden, mögen hier zu seiner Rechtfertigung auch noch einige andere Worte desselben Platz finden, welche vermuthen lassen, daß das Maß der Werthschätzung, welche er persönlich den alten Glasmalereien entgegenbrachte, sich doch einigermaßen über die vorhersehenden Anschauungen seiner Zeit erhob, wenn er damit auch nicht gerade allein stand. Dieselben lauten:

„Von den Fensterstöcken oder denen Kreuzstöcken in dem Münster diese waren von alters her alle von amaufische arbeiten verfertigt do ist in glas geschmolzen arbaith worin man Kunst und natur wie auch alterthum findet, welche heuth zu Tage im höchsten werth seyn, weil niemand diese so schöne arbeit nach zu machen im stande ist.“

7) Das geht aus einer Angabe Schreiber's hervor, der in seinem Münsterbuch von 1820 (S. 183, Anmerkung) bei Beschreibung der Fenster sagt: „Die kleinen Kreise oder Rosen über den Bogen enthalten nur wenig oder gar keine Malerei mehr, wir können sie daher im ganzen füglich übergehen.“ Das Licht, welches man in den Seitenschiffen durch theilweise Entfernung der unteren Fensterfelder zu gewinnen versucht hatte, schnitt man sich seltsamer Weise bald wieder dadurch ab, daß man die unter Sohlbankhöhe durchgeführten Laufgänge mit schweren, steinernen Maßwerksbrüstungen versah, gleich wie im Lichtgaden, bei diesem unter Verwerthung der Gallerieen des abgetragenem Böhlinger'schen Lettners. Eine derartige, die Fenster in ihrem Untertheile verdeckende Brüstwehr lag natürlich nicht



20. Zweites Fenster im südlichen Seitenschiffe.  
Nach einer Zeichnung in Geisinger's Handschrift.

im ursprünglichen Bauplane. Zum Schutze, sofern man überhaupt einen solchen in's Auge faßte, genügte eine einfache Eisenstange und in den meisten mittelalterlichen Kirchen fehlt selbst diese Vorkehrung. (Siehe hierüber Stephan Beißel, Die Bauführung des Mittelalters, Freiburg 1889, S. 148 u. 210.) Im Freiburger Münster war allerdings wenigstens an den unteren Laufgängen ein Balken durchgezogen, der zugleich zur Aufnahme der Stangenkerzen diente, welche die Zünfte an ihren Jahrtagen hier aufsteckten, eine Einrichtung, die aber jedenfalls zu einer Zeit angebracht worden war, da man den Fenstern nicht mehr die volle Würdigung schenkte. Geisinger giebt hiervon die vorsehende Abbildung, wozu er bemerkt: „ich setze hier den Kreuzstock zur Vorstellung bey der ob dem Herzog bertold V. sammt dem gang u. 10 Lichtstöcken darin, so wie dieser sind alle untern Kreuzstöcke mit gang

und laichter im Langhaus, diese Kerzen werden von den zünften an Jahrestagen aufgesteckt u. angezündet, nun aber stadt disen hölzernen Balken wordurch die Lichtstangen gehen sind 1780 hinweggekommen, und jetzt ein gang im ring herum bey allen Kreuzstöcken mit steinernen gegütert gemacht worden.“ Es steht zu hoffen, daß bei der angemessenen Instandsetzung des Baues, welche sich der Münsterbauverein zur Aufgabe gestellt hat, auch die inneren Maßwerk Gallerieen der Laufgänge wieder beseitigt werden.

8) Paris 1774. In's Deutsche übertragen von Joh. Lott. Harrepeter: „Die Kunst, auf Glas zu malen und Glasarbeiten zu verfertigen, aus dem Französischen des verstorbenen Herrn Peter le Vieil.“ 3 Bände. Nürnberg 1779—1780.

9) Le Vieil schreibt hierüber (6. Ausgabe, I. Bd., S. 219): „Denen, die sich über die Dunkelheit, die die gemalten Fenster in den Kirchen verursachen, beschwerten, antworte ich, daß selbige in den ersten Zeiten zu der heiligen Furcht, die das Gebet und die Betrachtung der Geheimnisse erfordert, vieles beytrug. Ich werde sie mit dem Milton ermuntern, diese heiligen Oerter, deren herrliche Fenster nur ein schwaches Licht verbreiten, aber auch eben dadurch einen heiligen Schauer erregen, mit Ehrfurcht anzusehen; diese Fenster, deren Gemälde uns statt der Jahrbücher, und eines Auszuges der alten Geschichte dienen.“ Ein treffliches Wort, das noch heute gehört zu werden verdient, das der Verfasser aber leider durch den unseligen Vorschlag abschwächt: „wenn die Andacht der Glaubigen durch die Dunkelheit der Fenster in den Kirchen . . . gestört wird, indem sie bey den gottesdienstlichen Handlungen nicht in ihren Büchern lesen . . . können; so hat man schon in einigen dieser Kirchen dafür gesorgt, . . . hinlänglich Licht zu verschaffen; aber nicht dadurch, daß man alle gemalte Fenster abgenommen; sondern blos dadurch, daß man einige überflüssige Theile derselben, ohne jedoch den Hauptgegenständen zu schaden, abgeschnitten, oder selbige nebey herum mit weißen Gläsern besetzt.“ Viel vernünftiger ist sein weiterer Rath, der Dunkelheit wo nöthig durch künstliche Beleuchtung mittels Kerzenlicht abzuhelfen.

10) Dr. J. Meyer, Die schweizerische Sitte der Fenster- und Wappenschenkung vom XV. bis XVII. Jahrhundert. Frauenfeld 1884, Seite 122 ff. Noch in den zwanziger und dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts wurden Wappenscheiben zu 1 bis 1½ Gulden angeboten, welche später oft das mehr als Tausendfache erzielten.

11) Die Angaben über diese und die weiteren Ankäufe, mit Ausnahme derjenigen von Konstanz, sind einem nicht ganz vollständigen Aktenfascikel des Freiburger Stadtarchives entnommen, betitelt: „Archiv der Stadtgemeinde Freiburg. Rubr. Kirchensachen. Betr. Bauherstellungen und Verschönerungen des Aeußeren und Inneren. 1759—1863.“ Den Hinweis hierauf verdanke ich der freundlichen Aufmerksamkeit des Herrn Prof. Dr. Stuz.

Dr. J. Schreiber (Das Münster zu Freiburg im Breisgau. Karlsruhe und Freiburg 1826, S. 13) nennt für den Ankauf der Fenster aus dem Dominikanerkloster das Jahr 1820, was wohl auf einer Verwechslung mit

den von der Gräfin Werbna erstandenen Fenstern beruht, falls nicht auch diese dem Dominikanerkloster entstammten.

Trüg ist die auch von Widmann übernommene Annahme Baer's, der die beiden romanischen Figurenfenster (St. Afra und St. Maria-Magdalena) im sechsten südlichen Seitenschiffenfenster nächst dem Thurne, sowie eine zugehörige, in der Schatzkammer verwahrte Königsgestalt, als der ehemaligen Predigerkirche entstammend, bezeichnet. Diese Figurenfenster sind vielmehr dem nördlichen Querschiffe entnommen. Aus den Akten erfahren wir über die fraglichen Fenster nur, daß es etwa 12 Stücke waren, die in der Höhe über 3, in der Breite über 2 Schuh maßen, und im Ganzen ziemlich gut erhalten waren. Bezüglich ihres Alters ist vermerkt: „ihr Gehalt scheint nicht von gleichem Alter zu seyn, und so sind die von dem 15. und 16. Jahrhundert geringhaltiger, als die von älterem Ursprung“.

12) Nach einem von Herrn Geistl. Rath Dompfarrer Schöber freundlichst zur Verfügung gestellten Auszuge aus den Münsterrechnungen. Als der Mauritiuskapelle entstammend ist der größere Theil der Verglasung des ersten südlichen Seitenschiffenfensters zunächst dem Marienaltar anzunehmen.

13) C. Jäger, Diöcesan-Archiv, Bd. XV, S. 279 u. 287.

14) So befanden sich nach den Angaben Schreiber's (Geschichte des Münsters, 1820, S. 190) in dem südlichen Seitenschiffenfenster, das jetzt durch eine, durch ihre schreiende Farbgebung berühmte Arbeit der Gebrüder Zelmle ausgefüllt ist, folgende Motive: „Maria mit dem Kinde, dann Christus am Ölberge, ein Ritter, Petrus öffnet mehreren Seligen das Himmelsthor“. Diese Stücke, kostbare Arbeiten aus der Wende des 15. Jahrhunderts, sind dem Verfasser in den siebenziger Jahren theilweise noch zu Gesicht gekommen, sie sind aber nicht mehr in die Hand ihres Eigenthümers, des Münsters, zurückgelangt.

15) Erst seit der Mitte des vergangenen Jahrhunderts gelang es, zunächst in England, ein Glas herzustellen, das, nach der gleichen Weise fabriziert wie jenes der Alten, den künstlerischen Qualitäten des letzteren nahe kam. Seit geraumer Zeit auch in Deutschland erzeugt, führt dasselbe wegen seiner Uebereinstimmung mit dem mittelalterlichen Glase den Namen „Antikglas“. Daneben kam etwa gleichzeitig, ebenfalls von England ausgehend, unter der Bezeichnung „Kathedralklas“ ein in größeren Ausmessungen hergestelltes, gegossenes und gewalztes, billigeres Surrogat in den Handel, das seines volltönenden Namens wegen noch heute irthümlicher Weise von Laien als das beste angesehen wird, obwohl es sich für eigentliche Glasmalerei nur in sehr beschränktem Maße eignet.

16) Die Ersten, welche in Deutschland im vergangenen Jahrhundert die Kunst der Glasmalerei wieder aufnahmen, waren Siegmund Mohr von Wien (1760—1821) und sein Sohn Gottlob Samuel (1789—1825), sowie Sigismund Frank von Nürnberg (1769—1847). Ueber diese Bestrebungen siehe N. A. Gessert, Geschichte der Glasmalerei, Stuttgart und Tübingen 1839, S. 241 ff.

17) Als solche vortrefflichen Arbeiten müssen besonders die von den Gebrüdern Zelmle in den Jahren 1825 und 1826 nach Dürer's großer Passion in sogenannter „needle

point“-Technik für die Heiliggrab- und Abendmahlskapelle ausgeführten Stücke betrachtet werden.

18) Münsterrechnungen von 1820—1821.

19) Soweit es sich nicht um Pinselarbeit handelt, scheint diese Renovationsthätigkeit namentlich den Händen des Glasermeisters Billeisen anvertraut gewesen zu sein, der, nach den Münsterrechnungen zu schließen, auch für die Gebrüder Zelmle die Glaserarbeit, d. h. das Schneiden, Fassen und Einsetzen besorgte, und dessen Namen wir auch vielfach in den alten Scheiben eingekratzt begegnen. So enthalten die Rechnungen von 1822—1823 die Aufstellung:

„Glasmaler Zelmle für das Malen und Einbrennen in das gefärbte Glas samt den dazu gegebenen Farben 157 Tage à 3 fl. . . . . — fl. 471.“

„Glasermeister Billeisen für das Fassen der alten und neuen Glasfenster fl. 531. 25 fr.“  
Der Brennofen, für dessen Herstellung bereits in den Rechnungen von 1820—1821 die Ausgaben für Ziegel erscheinen, soll in der alten Münsterhütte gestanden haben.

20) Ein Nachbrennen von Gläsern, auf welchen sich das Schwarzloth der Zeichnung durch den Einfluß der Atmosphärenluft zerlegt hat und dadurch nicht mehr fest auf dem Glase haftet, ist technisch unmöglich, da eben das bindende Medium für das färbende Metalloryd, der Glasfluß, zerstört ist. Werden solche Stücke gebrannt, so stößt sich zugleich die obere Glasschicht ab; es ist deshalb in Fällen, wo die Zeichnung in bescheidenerem Umfange verloren gegangen, nur eine Ergänzung derselben auf kaltem Wege zulässig. Für die unglücklichen Erneuerungsarbeiten, welche in der ersten Hälfte der siebenziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts durch das Atelier Zelmle zur Ausführung gelangten, wurde nach Ausweis der Münsterrechnungen für jedes Fenster 80 Gulden bezahlt, ein Preis, dessen lächerliche Geringfügigkeit in umgekehrtem Verhältnisse steht zu den nunmehr schwer schätzbaren Werthen, welche man damit unwiederbringlich vernichtete, die aber nach den in letzter Zeit erzielten Auktionspreisen auf mehr als das Hundertfache des Aufwandes für die vermeintliche Instandsetzung veranschlagt werden dürfen.

21) N. Z. J. Westlake, A history of design in painted glass, London and Oxford 1894, Bd. IV, Part. XII, S. 139.

22) Die ersten wohl gelungenen, als Ersatz für die Originale bestimmten Kopien wurden Anfangs der achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts durch das Atelier Zelmle und Merzweiler unter Mitwirkung von Glasmaler Börner und unter der trefflichen künstlerischen Leitung von Maler Hugo Huber (München) ausgeführt. Im vergangenen Jahrzehnt erfolgte die Herstellung von sechs weiteren Kopien durch den Verfasser.

23) Von den handschriftlichen Aufzeichnungen Geisinger's abgesehen, gedenkt zum ersten Male Heinrich Schreiber in seiner 1820 herausgegebenen Geschichte und Beschreibung des Münsters mit Bewunderung auch der Glasgemälde, und so dürftig und wenig sachkundig seine Angaben auch sein mögen, so sind sie uns doch namentlich dadurch schätzenswerth, daß sie einigen interessanten Aufschluß gewähren über den damaligen Bestand. Eine kleine Bereicherung seiner Ausführungen giebt der-

selbe Verfasser in den urkundlichen Belegen zu seinem sechs Jahre später erschienenen Büchlein „Das Münster zu Freiburg“, das als Begleitschrift zu einer Anzahl lithographischer Tafeln erschienen war, welche das zweite Heft der bei Herder herausgegebenen Deutschen Baudenkmale am Oberrhein bildeten.

Hieran reiht sich zunächst das kleine Münsterbüchlein von Marmon.

In der bescheidenen Form eines Führers und gleichsam als Ersatz für die vergriffenen Schreiber'schen Publikationen 1887 unter dem Titel: „Unserer Lieben Frauen Münster zu Freiburg i. B.“ bei Herder herausgegeben, bereichert das letztere übrigens hinsichtlich dessen, was es uns über die Glasgemälde mittheilt, unser Wissen nur wenig, und es kann auch nicht einmal als ein kundiger und zuverlässiger Cicerone in der Betrachtung derselben gelten.



21. Ausschnitt aus einem Baldung'schen Fenster der Zehnhöfer-Kapelle.

Aufnahme nach der Erneuerung durch den Verfasser.  
Original in der Münsterschatzkammer.

Etwas eingehender behandelt zum ersten Male Baer in seinem für die Tagespresse geschriebenen und 1889 in erweiterter Form unter dem Titel: „Baugeschichtliche Betrachtungen über unser lieben Frauen Münster“ gedruckten Abhandlung auch die Glasgemälde, in deren Beschreibung leider vorwiegend den Marmon'schen Angaben folgend und damit auch dessen offenkundige Irrthümer übernehmend. Nicht zutreffend sind dabei außerdem namentlich auch einzelne Datierungsvermerke. Eine kurze übersichtliche Zusammenfassung des Wissenswertheften, begleitet von leider stark verkleinerten Zeichnungen nach Aufnahme des Verfassers, sowie einer gleichfalls stark reduzierten photographischen Aufnahme von C. Günther giebt Friedrich Kempf in einem erschöpfenden Aufsatz über das Münster, den derselbe für die Festschrift (Freiburg, die Stadt und ihre Bauten. S. 233 ff.) an die Mitglieder der 1898 zu Freiburg tagenden Wanderversammlung deutscher Architekten und Ingenieure auf der Grundlage

des damaligen Standes der Münsterforschung in trefflicher Weise bearbeitet hatte.

Eine flüchtige Inventur der Münsterfenster geben Dr. Widtmann (Die Glasmalerei. Köln 1898, S. 273 ff.) und L. Ottin (Le vitrail, son histoire, ses manifestations diverses à travers les âges et les peuples. Paris 1896, S. 265 f.), ersterer vorwiegend unter Anlehnung an die Marmon'schen und Baer'schen Angaben, welche auch den Ausführungen von Dr. P. Albert Ruhn in seiner Kunstgeschichte (Allgemeine Kunstgeschichte. Einsiedeln und Köln 1891 ff., III. Band, S. 280 ff.) zu Grunde gelegen haben. Auf die Stellen, da Westlake in seiner Geschichte der Glasmalerei der Münsterfenster gedenkt, ist bereits oben hingewiesen. Obwohl er ausdrücklich bemerkt: „The guide-books are full of errors about this glass and must not be consulted“, sind auch seine historischen Angaben nicht frei von dem Einflusse dieser zweifelhaften Führer.

Eine kurze Besprechung, unterstützt durch einige in Lichtdruck reproduzierte photographische Aufnahmen, erfuhren die Fenster der Universitätskapelle in der kleinen Monographie der letzteren, welche Dr. Franz Xaver Kraus (Die Universitätskapelle im Freiburger Münster. Freiburg 1890) als Festschrift zum Geburtstage unseres Landesherrn verfaßt hatte.

Eine kleine, mit einer äußerst dürftigen und mangelhaften Zeichnung ausgestattete Abhandlung über das Fenster der Malerzunft erschien im VII. Jahrgang der Leipziger Illustrierten Zeitung (Nr. 1646 vom 16. Januar 1875, S. 47); einen gleichfalls belanglosen kleinen, durch Zeichnungen und eine farbige Aufnahme begleiteten Aufsatz über eine Gruppe alter Fensterfragmente veröffentlichte der Verfasser vor 19 Jahren im Schauinsland (Schauinsland, IX. Jahrgang 1882, S. 33 ff.) vorwiegend in der Absicht des Protestes gegen das damals an den Chorfenstern geübte vandalistische Restaurationsverfahren.

24) Einiges findet sich im Freiburger Diöcesanarchiv, in Mone's Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins, dann auch bei Marmon.

25) Marmon (S. 83), Baer (S. 61) und Widtmann (S. 275). Schreiber erwähnt des Bildes, das ein Fragment der von Ritter Snewlin 1347 für den Lichtgaden gestifteten Fenster bildet und zur Zeit im südlichen Seitenschiffe eingesetzt ist, nicht, da zu seiner Zeit die aus dem Mittelschiffe entfernten Fenster noch nicht anderweit untergebracht waren. An dessen Stelle befand sich nach seiner Angabe eine heilige Barbara (Schreiber 1820, S. 190) aus späterer Zeit, ein Stück, das unterdessen leider, wie verschiedene andere, spurlos verschwunden ist.

26) Abbildungen einzelner Münsterfenster, meist nur mit wenigen Begleitworten, finden sich außer den bereits genannten in folgenden Werken:

1. Martin und Cahier, Les vitraux peints dans Saint Etienne de Bourges, Recherches détachées d'une monographie de cette cathédrale. Paris 1841-1844, Et. XII., A. C. E. und G.

2. Dr. J. Zefner-Alteneck, Trachten, Kunstwerke und Geräthschaften vom frühen Mittelalter bis Ende des XVII. Jahrhunderts. Frankfurt am Main 1879-1889, Bd. II, Tafel 142.

3. G. G. Ungewitter, Sammlung mittelalterlicher Ornamentik. Leipzig 1866, Tafel 6.

4. King, Study-book of mediaeval architecture and art. London 1857, Bd. IV, Pl. 22.

5. J. Kolb, Glasmalereien des Mittelalters und der Renaissance. Stuttgart 1884 ff., Tafel 32, 33, 36 und 41.

6. Schäfer und Kostäufcher, Ornamentale Glasmalereien des Mittelalters und der Renaissance nach Originalaufnahmen in Farbendruck. Berlin 1885.

7. Carl Schäfer, Die Glasmalerei des Mittelalters und der Renaissance im Abriß dargestellt. Berlin 1881, S. 16, fig. 11.

8. Gabriel von Téry, Die Gemälde Hans Baldungs gen. Grien. Straßburg 1896, Bd. I, Nr. 32, 35 bis 38, 59, 60 und 60a; 1900, Bd. II, Nr. 76 bis 83.

9. Westlake in genanntem Werke (Bd. IV, S. 138 und 139).

10. Lewis J. Day, Windows, a book about stained and painted glass. London 1897, S. 152, 170 und 363.

11. Eine Aufnahme des Maximiliansfensters der zweiten Kaiserkapelle im Chorumgang erschien im X. Jahrgang des Schauinsland (1883, S. 56).

12. Eine photographische Aufnahme des Fensters der St. Annen-, jetzigen Alexanderkapelle von R. Günther giebt Tafel 57 in: „Unser lieben Frauen Münster zu Freiburg im Breisgau.“ Freiburg 1896.

27) Siehe hierüber: J. Warneke, Das Künstlerwappen, ein Beitrag zur Kunstgeschichte. Berlin 1887,

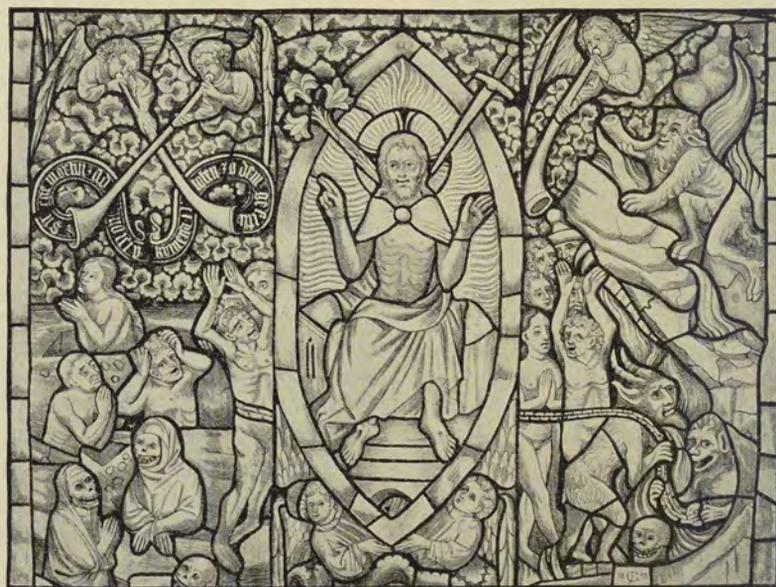
S. 22 f. Daran ändert der Umstand nichts, daß später zu erörternde andere, bisher nicht als Beweismittel herangezogene Kriterien die auf irrigen Voraussetzungen aufgebauten Schlüsse zu rechtfertigen scheinen.

28) Westlake, Bd. IV, Part. XII, S. 141. Siehe auch Bd. II, S. 94.

29) In neuer das Beste in der deutschen Literatur ist immer noch die anspruchslose kleine Schrift von Oberbaurath L. Schäfer (Anmerkung 27, Nr. 7), die in gedrängter Form sachkundig und klar das Wissenswertheste über den allgemeinen Entwicklungsgang und das Wesen mittelalterlicher Glasmalerei darlegt.

Eine erschöpfende Zusammenfassung der einschlägigen Fragen unter sorgfältiger Anführung des wichtigsten Quellenmaterials bietet Dr. J. Widmann in dem unter Anmerkung 24 verzeichneten Werke, eine gründliche Arbeit, die jedoch hinsichtlich der Angaben des beigegebenen Inventars mit einiger Vorsicht zu benutzen ist.

30) Die anfänglich in solcher Darstellungsweise geplante Ausführung der Zeichnungen mußte ich um deswillen aufgeben, weil der dadurch bedingte größere Arbeitsaufwand mir schließlich doch in keinem richtigen Verhältnisse zu stehen schien zu der damit erstrebten, feineren künstlerischen Wirkung des Gesamtbildes von Schrift und Zeichnung. Mit den unlängbaren Schwächen, welche in dieser Hinsicht der Autotypie anhaften, mag der Vorzug einer getreuen Wiedergabe der Originale, die mit der angewandten Technik leichter zu erzielen war, einigermaßen veröhnen.



22. Aus dem ersten Fenster des südlichen Seitenschiffes.

Einsichtung, zusammengesetzt aus Seldern eines ursprünglich dreitheiligen Fensters des 15. Jahrhunderts; Muthmaßliche Konstanzener Eroberung.

# Die Frühzeit.



Unter Frühzeit wird hier, wie schon Eingangs bemerkt, die Entwicklungsphase der Glasmalerei bis etwa zur Wende des 14. Jahrhunderts verstanden.

Die Zusammenfassung der Werke dieser Periode und deren Betrachtung unter ein und demselben Gesichtspunkte ist begründet durch die unverkennbare Uebereinstimmung der allgemeinen künstlerischen Prinzipien, die Gleichheit der angewandten technischen Mittel und schließlich auch durch den unveränderten Charakter der zu lösenden Aufgaben.

Die Formsprache des romanischen Stiles und jene des gotischen bis zum Eintritt der Spätgotik umfassend, sind die Elemente des künstlerischen Ausdruckes ja während der in Betracht kommenden Zeit von etwa drei Jahrhunderten von merklich verschiedener Art, und neben dem wechselnden Stilgedanken beeinflusst auch das stetig wachsende Kunstvermögen fühlbar die künstlerische Erscheinung; aber all das berührt doch noch nicht einschneidend das eigentliche Wesen der Ausdrucksmittel. Wie alle übrigen zeichnenden Schwesterkünste bewegt sich auch die Glasmalerei der Frühzeit, im Einzelnen und Ganzen frei von jedwedem Realismus der Form und jeglicher eigentlichen Raumwirkung, allerdings — was betont werden muß — vollständig unbewußt, im Rahmen ausgesprochener Flächendekoration; ihr Eindruck ist, wie man zu sagen pflegt, teppichartig.

Vollständig gleich bleibend sind die rein technischen Mittel, die in ihrer Einfachheit den künstlerischen Absichten vollauf genügten und darum nicht nach weiterer Vervollkommnung drängten. Auch die ältesten erhaltenen Werke unterscheiden sich darin in keiner Weise von jenen des Ausgangs unserer Periode. Allerdings erfährt die Technik bereits etwa um die Mitte des 14. Jahrhunderts eine bemerkenswerthe Bereicherung, aber der Gebrauch, welchen unsere Kunst davon macht, ist noch eine sehr vereinzelte Erscheinung; wirkliches Gemeingut wird dieselbe tatsächlich doch erst zu Ausgang der angenommenen Zeit, und bei unseren Münsterfenstern kommt sie früher überhaupt nicht zur Anwendung.

Die Technik der Frühzeit stellt sich, in wenigen Worten gekennzeichnet, dar als ein translucides Mosaik durch dünne Bleiruthen

verbundener Glasstücke von relativ geringer Ausmessung, welche die jeweilige Lokalfarbe in sich selbst tragen, während das Detail der Zeichnung, soweit es nicht durch die Linienführung der verbindenden Bleiruthen selbst gebildet wird, mittelst einer schwarzen oder wenigstens schwärzlichen, opaken Schmelzfarbe, dem sogenannten Schwarzloth, aufgemalt und eingebrannt ist.

Wesentlich für die Glasmalerei der Frühzeit ist endlich auch deren Charakter als ausgesprochen monumentale kirchliche Kunst.

Im bürgerlichen Hause hat sie noch kaum eine Stätte, und auch zum Schmucke des vornehmen Wohnbaues dürfte sie erst in bescheidenem Maße herangezogen worden sein. Die Aufgaben, welche sie allenfalls hier, wie namentlich in kleineren, dem Gottesdienst geweihten Räumen zu lösen fand, treten jedoch gegenüber ihrer monumentalen Thätigkeit vollständig zurück, und sie beeinflussen jedenfalls in keiner Weise ihre Gestaltung, die sich ganz den Ansprüchen der letzteren anpaßt.

Wenn die für unsere Betrachtung getroffene Gliederung und Abgrenzung des Stoffes, welche übrigens im Wesentlichen einer allgemeinen Uebung entspricht, sich aus den angedeuteten Momenten rechtfertigt, so ist doch zu bemerken, daß die für diese erste Periode angenommene oberste Zeitgrenze nicht als eine scharfe Linie betrachtet werden kann und soll, welche Altes von Neuem scheidet; das liegt in der Natur der Sache. Eine solche giebt es thatsächlich weder der Zeit noch dem Wesen nach, da sich alle Veränderungen als das Ergebnis eines allmählichen organischen Ausreifens des künstlerischen Willens und Könnens darstellen, dessen Umbildung und Vervollkommnung sich nicht plötzlich und sprunghaft vollzieht.

Da und dort hält dabei unter den verschieden gelagerten örtlichen Verhältnissen das Ueberkommene länger Stand, und umgekehrt greift die Umbildung der künstlerischen und technischen Mittel, wie schon angedeutet, vereinzelt auch früher Platz.

Leise äußern sich die neuen Bestrebungen überhaupt lange, bevor sie deutlich ausgesprochen hervortreten, und auch nachdem dies geschehen, verdrängen sie nicht mit einem Schlage die eingelebte künstlerische Anschauungs- und Ausdrucksweise. Neues vermengt sich mit Altem, und es bilden sich gewisse Uebergangsformen, die sich ebensowohl der einen wie der andern Periode zuweisen lassen, je nachdem wir mehr den anhaftenden Kriterien der vorangehenden oder der nachfolgenden das größere Gewicht beilegen, eine

Wahl, die immer mehr oder weniger von unserem subjektiven Ermessen bestimmt sein wird.

In unserem Falle scheiden jedoch derartige Zweifel insofern fast völlig aus, als zwischen den vertretenen Werken beider Kunstrichtungen, von welchen uns zunächst nur die eine beschäftigt, die nahezu unausgefüllte Kluft von beinahe einem Jahrhundert liegt, so daß für die zweite Gruppe vorwiegend nur ausgereifte Typen in Betracht kommen, während andererseits auch die wenigen Spätlinge der Frühzeit, namentlich ihrer Technik nach, noch so fest im alten Boden wurzeln, daß auch die neuen, nur erst kümmerlich ausgewachsenen Formen die künstlerische Erscheinung noch nicht augenfällig zu verändern vermögen.

Die nähere Ausführung und Begründung dieser andeutungsweise Darlegungen wird Aufgabe der ferneren Betrachtung sein.



18 C 97

23. St. Petrus.

Rest eines Fensters vom Ausgange des 14. Jahrhunderts aus der ehemaligen St. Peter- und Pauls-Kapelle des Freiburger Münsters.



# Erster Abschnitt. Allgemeine Vorbetrachtung.

**F. Die Anfänge der Glasmalerei und ihre geschichtliche Entwicklung bis zum Ausgange des 14. Jahrhunderts. ♣**

**E**ine, wenn auch nur im Abriß behandelte, allgemeine geschichtliche Darlegung der Glasmalerei der Frühzeit in Form eines Ueberblickes zu geben über deren ganzes Schaffensgebiet auf heimischem und fremdem Boden, gehört nicht in den Rahmen unserer Betrachtung, wohl aber ist es wünschenswerth und zur richtigen Beurtheilung der Entwicklungsstufe dessen, was unser Münster an Werken der älteren Zeit darbietet, sogar unerlässlich, daß wir eine, sei es auch nur flüchtige Kenntniß von dem zu gewinnen suchen, was diesen Leistungen anderwärts vorangegangen ist. Diese weitere Ausschau führt von selbst zu der Frage nach den ersten Regungen und Äußerungen unserer Kunst überhaupt, nach deren Alter und Ursprung.

Der Bescheid darauf läßt sich nicht mit wenigen Worten geben.

Deutsche und Franzosen beanspruchen den Ruhm, die Erfindung als das Werk des eigenen Volkes betrachten zu dürfen, und wenn es auch nicht unsere Aufgabe sein kann, auf all' die verschiedenen Controversen einzugehen, welche an diese vielfach mehr mit dem flammenden Schwerte patriotischer Begeisterung als mit der Ruhe objektiver Prüfung verfochtene Streitfrage anknüpfen<sup>1)</sup>, so lassen sich andererseits die uns hier interessirenden geschichtlichen Momente doch nicht anders als unter dem Leitgedanken würdigen, in wie weit sich der Antheil beider Länder an der Entwicklung unserer Kunst dokumentiert.

Nicht urplötzlich in vollem strahlendem Glanze, wie Pallas Athene aus dem Haupte des Zeus, ist

die Kunsttechnik, welche wir als Glasmalerei zu bezeichnen gewohnt sind, dem Schönheitsdrange des schöpferischen Menschengesistes entsprungen, sie stellt sich dar als die allmähliche Ausreifung der in ihren Anfängen gleichfalls noch nicht ausreichend erhellten Bestrebungen, welche auf eine künstlerische Ausbildung des lichtdurchlässigen, zumal des gläsernen Fensterverschlusses überhaupt gerichtet sind, und von diesem Gesichtspunkte betrachtet, ist es nicht zu umgehen, daß wir auch dieser mit wenigen Worten gedenken.

Wie, wann und wo die Glasmalerei entstanden, und wie sich deren Ausbreitung in dem in Betracht kommenden Zeitabschnitte gestaltete, das in gedrängter Form darzulegen, soll hier zunächst versucht werden.



## I. Alter und erste künstlerische Ausbildung des gläsernen Fensterverschlusses.

Die Herstellung des Glases und zwar sowohl des farbigen wie des farblosen und seine Verwendung zu den verschiedensten technischen und künstlerischen Zwecken war dem Menschengeschlechte bekannt lange vor der Zeit, in welche diese Errungenschaft durch Plinius den Älteren als eine Zufallserfindung seefahrender Phönizier verlegt wird<sup>2)</sup>, aber seine hervorragende kulturelle Bedeutung als durchsichtiges Verschlusmittel für

Fensteröffnungen gewann es allem Anscheine nach erst sehr spät.

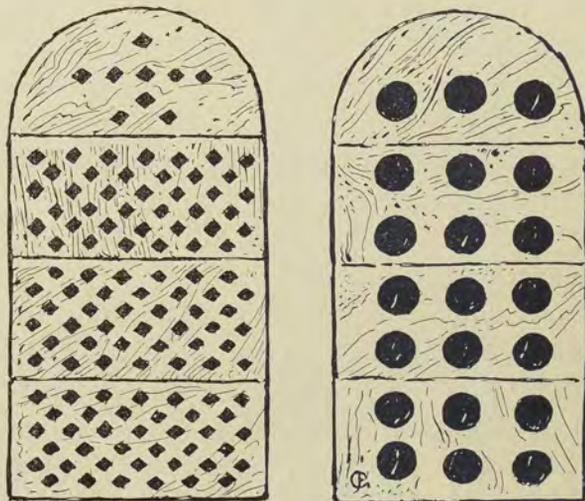
Eine solche Verwendung ist zwar durch zahlreiche Funde in spätrömischen Baurümmern bereits für die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung erwiesen<sup>3)</sup>, aber ebenso wissen wir auch, daß wenigstens im Wohnbau selbst noch im späten Mittelalter der gläserne Fensterverschluß die verschiedenen sonstigen Mittel nicht allgemein zu verdrängen vermocht hatte, welche von Alters her demselben Zwecke dienten. Dünne Plättchen von Marmor, Achat, Glimmer, Gypspath, sogenanntem Marienglas oder Horn, Muscheln, geöltes Leinen und Pergament, Schweinsblase (Ploster), späterhin geöltes Papier, je nachdem das eine oder andere sich unter den örtlichen Verhältnissen leichter darbot, das waren die Ersatzmittel, welche trotz all' ihrer Mängel dem Glase durch ihre Billigkeit und leichtere Beschaffung so lange die Herrschaft streitig machten<sup>4)</sup>.

Der sich auffallend langsam vollziehenden Einbürgerung des Glasfensters im Wohnbau ging dagegen dessen Einführung in der kirchlichen Baukunst des Abendlandes um ein Jahrtausend voran, und die ersten Nachrichten, welche uns davon Kunde geben, lassen gleichzeitig auch schon das Bestreben nach einer künstlerischen Gestaltung desselben erkennen. In der kirchlichen Architektur spielte natürlich das künstlerische Moment allezeit eine viel bedeutendere Rolle wie im Profanbau, und an künstlerischer Qualität konnte sich unter den für den Fensterverschluß in Betracht kommenden Materialien keines auch nur entfernt mit derjenigen des Glases messen, das an Lichtdurchlässigkeit und Leuchtkraft, auch in seiner noch unvollkommenen Beschaffenheit, allen anderen weit überlegen, namentlich in der Farbe einen Dekorationswerth besaß, der den übrigen fast vollständig abging.

Daß auch hier noch alle genannten Mittel nebenbei in Verwendung blieben, spricht für die damalige Kostbarkeit eines derartigen Dekorationsmittels, die aber allmählig um so weniger in's Gewicht fiel, je mehr mit dem Grade der künstlerischen Ausbildung die Ueberlegenheit der gläsernen Fensterdekoration in die Augen sprang

und damit das Verlangen nach deren Anwendung zum Schmucke des Gotteshauses wuchs.

Die bislang bekannten ältesten Nachrichten über die Anwendung translucider Fenstermosaikreihen bis in die frühchristliche Zeit zurück. Die erste Kunde verdanken wir Lactantius († um 330), woran sich weiterhin eine nicht geringe Zahl anderer Berichte reiht, die zum Theil außer Zweifel lassen, daß wir es mit bunten Verglasungen zu thun haben. Diese Angaben erstrecken sich zunächst auf Italien und das südliche Gallien, aber schon im 7. Jahrhundert werden Glasarbeiter zwecks Herstellung von Fenstern auch nach England berufen. Bezüglich Deutschlands, wo erst mit der Wende des 7. Jahrhunderts durch die irischen Glaubensboten das Christenthum Eingang fand, kann natürlich auch von einem früheren Bedarf nicht die Rede sein. Dieser Errungenschaft erfreuten sich aber vermuthlich zunächst nur hervorragendere Gotteshäuser, und auch hier blieben vielfach an untergeordneter Stelle die obengenannten Surrogate, namentlich Spath, noch nebenher in Gebrauch<sup>5)</sup>.



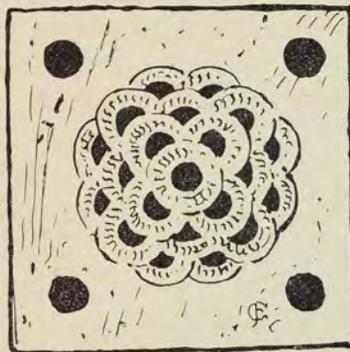
24. und 25. Steinfenster zu S. Lorenzo in Rom, nach Essenwein.

Wie diese Glasfenster im Einzelnen beschaffen waren, lassen die Angaben der verschiedenen Autoren des Näheren nicht erkennen. Soweit es sich dabei nur um Fensterdekorationen ornamentalen Charakters handelte, nicht aber um solche mit eigentlichem figuralem Schmucke — und vor

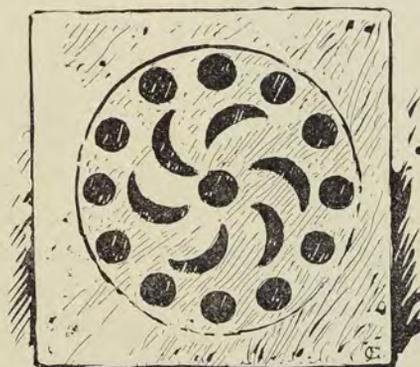
dem 9. Jahrhundert enthalten die überlieferten Berichte keinerlei Andeutungen in letzterem Sinne<sup>6)</sup> —, sind wir jedenfalls nicht genöthigt, unbedingt eigentliche Glasmalereien anzunehmen, d. h. eine technische Ausführung, wie sie ihrer einfachsten Form nach bereits Eingangs (Seite 89) in Kürze präcisirt wurde. Mit dem Inhalte der nur in allgemeinen Andeutungen gehaltenen Schilderungen verträgt sich vielmehr die Vorstellung einer viel einfacheren Behandlung.

Die Verbindung der einzelnen, nur in geringen Ausmessungen zu Gebote stehenden verschiedenfarbigen Glasstücke konnte eben so wohl in der Art erfolgen, wie das bei den genannten lichtdurchlässigen Ersatzmitteln geschah, durch ein festes Rahmenwerk von Stein, gebranntem Thon, Gyps, Holz oder Metall, und wenn das Wenige, was in abendländischen Bauten an solchen Ausführungen auf uns gekommen, auch vorwiegend nur von äußerst einfacher Formgebung ist, so besitzen wir andererseits in den noch heute im Orient üblichen bunt verglasten Fensterverschlüssen Beispiele, welche erkennen lassen, welch' reicher, vielgestaltiger Entwicklung auch diese Konstruktionsweise fähig war<sup>7)</sup>. Eine Ausführung ähnlich derjenigen, wie

konnte wohl den Eindruck erwecken, den Prudentius (378—413) von den Fenstern der Basilika des heiligen Paulus vor den Mauern Roms empfing, die er in seinen Hymnen auf die Märtyrer mit der Pracht blumenreicher Frühlingswiesen vergleicht, aber freilich figurale Kompositionen waren mit solchen Mitteln kaum oder doch nur in sehr roher Behandlung möglich.



28. Steinfenster aus S. Martino ai Monti zu Rom, nach E. Didron.

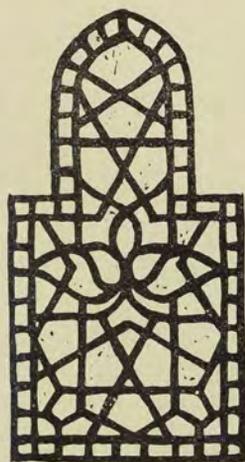


29. Fenster aus Bosra in Syrien, nach De Vogüé.



78 F 98

26. Orientalisches Fenster im South-Kensington-Museum zu London, nach Day.



78 F 98

27. Aegyptisches Fenster im Museum zu Kairo, nach Otlin.

sie beispielsweise die vorstehende Abbildung giebt,

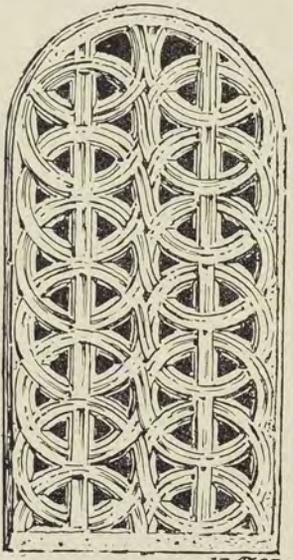
Wann und wo sich der bedeutende Fortschritt vollzog, der an Stelle des festgefügt starren Rahmenwerkes die Verbindung mittels Bleiruthen setzte, ist nicht bekannt<sup>8)</sup>. Zweierlei Erwägungen können den Anstoß zu dieser Neuerung gegeben haben: entweder der Wunsch, die durch das schwere steinerne Rahmenwerk stark beeinträchtigte Lichtquelle zu vergrößern, oder aber das unmittelbare Verlangen nach reicherer künstlerischer Ausbildung der bunten Verglasungen. Die auffallende Formverwandtschaft so mancher der ältesten Blankverglasungen mit den durchbrochenen Steinplatten, die sich übrigens im Süden und theilweise auch in Frankreich vereinzelt bis in's 13. Jahrhundert erhielten,

berechtigt jedenfalls zu dem Gedanken, daß wir es dabei mit unmittelbarer Uebertragung dieser steinernen Fensterverzierungen auf die neue Konstruktionsweise zu thun haben.

Die sogenannten Butzenscheiben und die Rautenfenster, welche, zumal die letzteren, die einfachste Form der weißen Verglasung bildeten, decken sich doch unmittelbar mit den kreisrunden, quadratischen oder rautenförmigen Durchbrechungen der Steinfenster, welche uns namentlich

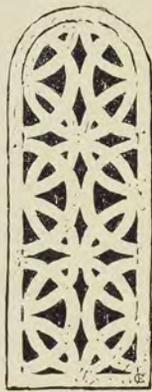
da ja der ursprüngliche Begriff des Wortes nur die tellerförmige, runde Form bezeichnet.

Aber auch die reicher gegliederten Steinfenster, die wir namentlich da antreffen, wo orientalische Einflüsse sich geltend machten, in Venedig und an der adriatischen Küste, finden in den vielgestaltigen Bandverschlungen der mittelalterlichen Blankverglasungen ihre Reminiscenzen. Es ist das dieselbe Erscheinung, die sich umgekehrt in einzelnen frühmittelalterlichen französischen Kirchen in der



18 C. 97.

30.



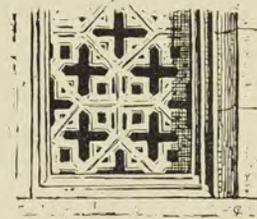
30. Steinfenster aus S. Maria Canedo, Pola, nach E. Didron.



32.

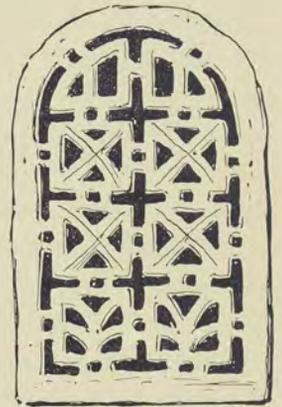
31. Steinfenster aus Senour, nach Viollet-le-Duc.

32. Blankverglasung aus dem 12. Jahrhundert, nach Carot.



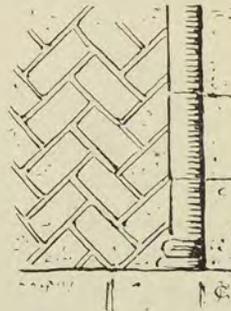
33. Steinfenster aus S. Marco zu Venedig, nach E. Didron.

34. Steinfenster von Grado, nach Eitelberger.

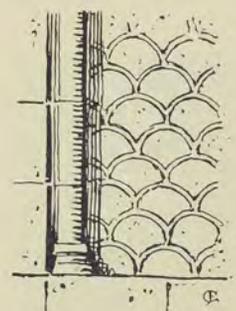


19 C. 97

34.



35.



36.

35. u. 36. Blindmauerwerk in den Fenstern des Glockenthurmes der Kirche zu Gargileffe, nach E. Didron.

in älteren römischen Kirchen begegnen. Ob die runden Scheiben, von welchen schon unter Abt Luthar (934—949) auf der Reichenau die Rede ist, wirkliche Butzenscheiben waren, was mancherseits angezweifelt wird, da diese erst viel später sicher nachweisbar sind, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls spricht schon die altübliche Bezeichnung „Scheibe“, deren wir uns nach heutigem Sprachgebrauche allgemein für Fensterglas ohne Rücksicht auf dessen Gestalt bedienen, für deren Alter,

Nachahmung von Verglasungsmustern bei undurchsichtigen, rein dekorativen Vermauerungen von Fenstern oder Fensterblenden zeigt, wie beispielsweise an dem Glockenthurme der Kirche zu Gargileffe (Indre) oder am Schiffe der Kathedrale zu Puy-en-Velay (Haute-Loire).

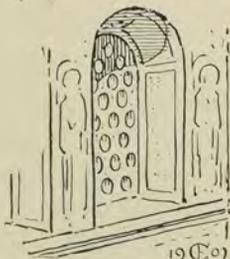
Es ist aber ebensowohl auch der andere Fall denkbar, daß aus der einmal in Gebrauch gekommenen reicheren farbigen Ausstattung diese einfacheren Bildungen sich entwickelten als Er-

gebniß des Bedürfnisses nach besserer Beleuchtung und größerer Billigkeit.

Mag aber das Eine oder das Andere angenommen werden, war man einmal dazu gelangt, sich der Bleifassung zu bedienen, so blieb bis zur eigentlichen Glasmalerei nur ein kurzer Schritt, denn die Möglichkeit, die mittels der Linienführung der Bleiruthen zulässige Formgebung durch Pinselarbeit zu ergänzen und zu verfeinern und damit zugleich den Darstellungskreis zu erweitern, lag zu nahe, und das Verlangen nach einer solchen Vervollkommnung ist zu natürlich, als daß man annehmen dürfte, die praktische Verwirklichung habe lange auf sich warten lassen. In der Emailierkunst und vielleicht auch in der Poterie bot sich das Rüstzeug dar, das bei einiger Modifikation die Mittel zu einer zweckdienlichen Maltechnik an die Hand gab, da die Zeichenfarbe des Glasmalers, das sog. Schwarzloth, genau betrachtet doch nichts anderes ist, als ein in seinem Schmelzgrad demjenigen des Glases angepaßtes opakes Email.

Diese Erwägungen legen aber auch die Frage nahe, ob wir die Glasmalerei überhaupt als eine eigentliche Erfindung, als die schöpferische That eines Einzelnen betrachten müssen, oder ob nicht vielmehr, nachdem einmal die angedeuteten Grundlagen gewonnen waren, nach dem gleichen Ziele gerichtete Versuche selbstständig von verschiedenen Seiten unternommen worden sein können, die bei dem regen Gedankenaustausche der damaligen klösterlichen Kunststätten schließlich zu einem einheitlichen Ergebnisse führten. Wir werden sehen, daß auch die Thatsachen solche Vermuthungen mehr zu stützen vermögen, als die Annahme eines bestimmten Ausgangspunktes, wie ihn einzelne Autoren konstruieren möchten.

F. Paolofuori le mura



37.

## 2. Die ältesten Nachweise über die Anwendung unserer Kunst.

Die ältesten bis jetzt bekannten Nachrichten über farbige Glasfenster, welche ihrem Wortlaute nach die begründete Annahme gestatten, daß wir es mit eigentlichen Glasmalereien zu thun haben, sind vorwiegend deutschen Ursprunges. Sie entstammen dem 9. und 10. Jahrhundert, jenem bedeutsamen Abschnitte heimischer Geschichte, in dem seit dem machtvollen Auftreten Karls des Großen sich auch unser Vaterland zu einem fester gefügten Staatswesen auszubilden begann und unter der Pflege emsiger Mönche allmählig ein neues Kunstleben emporwuchs aus dem Schlamm und Schutt, unter dem die Fluthen der Völkerwanderung die Ansätze antiker Kultur begraben hatten. Daß uns solche Kunde aus den verschiedensten Gegenden deutschen Landes wird, von der Ost- und Westgrenze, von Nord und Süd, spricht für die nennenswerthe Verbreitung schon um die genannte frühe Zeit, aber trotzdem werden wir doch kaum nach merklich früheren Spuren auf heimischem Boden forschen dürfen. Erhielt doch selbst die bedeutendste Kirche der abendländischen Christenheit, die Basilika des heiligen Petrus zu Rom, erst anlässlich der Krönung Karls des Großen durch Papst Leo III. farbige Verglasung, während die Fenster zu S. Maria Trastevere sogar erst ein halbes Jahrhundert später mit bunten Glasfenstern „in musivischer Malerei“ ausgestattet wurden, wobei es noch dahingestellt bleiben muß, ob es sich bereits um eigentliche Glasmalereien handelte, da jegliche Andeutungen hierfür fehlen. Immerhin sind die uns aus dem 9. Jahrhundert überlieferten Berichte über die Befensterung der Kirchen sowohl in farblosem als farbigem Glase nicht gerade dürftig.

Den Anfang der erwähnten, im Sinne wirklicher Glasmalerei zu deutenden Nachrichten macht eine Ausgangs des 9. Jahrhunderts verfaßte Handschrift über das Leben des 809 verstorbenen Bischofs Lindger von Münster, wo in dem Bericht über die Heilung einer Blinden erzählt wird, daß dieselbe in der Kirche nach plötzlicher Wiedererlangung ihrer Sehkraft bei einbrechender Mor-

genröthe das Tageslicht und die Bilder in den Fenstern erkannte, wobei es sich der Fassung nach augenscheinlich um figurale Darstellungen handelt, worin wir hinwiederum aus den oben angeführten Gründen das Kriterium eigentlicher Glasmalereien erkennen.

Fast gleichzeitig ist übrigens auch die erste Kunde über farbigen Fensterschmuck, in welcher zugleich ausdrücklich von Pinselarbeit die Rede ist. Sie findet sich in einem Schreiben des St. Galler Mönches Ratpert an seinen Mitbruder Torker, in welchem derselbe bei Schilderung der etwa 871—876 erfolgten Einweihung des durch Ludwig den Deutschen gegründeten Frauenmünsters zu Zürich auch dessen Fenster mit dem Bemerkten rühmend gedenkt, daß des Königs Tochter, die Nebtiffin Bertha, diese sowie die Felderdecke mit Farbpigmenten bemalt habe oder wohl richtiger bemalen ließ. Von der Anwendung von Schmelzfarben ist dabei allerdings nicht die Rede, und aus der in einem genannten Bemalung von Fenstern und Decke schloß man, wie mir scheint, ohne zwingenden Grund, daß es sich dabei thatsächlich nur um eine Technik in Harzfarben gehandelt haben könne, und daß deshalb die Erfindung der eigentlichen Glasmalerei, wenn wir die Anwendung von Schmelzfarben als deren Kriterium festhalten, erst nach dieser Zeit erfolgt sein müsse. Wenn wir jedoch in Betracht ziehen, daß man sich der Anwendung von Harz oder Oelfarben in der Glasmalerei als eines ausnahmsweisen, selbst in einzelnen alten Kunsttraktaten besonders empfohlenen Nothbehelfs auch noch zu Zeiten bediente, da man längst Besseres kannte<sup>2)</sup>, so wird man eine solche Beweisführung, die Prämisse selbst als richtig angenommen, nicht als stichhaltig anerkennen können, ganz abgesehen davon, daß zwar der materielle Werth des Werkes, nicht aber dessen Wesen, durch die größere oder geringere Solidität der Technik, welche allezeit eine verschiedenartige war, bestimmt wird, und daß man, wenn man überhaupt einmal auf Glas malen wollte, aus den bereits angeführten Gründen gewiß auch bald die Mittel fand, um dies in einer Dauer versprechenden Weise zu thun.

Ein volles Jahrhundert jünger ist die nächste älteste Kunde über mit Bildwerken geschmückte

Fenster. Sie entstammt der von dem Mönche Richerus gegen 995 geschriebenen Chronik von St. Remy zu Rheims, wonach Erzbischof Adalberon die Kirche mit Fenstern schmücken ließ, welche verschiedene Historien enthielten. Da Adalberon, ein Deutscher von Geburt, der von 968 bis 989 die Inful des Bisthums trug, zuvor Kanonikus zu Metz war, so ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß es sich auch hier nahe der Grenze des Reiches um Arbeiten deutschen d. h. lothringischen Ursprunges handelt.

Hiermit zeitlich zusammen fällt die bekannte, durch eine patriotisch angehauchte Geschichtsforschung verbreitete und vielfach gläubig hingegenommene Tegernseer Legende, welche unter Verwerfung der vorgenannten verbürgten Angaben in dem Satze gipfelt, daß hier in dem gleichnamigen Benediktinerkloster zu Ausgang des 10. Jahrhunderts unsere Kunst das Licht der Welt erblickt habe. Es ist dies eine These, welche bei objektiver Prüfung der historischen Unterlage, auf der dieselbe aufgebaut wurde, nicht haltbar erscheint<sup>10)</sup>. Der beglaubigte Sachverhalt beruht auf einem undatierten lateinischen Briefe des dortigen Abtes Gozbert, der 983—1001 dem genannten Kloster vorstand, an einen nicht näher bezeichneten Grafen Arnoldus, in welchem der Schreiber in überschwänglichen Dankesworten der Schenkung farbiger Fenster gedenkt, welche letzterer der Klosterkirche an Stelle der alten Teppiche zuwandte, die zuvor als dürftiger Abschluß gegen die Unbilden der Witterung gedient hatten. Es mag dahin gestellt bleiben, ob in den angezogenen Worten: „auricomus sol primum infulsit basilicæ nostræ pavimenta per discoloria picturarum vitra“ wirkliche Glasmalereien oder nur farbige Verglasungen erkannt werden können, obwohl das Erstere das Wahrscheinlichere zu sein scheint, aber jedenfalls ist damit keineswegs gesagt, daß nicht zuvor anderwärts Aehnliches bestanden. Das Schreiben berechtigt aber außerdem auch in seinen weiteren Ausführungen nicht nur in keiner Weise zu der Annahme, daß die fraglichen Fenster im Kloster selbst zur Ausführung gelangten, die Bitte des Abtes an den Schenkgeber, letzterer möge Angehörige des Klosters in der daselbst erstmals erschauten und bewunderten Kunst unter-

richten lassen, bestätigt vielmehr ausdrücklich den fremden Ursprung. Dieser Wunsch scheint nun allerdings auf fruchtbaren Boden gefallen zu sein, denn schon im II. Jahrhundert wird das Tegernseer Kloster als eine rege Pflegstätte unserer Kunst genannt.

Um diese Zeit erst leitet die Reihe der Berichte, wenn wir von den Daten der Chronik von St. Remy absehen, auf französisches Sprachgebiet. Es ist der Geschichtschreiber von St. Hubert in den Ardennen, welcher neben den Fenstern, die sein Kloster vielleicht aus den durch Erzbischof Adalberon gegründeten Werkstätten von Rheims erhalten, zugleich einer um 1060 vollzogenen Schenkung solcher seitens der Gräfin Adeladis von Arleonis für die Kirche von Anslaro (Anly) gedenkt. Die Fenster sollen mit allerlei Gethier und Rankenwerk geziert gewesen sein.

Geben diese Zeugnisse einigermaßen einen Anhalt für die Schätzung des Alters unserer Kunst, so lassen sie dagegen die Frage nach deren Ursprung noch vollständig offen. Wenn das Fehlen ähnlicher früherer Berichte aus Frankreich, wo die Grundlagen, beziehungsweise die Vorläufer unserer Kunsttechnik jedenfalls älter sind als in Deutschland, befremden muß, so ist dieser Mangel doch noch kein sicherer Beleg dafür, daß die Entwicklung hier thatsächlich eine rückständigere war.

Erst mit den Denkmalen selbst betritt unsere Kenntniß der Entwicklungsgeschichte der Glasmalerei festeren Boden.



### 3. Die ältesten erhaltenen Denkmale.

Von den Fenstern, welcher in den angeführten Ueberlieferungen Erwähnung geschieht, hat sich so wenig etwas erhalten, wie von den fraglichen Bauten selbst. Die gegentheiligen Angaben, welche sich bei einzelnen Autoren hinsichtlich der Tegernseer Gemälde vorfinden, beruhen auf einem offenkundigen Irrthum. Die Kirche und damit auch ihr Fensterschmuck gingen bereits 1135 durch einen Brand zu Grunde.

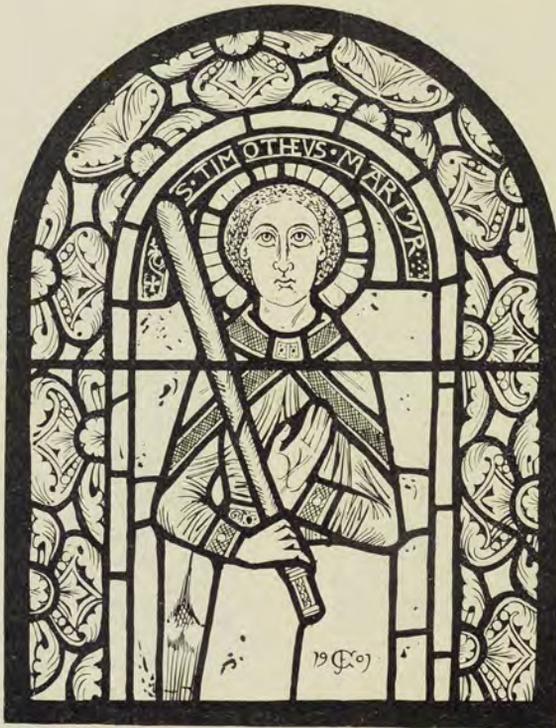


38. und 39. David und Daniel.  
Mittelschiffenster des Augsburger Domes,  
nach Herberger.

Als älteste erhaltene Werke deutscher Glasmalerei gelten die Fenster in der südlichen Mittelschiffwand des Domes zu Augsburg. Es sind das fünf vorwiegend wohlerhaltene, etwa zwei Meter große Standfiguren, laut Umschrift Jonas, Daniel, Osee, David und Moses darstellend, sämmtlich farbig, drei derselben auf von breitem, weißem Band umsäumtem farbigem, zwei auf vollständig weißem Grund, wobei es dahingestellt bleiben mag, ob letztere Anordnung nicht auf eine spätere Restauration zurückzuführen, worüber nur eine nähere Besichtigung ein Urtheil gestatten könnte. Die Ansichten über Entstehungszeit und Herkunft dieser Werke sind mangels sicherer, urkundlicher Nachweise sehr

schwankend, doch scheint mir hinsichtlich der letzteren, welche von Einzelnen auf die Tegernseer Werkstätte zurückgeführt wird, wirklich kein stichhaltiger Grund vorzuliegen, an fremden, beziehungsweise französischen Ursprung zu denken. Was die Zeitstellung anlangt, so glaubt Herberger<sup>11)</sup>, der dieselben erstmals veröffentlichte und eingehend besprach, mit ziemlicher Sicherheit die Wende des

äußerst gering an Zahl und im einzelnen Falle auch dem Umfange nach nicht belangreich. Ein kleines Bild des hlg. Johannes Evg. in der St. Jakobskirche zu Plattling in Niederbayern<sup>12)</sup>, das Brustbild des hl. Timotheus aus der St. Peter- und Pauls-Kirche zu Neuweiler im Elsaß, jetzt im Musée Cluny zu Paris<sup>13)</sup>; einzelne Fragmente zu St. Patrokli



40. Brustbild des hl. Timotheus im Musée Cluny zu Paris, aus der Abteikirche St. Peter und Paul zu Neuweiler im Elsaß.

10. Jahrhunderts annehmen zu müssen, wogegen beispielsweise Reber und Franz das 11., Lübke das 12., Rugler, Schnaase und Viollet-le-Duc sogar erst die Frühzeit des 13. Jahrhunderts ansetzen. Wenn stilkritische Vergleiche mit französischen Fenstern ein Urtheil gestatten, dürfte meines Erachtens die Annahme von Reber und Franz der schwer zu ermittelnden Wahrheit am nächsten kommen. Sie sind jedenfalls kaum jünger, wie die ältesten französischen Werke.

Was sonst in dem Denkmalschatze auf deutschem Boden mit einiger Sicherheit noch dem 12. Jahrhundert zugewiesen werden kann, ist



41. Marienbild aus der St. Jakobs-Kapelle zu Glums bei Walenstadt in der Schweiz.  
Nach einer Aufnahme von Verbig.

in Soest in Westfalen<sup>14)</sup>, dann das wohlerhaltene kleine Madonnenbild aus der Jakobs-Kapelle zu Glums bei Walenstadt<sup>15)</sup> in der Schweiz, das sich jetzt im Landesmuseum zu Zürich befindet, einzelne Fragmente in St. Segolena in Metz<sup>16)</sup> und in der Kirche zu Veitsberg bei

Weida in Thüringen, sowie verschiedene Fenster im Münster zu Straßburg, das ist soweit bis jetzt bekannt, das einzige Kennenswerthe, was noch hierfür in Betracht kommen kann<sup>17)</sup>. Dazu treten neben weiteren an letztgenanntem Orte als bemerkenswertheste Arbeiten aus der ersten Hälfte und der Mitte des 13. Jahrhunderts noch solche



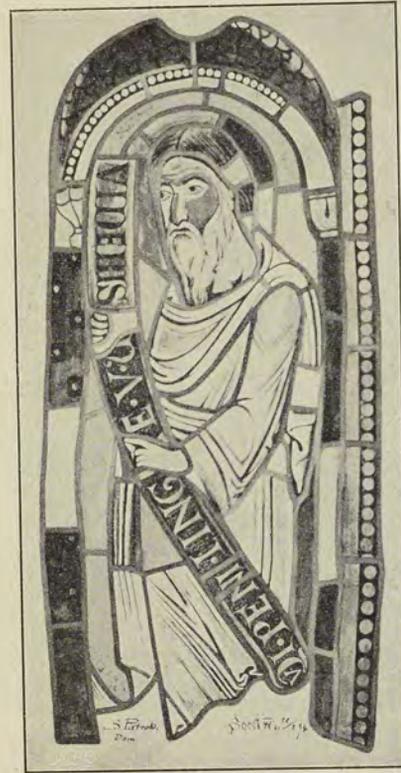
42. Fragment von einem Jesse-Fenster zu Veitsberg bei Weida, nach Klopffleisch.

zu Legden in Westfalen, St. Kunibert in Köln, in der Stiftskirche zu Bücken an der Weser und dann namentlich auch die herrlichen Ornamentfenster zu Heiligenkreuz im Wienerwalde<sup>18)</sup>. Bei alledem handelt es sich, soweit monumentale Arbeiten in Betracht kommen, abgesehen von jenen der fünf letzteren Kirchen, nur um Bruchtheile von Fenstern.

Der unsichere Geburtschein der ältesten Stücke des Freiburger Münsters geht, wie wir sehen werden, nicht über die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts zurück, und erst von dieser Zeit an mehrt sich überhaupt allmählig die Summe des Erhaltenen auf deutschem Boden.

Einen weit reicheren Bestands aus früherer Zeit hat Frankreich aufzuweisen, dessen unzweifelhaft älteste, allerdings auch hier zum Theile nur fragmentarisch erhaltene Denkmale, noch dem

Ausgange des 11. Jahrhunderts zugewiesen, die Kathedrale von Le Mans bewahrt. Es sind das Theile einer Himmelfahrt Christi, ferner



43. Fragment aus St. Patrokli zu Soest in Westfalen, nach einer farbigen Aufnahme von Vorländer.

Medaillons mit Szenen aus der Legende der Heiligen Stephanus und Julianus und endlich, vollständig wohlerhalten, ein figurenreiches Fenster mit jener der Heiligen Gervasius, Protasius, sowie deren Eltern Vitalis und Valeria. Es ist bemerkenswerth, daß an der Ausführung dieser Fenster mindestens zwei verschiedene Hände Theil haben. Als älteste Stücke derselben und von mancher Seite als solche überhaupt werden die erstgenannten Reste angesehen, wobei angenommen wird, daß dieselben noch dem 1136 durch einen Brand zerstörten romanischen Bau entstammen, dessen Apßis der Vernichtung entgangen war.

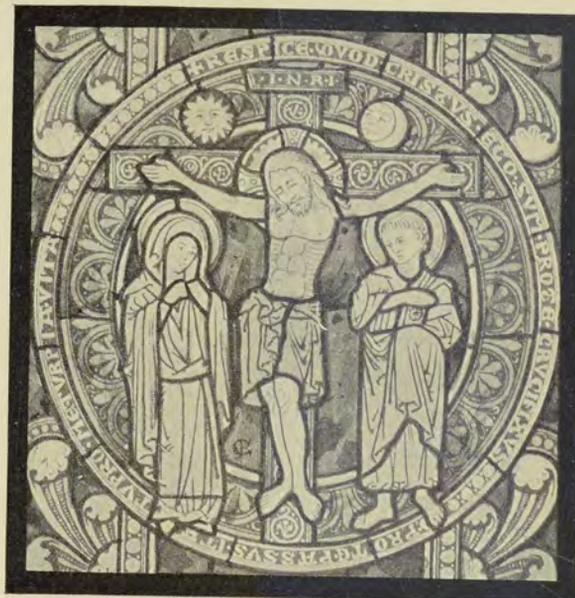
Andererseits vertritt Lucien Magne die Ansicht, daß die Alterspriorität einigen aus der 1230

zerstörten Kirche von Chalons-sur-Marne stammenden Medaillonsresten gebührt. Es sind

Paris, zumal deren Kathedrale, hat den größeren Theil mittelalterlicher Glasmalereien in der Zeit



44. Aus der Marien-Kapelle zu St.-Segolena in Metz, nach Kraus.



45. Aus der Stiftskirche zu Bücken.

das 18 Fragmente, von welchen dieser Autor die Erscheinung des hl. Gamaliel vor dem Priester als das älteste französische Glasgemälde erkennen zu müssen glaubt<sup>19)</sup>. Hieran reihen sich sowohl in Le Mans, wie namentlich in den Kirchen von Poitiers<sup>20)</sup>, Chartres<sup>21)</sup>, Angers<sup>22)</sup>, St. Denys<sup>23)</sup>, Vendome, St. Quentin, Lyon<sup>24)</sup>, Auxerre, dann zu Rheims, Bourges<sup>25)</sup> u. s. w. eine stattliche Zahl zum Theil trefflich erhaltener Werke aus dem 12. und 13. Jahrhundert. Besitzt doch allein Notre-Dame von Chartres nicht weniger als 146 Fenster, und die Kathedrale von Bourges verfügt gar über den blendenden Reichtum von 183 Glasgemälden mit zusammen nicht weniger als 5592 Feldertheilen vorwiegend aus früher Zeit.

Der Mittelpunkt dieses Kreises, die Stadt



46. Aus einem Fenster zu St. Denis, nach Westlake.

der Aufklärung eingebüßt, und auch das Erhaltene hat durch sogenannte Restaurationen merklich gelitten<sup>26)</sup>.

Nur Weniges nennt England an Werken des 12. Jahrhunderts sein eigen, darunter Reste eines Jesse-Fensters zu York und solche eines



47. Fragment von einem Jesse-Fenster aus dem früheren, spätromanischen Chor des Freiburger Münsters.



48. Aus dem Fenster mit der Legende der Heiligen Gervasius und Protasius zu Le Mans, nach Zucher.

ornamentalen Fensters zu Brabourn in Kent<sup>27</sup>). Italien und Spanien kommen hierfür überhaupt nicht in Betracht<sup>28</sup>).

Das Wenige, was in den Abbildungen 38 bis 55 sowie jenen auf Seite 114 und 115 von diesen Inkunabeln unserer Kunst, allerdings meist nur

auschnittweise, hier im Bilde vorgeführt ist, dürfte einstweilen immerhin dem gedachten Zwecke genügen. Weiteres Vergleichsmaterial wird, soweit nöthig, späterhin am geeigneten Orte heranzuziehen sein; es gilt dies namentlich von den älteren Fenstern des Straßburger Münsters.



#### 4. Der Einfluß der Glasmalerei auf die Entwicklung der Architektur und deren Wechselwirkung auf die Ausbreitung unserer Kunst.

Zu welchen Schlüssen berechtigt nun der erhaltene Denkmalschatz selbst? — Wenn auch eine ganz genaue Zeitbestimmung der in Betracht kommenden Werke größtentheils nicht möglich ist, so viel steht doch jedenfalls fest, daß ihrem Alter nach die in Frage kommenden Werke auf deutschem und französischem Boden denjenigen aller übrigen Länder vorangehen, wobei es jedoch mangels verlässiger Datierungen im einzelnen Falle unentschieden bleiben mag, ob Frankreich oder Deutschland die Ehre beanspruchen darf, das älteste erhaltene Erzeugniß unserer Kunst sein eigen zu nennen. Thatsächlich ist unser Wissen nach dieser Richtung noch nicht so fest und so sicher gegründet, daß wir allein aus stilkritischen Erwägungen, auf die wir vorwiegend angewiesen sind, zu einem wirklich abschließenden Urtheile gelangen könnten, und wo es sich gar nur um einen Unterschied von wenigen Jahrzehnten handelt, wird wohl die Entscheidung, auf Grund solcher Beweismittel allein, für diese frühere Zeit überhaupt nie mit absoluter Sicherheit gefällt werden können.

Einzelne der ältesten Fenster zu Le Mans und jene zu Augsburg stehen sich übrigens vermuthlich trotz der verschiedenen Auffassung so nahe, daß hieraus weder nach der einen noch der anderen Seite ausreichend begründete Prioritätsrechte abgeleitet werden können.

Eines ist jedenfalls außer Frage, das größere Besitzthum Frankreichs an Fenstern der ältesten in Betracht kommenden Zeit ist nicht etwa nur

auf stärkere Verluste zurückzuführen, welche Deutschland an seinem ursprünglichen Fenster= schmuck erfahren hat, so hoch auch diese veran= schlagt werden mögen, es ist vielmehr anzunehmen, daß der Bestand auch ursprünglich bei uns geringer war wie dort.



49. Fragment von einer Darstellung der Himmelfahrt aus der Kathedrale zu Le Mans, nach Zucher.



50. Die Synagoge, Fragment aus der Kathedrale zu Chalons-sur-Marne, nach Magne.

Mit dem längeren, zähen Festhalten an der romanischen Bauweise, die in unserem Vaterlande

in den mächtigen Dombauten der Hohenstaufenzeit ihren monumentalen Ausdruck fand, gieng jedenfalls auch dasjenige an der ihr eigenen Art der farbigen Innendekoration Hand in Hand. Damit vertrug sich aber ein farbiger Fenster= schmuck nur in bedingter Form und Anord=



51. Medaillon aus dem St. Stephanus= Fenster der Kathedrale zu Le Mans, nach Zucher.

nung<sup>29)</sup>. Wenn die Malereien an den Wänden ihre Wirkung bewahren und die inhaltsreichen Bildercyklen auch genügend gesehen werden sollten, so durften sie nicht durch volle farbige Verglasung der kleinen Fensteröffnungen des einströmenden Tageslichtes allzu sehr beraubt werden. Die sich hieraus ergebende Rücksichtnahme zeigte sich theilweise auch in dem Wenigen, was wir aus dieser frühen Zeit noch besitzen; sie kommt beispielsweise ebenso in den Fenstern des Augsburger Domes, wie in dem kleinen Fenster der Flumser St. Jakobs= Kapelle zum Ausdruck, indem hier wie dort im Interesse größerer Lichtfülle die Figuren auf farblosen Grund gesetzt sind. Es steht aber auch zu vermuthen, daß man aus solchen Erwägungen vielfach überhaupt einer einfacheren, weißen Verglasung oder wenigstens einer solchen ornamentalen Charakters mit spärlicher Verwendung von Farbe den Vorzug gab. Als dann die Aufklärungs=

periode des 18. Jahrhunderts zur Verurtheilung der „finster und dumm machenden Aumäusen“<sup>30)</sup> schritt, verfielen dem Richterspruche der Zeit natür-



52. Aus einem Chorfenster der Kathedrale zu Poitiers, nach Day.

lich in erster Linie die kleineren Fenster der romanischen Kirchen, und dem Zerstörungswerke vermochten die vereinzelt Stimmen einsichtiger Männer um so weniger erfolgreich entgegen zu treten, je inhaltsloser im einzelnen Falle diese Fenster waren.

So traf vermuthlich den geringeren Besitz zugleich der größere Verlust, wie ja thatsächlich unsere bedeutendsten romanischen Dombauten an

gleichzeitigem Fensterschmucke auch nicht das Geringste aufzuweisen haben, während fast sämtliche unserer namhaften gotischen Kathedralen sich immerhin noch eines bemerkenswerthen Bestandes ihres ursprünglichen Besitzes an gemalten Fenstern erfreuen.

Daß aber dieser Besitzstand gerade im 12. Jahrhundert in Deutschland geringer war als in Frankreich, dafür scheint auch ein gewichtiges zeitgenössisches Zeugniß zu sprechen. Zu Anfang des 12. Jahrhunderts, vielleicht auch etwas später, lebte in dem hessischen Benediktinerkloster Helmarshausen an der Diemel ein Mönch, der hier namentlich als Goldschmied thätig war, aber auch auf allen übrigen Kunstgebieten seiner Zeit wohl erfahren, seinen theoretischen und praktischen Wissensschatz unter dem Pseudonym Theophilus in einem lateinischen Traktat niedergelegt hat, das unter dem Titel *schedula diversarum artium* in mehreren, allerdings lückenhaften Abschriften auf uns gekommen ist<sup>31)</sup>. Hier bemerkt derselbe in der Vorrede zum ersten Buche, indem er der jeweiligen Kunstthätigkeit gedenkt, durch welche sich die einzelnen Nationen besonders hervorthun, bezüglich Frankreichs ausdrücklich, daß es namentlich die Verschiedenheit gemalter Fenster liebt („*quicquid in fenestrarum pretiosa varietate diligit Francia*“), ein Ausspruch der in dieser Zusammenstellung doch nur in dem Sinne gedeutet werden kann, daß die Glasmalerei damals in Frankreich eine Pflege erfuhr, die sich über das in den anderen Ländern übliche Maß erhob.

Im Zusammenhang damit ist auch eine Stelle im zweiten Buche, das sich besonders und eingehend mit der Herstellung gemalter Fenster befaßt, nicht belanglos, wenn sie auch nicht unmittelbar auf die Kunst der Glasmalerei selbst gedeutet werden kann, wie das irrtümlich meistens geschieht. Hier im 12. Kapitel, das von der Herstellung farbiger Gläser handelt („*de diversis vitri coloribus*“), hebt derselbe nämlich die besondere Kunstfertigkeit hervor, welche gerade die Franzosen auf diesem Gebiete bekunden, indem er sagt: „*Franci in hoc opere peritissimi*“. Dieser letztere Ausspruch hat jedenfalls die Bedeutung uns zu zeigen, daß die Franzosen unserer

Kunst nicht nur besonders gewogen waren, sondern dieselbe auch im eigenen Lande mit hervorragendem technischen Können übten.

Aus deutscher Feder fließend, kann dies Zeugniß jedenfalls nicht der Voreingenommenheit ver-

Wie mächtig diese besondere Vorliebe des französischen Volkes für die Pracht gemalter Fenster war, wird uns übrigens auch mittelbar bestätigt durch die Thatsache, daß selbst die Mönche des 1198 zu Cîteaux bei Dijon von



53. Aus der Kathedrale von Vendôme, nach Westlake.

dächtigt werden, wie andererseits die Berufsstellung, zumal das fachmännische Wissen und Können des Zeugen dessen volle Urtheilsfähigkeit begründet.



54. Madonna aus „La Belle Verrière“ der Kathedrale zu Chartres, nach einer Skizze von Westlake.

dem Cluniacenserabt Robert zu strenger Askese gegründeten Cistercienser Ordens, obwohl ihnen in all' ihren Einrichtungen größte Einfachheit zur Pflicht gemacht wird, augenscheinlich nur widerstrebend dem Reize gemalter Fenster entsagten. Mußten doch die unter dem Einflusse des regelstrengen Bernhard von Clairvaux bereits 1134 erstmals gegen die Anwendung eines solchen

Schmuckes des Gotteshauses erlassenen Verbote schon nach wenigen Jahrzehnten eine verschärfte Erneuerung erfahren, Bestimmungen, die übrigens, nebenbei bemerkt, späterhin überhaupt vollständig außer Acht gelassen wurden<sup>32)</sup>.

Auch in der Bevorzugung, welche der Stand der Glasmalerkünstler in Frankreich genoß, dessen Könige ihn, wenn auch erst für spätere Zeit nachweisbar, mit besonderen Privilegien bedachten, ein Vorgang, wie er für Deutschland jedenfalls bis jetzt nicht bekundet ist, kommt die besondere Werthschätzung ihrer Kunst zu bemerkenswerthem Ausdruck<sup>33)</sup>.

Mehr aber als in all' diesen Wahrnehmungen dokumentiert sich die augenscheinlich voranschreitende Bewegung der französischen Glasmalerei des 12. und des angehenden 13. Jahrhunderts in den einschneidenden Umbildungen, welche die Architektur dieser Periode erfuhr<sup>34)</sup>.

In dieser Erscheinung liegt aber meines Erachtens zugleich ein Moment, das sowohl nach seiner allgemeinen kunstwissenschaftlichen Bedeutung, als für die uns hier berührenden engeren Fragen bisher nicht genügend gewürdigt wurde: ich meine Einfluß und Antheil, den die im Dienste der kirchlichen Baukunst thätige monumentale Glasmalerei an der Umbildung und weiteren Entwicklung der Architektur genommen hat, mit deren Schicksal andererseits auch der Lebensgang ihrer jüngeren Schwester aufs engste verknüpft ist.

Wenn wir uns den sinnbestrickenden Reiz gegenwärtigen, den die Glasmalerei im Stadium ihrer ersten größeren Entfaltung auf die Zeitgenossen ausgeübt, dessen berauschte Wirkung sich lebendig in den poetischen Vergleichen widerspiegelt, worin Prediger und Dichter dieses kirchlichen Schmuckes gedenken<sup>35)</sup>, dessen strahlende Pracht die farbigen Schildereien auf den Wänden vollständig in den Schatten stellte, so werden wir verstehen, daß sich allmählig das Bedürfniß lebhaft geltend gemacht haben mußte, durch Erweiterung der kleinen, tief gelaidten, ursprünglich auf eine noch mangelhafte Verschlussweise zugeschnittenen Fensteröffnungen der Glasmalerei ein größeres Wirkungsfeld zu erschließen. Die romanische Baukunst vermochte diesem Wunsche

nur in beschränkter Weise entgegenzukommen, aber die Rücksichtnahme darauf äußerte sich doch auch schon bei ihr, zunächst energischer in Frankreich, dann aber auch auf deutschem Sprachgebiet, wo sie in den Formen des sogenannten Uebergangsstils, wenn auch etwas anders geartet, deutlich dieselbe Tendenz bekundet. Seinen vollendeten Ausdruck fand das mächtig wirkende Bestreben jedoch erst in dem Konstruktionsgedanken der Gothik, welche erst zaghaft nur, schließlich jedoch mit erstaunlicher Kühnheit die starren Wände fast vollständig in weite Fensteröffnungen auflöste, über welche sich nunmehr der bunte Glas Teppich spannte, das Gotteshaus ganz mit seinem goldenen und hinwiederum doch so stimmungsvoll gedämpften Licht erfüllend. Die romanische Baukunst hätte allenfalls der gemalten Fenster entzogen können, die Gothik hatte sie zur unmittelbaren Voraussetzung; ohne die Kunst des Glasmalers ist sie in ihren höchsten Leistungen geradezu undenkbar; ohne sie würden in den gewaltigen gothischen Domen wohl äußerlich stattliche und stolze, aber im Innern bei aller großartigen Weiträumigkeit durch die übermäßige Lichtfülle öde, dem damaligen Kultbedürfniß vollständig fremde Glaspaläste entstanden sein, aber nicht jene wundervollen Räume, welche, soweit sie noch im Besitze ihres alten Fensterschmuckes, selbst auf unser heutiges nüchternes und für mystische Stimmungen weniger empfängliches Geschlecht einigermaßen jenen gewaltsamen Zauber auszuüben vermögen, den unsere Altvorderen so lebhaft empfanden.

„Die Kirche, in welcher sich jeden Tag das Wunder des Altarsakramentes erneuern sollte, konnte das kaltkritische Sonnenlicht nicht gebrauchen, sie mußte es durch Glasgemälde brechen, um dem Innern jene mystische Weihe zu geben, welche dem Kultus und dem künstlerischen Gefühl jener Zeit gleich entsprechend war“<sup>36)</sup>. Wenn darum der Nachahmer des Wolfram von Eschenbach im jüngeren Titrel sagt: „man sol an liechter wite kristen glauben künden und kristes ammet“<sup>37)</sup>, so dachte er damit sicher nicht an das voll einströmende Tageslicht. „Die Glasmalerei“ — bemerkt Springer in seinem Handbuch der Kunstgeschichte<sup>38)</sup> — „ist die wahrhaftige und eigentliche gothische Malerei.

Ohne die Voraussetzung des gotthischen Baustiles bleibt ihre Entwicklung unverständlich. Die Beschränkung der Mauermassen auf stützende Glieder machte erst die großen Fenster möglich“, und so wahr das alles ist, warum zieht man nicht den logischen Schluß dieser unbefrittenen Thatsache, warum fragt man sich nicht, was denn eigentlich den Antrieb gab zu einer solchen Umgestaltung, zu einer sich stets steigenden Vergrößerung der Fenster bis an die Grenze des technisch Möglichen, wenn nicht die Glasmalerei selbst, wenn nicht der Wunsch, ihr Raum zu schaffen? — Was immer sonst auf die Entstehung der Gothik hingedrängt haben mag, Beweggründe, die hier zu erörtern nicht der Platz ist, wenn Schnaase in seinen geistvollen Ausführungen die unläugbaren Wechselbeziehungen zwischen Glasmalerei und gotthischer Baukunst in den Worten zusammenfaßt, daß erstere für diese „fast eine nothwendige Ergänzung gewesen“<sup>39)</sup>, so möchte ich diesen Ausspruch dahin verschärfen: „sie war eine unerläßliche Nothwendigkeit“.

Erkennen wir aber Frankreich die Ehre zu, das Ursprungsland der Gothik zu sein, ein Anrecht, das kaum mehr ernstlich bestritten werden dürfte, so werden wir ihm auch nicht den Anspruch auf denjenigen Antheil an der Entwicklung unserer Kunst versagen dürfen, welchen die Gothik zur unmittelbaren Voraussetzung hat.

Wo aber immer ihre Anfänge gesucht werden mögen, die eine Thatsache steht fest: von dem Gebiete der Isle de France und seiner nächsten Umgebung mit seinem den Geist der Zeit beherrschenden Mittelpunkte, der mittelalterlichen Weltstadt Paris, nahm die erste größere Blüthe unserer Kunst ihren Ausgang. Als ein unzertrennlicher Gefährte folgt sie der neuen Bauweise auch dahin, wo sie zuvor noch fremd gewesen, wo wir wenigstens ihren Spuren bis dahin nicht begegnen, über den Kanal nach Britannien und nach Süden auf die apenninische Halbinsel, auf der sie allerdings so wenig den richtigen Boden fand, wie die Gothik selbst.

Auch in Frankreich selbst kommt diese Wechselwirkung deutlich zum Ausdruck. „Dieser frühe und eifrige Betrieb der Glasmalerei“, so bemerkt Schnaase<sup>40)</sup>, „erstreckte sich in Frank-

reich genau so weit, wie die Herrschaft des gotthischen Stiles; nächst den Provinzen Isle de France und Champagne ist er besonders in Burgund verbreitet, aber die Fenster in den Kirchen Notre Dame zu Semur, obwohl schon aus der Mitte des 13. Jahrhunderts, sind noch etwas alterthümlicher im Charakter, ebenso das schöne Radfenster im südlichen Atrium der Kathedrale von Lausanne<sup>41)</sup>. In Lothringen und Belgien finden sich größtentheils nur Glasmalereien aus dem 14. Jahrhundert, in den südlichen Provinzen sind sie sogar da noch selten.“

Mit dem Abschlusse der großen Kathedralbauten im 13. Jahrhundert hatte die französische Glasmalerei der Frühzeit ihren Höhepunkt bereits überschritten, zu dem die deutsche in demselben Verhältnisse emporstieg, als sich auch ihr in den seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts ersiehenden zahlreichen gotthischen Kirchenbauten ein größeres Feld der Wirksamkeit erschloß.

Wie innig jedoch die Glasmalerei mit dem ganzen Wesen der gotthischen Architektur verwachsen war, das zeigt ihr eigenes Geschick. Mit dieser erhebt sie sich auf den Zenith ihrer Laufbahn, mit ihrem strahlenden Glanze die ganze Innenwirkung des Gotteshauses beherrschend, und mit dieser entschwindet sie allmählig unseren Blicken. Was sie im Zeitalter der Renaissance noch als Kleinkunst bietet, ist eigentlich nur mehr das letzte Aufleuchten eines niedergehenden Gestirnes am Horizonte seiner Laufbahn.



55. Donatorenbild des Abtes Sugerius, aus einem Fenster der Abteikirche zu St. Denis, nach Merson.

## 5. Die deutsche Glasmalerei der Frühzeit.

Neben der vorurtheilslosen Schätzung des Antheiles, welcher dem französischen Volke an der Entwicklung der Glasmalerei unbestreitbar zukommt, dürfen wir doch auch unserer heimischen Kunstpflege die ihr angemessene Würdigung nicht versagen.

„La France est le pays des vitraux“ sagt der ältere Didron<sup>42)</sup>, und in dem dargelegten Sinne, im Hinblick auf den Reichthum seines Besitzstandes, mag dieser Ruhmestitel voll zu Recht bestehen; wenn jedoch Westlake die Ansicht vertreten zu müssen glaubt, daß die Glasmalerei überhaupt zuerst bei dem französischen Volke gepflegt wurde, oder, wie er beifügt, durch Fremde in Frankreich, daß sie hier original sei und von hier, d. h. von einem Gebiet nicht größer als etwa hundert Meilen um Paris, erst etwa um die Wende des 12. Jahrhunderts ihren weiteren Weg gefunden habe, nach England und Deutschland, so kommt hier eine Ansicht zum Ausdruck, welche wohlbegründeten Thatsachen widerspricht und für welche auch weder von dieser noch von irgend welcher anderen Seite überzeugende Belege erbracht wurden<sup>43)</sup>. Für die englische Glasmalerei scheint die angenommene Entwicklung zutreffend zu sein, für die deutsche sicherlich nicht.

Unter den Fremden, welche sie seiner Meinung nach in's Leben gerufen, denkt sich Westlake byzantinische Emailleure, die frühe in Limoges eine Werkstätte aufgerichtet hätten, und diese betrachtet er somit als die eigentlichen Erfinder.

Diese Ansichten entbehren, insoweit sie einen derartigen Ausgangspunkt konstruieren, ebenso sehr der Begründung, wie jene, welche anderseits in der Legende von Tegernsee zum Ausdruck gelangen. Will man auch die Erfindung der Glasmalerei mit der Uebung der Emaillierkunst in engere Beziehung bringen, was gewiß der inneren Berechtigung nicht entbehrt, so muß doch bemerkt werden, daß die Annahme eines solch' frühen Bestandes der limousiner Emailwerkstätten, deren Ansehen überhaupt viel späterer Zeit angehört, nicht nur durch nichts erwiesen, sondern selbst von französischer Seite vollständig widerlegt ist. Ja, mehr als das, es steht sogar

zu vermuthen, daß die hier nicht vor dem Ende des 12. Jahrhunderts nachweisbare Uebung durch deutsche Künstler Eingang fand<sup>44)</sup>.

Wird uns doch berichtet, daß 1145 lothringische Goldschmiede nach St. Denis berufen wurden, um für den Abt Sugerius Schmelzarbeiten anzufertigen<sup>45)</sup>, und in Zusammenhang damit mag auch der Tradition Erwähnung geschehen, daß nach den Angaben Le Vieil's<sup>46)</sup> der kunstverständige Abt, als er um die gleiche Zeit den Chor seiner Kirche nach der neuen Kunst- und Konstruktionsweise auszuführen begann, auch deutsche Glasarbeiter herangezogen haben soll, ein Vorgang, der von nicht geringer Bedeutung für die Beurtheilung des deutschen Betriebes wäre, wenn sich diese Mittheilung genannten Autors nicht vollständig der Kontrolle ihres urkundlichen Werthes entzöge.

Jedenfalls schließt die angenommene originale Entwicklung in Frankreich, wenn wir die Möglichkeit einer Entstehung, wie sie oben angedeutet wurde, anerkennen wollen, nicht dieselbe Erscheinung für Deutschland aus, und wenn auch der konservativere Sinn und die geringere Beweglichkeit deutscher Volksart nicht die Initiative zu jenen einschneidenden architektonischen Umgestaltungen fand, welche nothwendig waren, um der Glasmalerei die volle Bewegungsfreiheit zu verschaffen, nach der sie drängte, die sie aber vielleicht auch noch aus anderen Gründen später gewann wie in Frankreich, jedenfalls war sie hier längst vor der Zeit heimisch, welche der genannte englische Forscher hiefür annehmen zu müssen glaubt. Das gilt nicht nur für ihre Anwendung, sondern auch hinsichtlich ihrer Ausübung.

So kann es sich nur darum handeln, ob und in wie weit die Entwicklung der französischen Glasmalerei jene der deutschen auch ihrer künstlerischen Richtung nach beeinflusste.

Die Beantwortung einer solchen Frage liegt nicht so einfach, als es vielleicht den Anschein haben mag, und sie läßt sich jedenfalls nicht in wenigen Worten formulieren.

Wenn die Ansichten auch in diesem Punkte auseinander gehen, so kann man doch nicht sagen, daß er wirklich ernstlich umstritten wäre, denn derart eingehend hat sich wenigstens die deutsche

Kunstwissenschaft überhaupt noch nicht auf diesem Gebiete bemüht, und vorwiegend handelt es sich deshalb nur um vereinzelte, nebenbei geäußerte Meinungen, die man mangels objektiver Begründung in Treu und Glauben auf die wissenschaftliche Autorität des Namens hinnehmen muß, von dem sie ausgehen. Dies Vertrauen auf die Persönlichkeit wird jedoch stark erschüttert, wenn man sieht, wie sehr einerseits gegenüber weit einfacher gelagerten Fragen, selbst von gleich kompetent erscheinenden Seiten, die Ansichten auseinander gehen oder ungeprüft fremdes Urtheil adoptiert wird. So läßt sich aus der Summe der verschiedenen Meinungen das Facit weder durch Zählen noch durch Wägen der einzelnen Stimmen gewinnen, die übrigens auch der Zahl nach nur einen dürftigen Werth repräsentieren. Ist es demnach auf Grund der Ergebnisse bisheriger Forschung — soweit überhaupt von einer solchen die Rede sein kann — nicht möglich, einen befriedigenden Bescheid zu geben auf die berührte Frage, so wird man andererseits auch nicht fordern dürfen, daß in der hier zulässigen gedrängten Form eine erschöpfende Lösung derselben versucht wird, an die an der Hand des bis jetzt vorliegenden Materials überhaupt nicht wohl herantreten werden kann. Immerhin möchte ich in Kürze diejenigen Wahrnehmungen erörtern, auf welche sich die eigene Anschauung zu stützen vermag, die natürlich nicht den Anspruch erhebt ein abschließendes Urtheil zu geben. Dies vorauszuschicken schien mir nöthig.

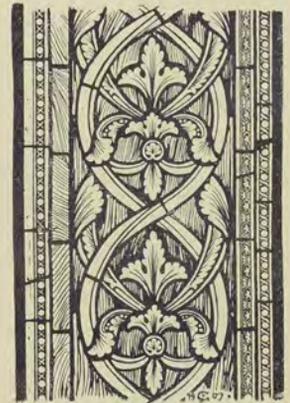
Es liegt in der Natur der Sache, daß eine Bewegung, wie sie sich in der französischen Glasmalerei des 12. Jahrhunderts vollzog, in ihrer dargelegten Rückwirkung auf die deutsche Kunstübung nicht allein auf den äußeren Anstoß beschränkt bleiben konnte. Als im Verlaufe des 13. Jahrhunderts die Gothik auch in Deutschland die romanische Bauweise allmählig vollständig verdrängte und dabei in Frankreich geschulte Kräfte heranzog, konnte es nicht ausbleiben, daß auch in der heimischen Glasmalerei, die nun gleichfalls quantitativ größeren Anforderungen zu genügen hatte, der Einfluß fremder Kunstweise sich fühlbar machte, und wenn man gar, wie das von französischer Seite immer noch geschieht, alles

transrhenanische Gebiet für sich in Anspruch nimmt, so wird sich diese Einflußnahme sogar, und zwar sowohl räumlich als zeitlich, auf sehr breiter Basis verfolgen lassen<sup>47</sup>). Gerade von den Grenzlanden Elsaß und Lothringen und weiter hinab von den linksrheinischen Kunstzentren scheint eine starke befruchtende Thätigkeit ausgegangen zu sein, die sich jedenfalls nicht nur auf die Abgabe geschulter Kräfte, sondern auch auf die unmittelbare Lieferung gemalter Fenster erstreckte. Sollte sich dieselbe nur nach einer Richtung, nur nach unserer Seite geäußert haben?

Jedenfalls fehlt es bei uns an solchen Beziehungen zur linksrheinischen Kunst thatsächlich nicht, und auch bei einzelnen unserer älteren Münsterfenster lassen sie sich kaum verläugnen; hinsichtlich letzterer muß jedoch der Nachweis



56.



57.

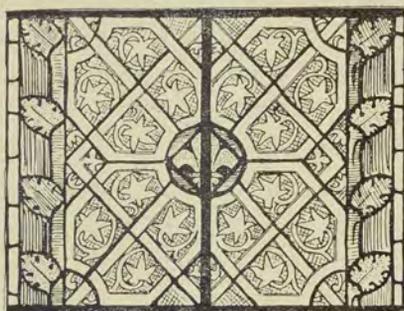
56. Von einem französischen Fenster.

57. Von einem Fenster zu St. Kunibert in Köln.

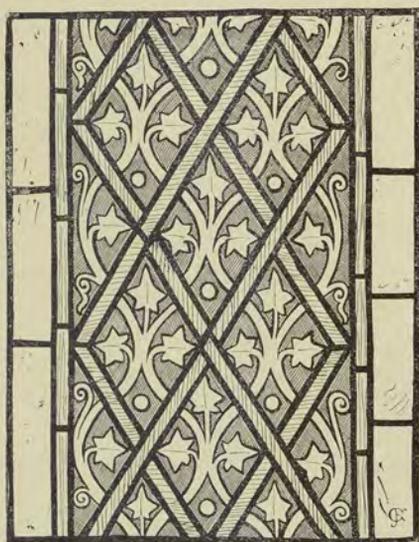
auf die spätere Betrachtung derselben verschoben werden.

Zier nur einige Beispiele ornamentalen Charakters, in welchen sich eine Anlehnung auch an französische Vorbilder zu erkennen giebt. Jedoch nicht die Ermittlung solcher Einzelvorgänge ist für unsere Frage entscheidend, sei es nun, daß es sich um die unmittelbare Aufnahme von Werken ausgesprochen französischer Provenienz handelt, oder nur um eine Gedankenentlehnung, es gilt vielmehr allein festzustellen, ob und in wie weit das Gepräge, das sich in der großen Summe der Erzeugnisse deutscher Glasmalerei zeigt, wesentlich verwandt oder verschieden ist gegenüber dem, wie es der französischen Kunst der Frühzeit zu eigen.

Bei der fragmentarischen Verfassung, in welcher sich uns aus den angeführten Ursachen das Bild deutscher Glasmalerei des 11. und 12. Jahrhunderts entrollt, läßt sich für diese Zeit aus dem möglichen Vergleich mit Arbeiten französischer Provenienz schwer ein verlässiges Urtheil gewinnen.



58. Von Evreux, nach Day.



59. Aus der Stiftskirche zu Wimpfen im Thal.

Lassen wir als kaum ernstlich anfechtbare These die Annahme gelten, welche die angeführten figuralen Mittelschiffenster des Augsburger Domes als älteste erhaltene Glasgemälde in deutschen Landen betrachtet, so wird auch unsere Untersuchung hier anzuknüpfen haben. Mit der Annahme einer solchen Alterspriorität befindet sich allerdings, wenn auch unausgesprochen, die von einzelnen Autoren getroffene Datierung,

welche die Augsburger Fenster in das 13. Jahrhundert versetzt, in sichtlichem Widerspruch.

Eine solch' späte Zeitstellung scheint mir jedoch zweifellos ohne Weiteres ausgeschlossen zu sein, und jedenfalls dürfte es schwer halten, auch nur einigermaßen stichhaltige Gründe dafür zu erbringen. Würden sie thatsächlich einer derart späten Zeit angehören, so käme ihnen im ganzen bis jetzt feststehenden Entwicklungsbild eine Sonderstellung zu, und zwar nicht nur im Rahmen der deutschen, sondern auch in jenem der französischen Kunst, auf deren Erklärung man wirklich gespannt sein müßte. Soviel Spielraum auch für eine Altersbestimmung auf Grund stilistischer Merkmale offen bleiben muß, über die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts herab zu gehen, dürfte sich im vorliegenden Falle, wenn nicht Alles trügt, durch keinerlei Erwägungen rechtfertigen lassen. Aber auch in die Wende des 12. Jahrhunderts gerückt, in die Zeit, in welche die ältesten französischen Fensterfragmente unangefochten gewiesen werden, — sei es nun, ob wir jenen von Le Mans oder denjenigen von Chalons-sur-Marne die Alterspriorität zuerkennen — ihre Sonderstellung behaupten sie auch diesen gegenüber. Bei aller natürlichen Verwandtschaft gewisser Einzelheiten, wie sie eben der künstlerischen Ausdrucksweise eines längeren Zeitabschnittes der romanischen Stilperiode eigen sind, ihre besondere Art ist doch unverkennbar. Essenwein äußert sich zwar, allerdings nur nebenbei, ohne weiteres Eingehen auf diese Frage: „Auch diesen großen Figuren scheinen solche aus französischen Kathedralen als Vorbild gedient zu haben“<sup>48</sup>). Aber für diese Ansicht bringt er meines Wissens nirgends irgend welche Belege bei, und bei aller Würdigung des gereiften Urtheiles eines Mannes von dem tiefgründigen archäologischen Wissen, wie es dem genannten Autor zu eigen war, soweit mir die französische Kunst bekannt, wüßte ich nicht, welche ihrer erhaltenen Erzeugnisse in diesem Sinne herangezogen werden könnten. Hier hat sie, wie ich glaube, keinen erkennbaren Antheil.

Sehen wir näher zu, prüfen wir die Augsburger Figuren eingehender, so wird sich die Berechtigung dieser Ansicht unschwer ergeben.

Die eigene Art spricht sich in Form und Farbe aus.

In ersterer Hinsicht könnte man ja vielleicht hinsichtlich der bewegungslosen starren, fast symmetrisch geordneten Haltung auf einzelne Propheten- gestalten in den Fenstern des Chores der Kathedrale von Lyon<sup>49)</sup> verweisen, aber das wäre auch das einzige Vergleichsmoment, das sich bezüglich dieser heranziehen ließe, da die letzteren, viel jüngerer Zeit angehörend, im Uebrigen stilistisch jeglicher Beziehung zu unseren Figuren ermangeln. Eine solche läßt sich aber auch nicht zu anderen Leistungen der französischen Glasmalerei der Frühzeit gewinnen.

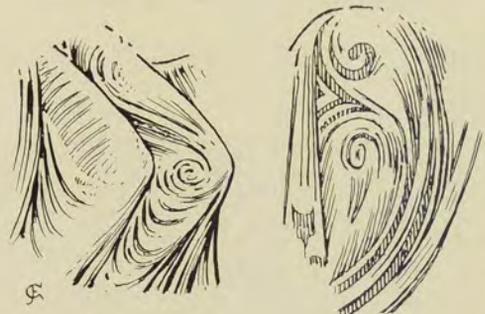
Am deutlichsten kommt die eigene Art in der Behandlung des Faltenwurfes der Gewandung zum Ausdrucke. Diese streng lineare, fast kalligraphische, starr schematische Darstellungsweise, die sich in der Betonung des Knochengeriistes sogar zu rein ornamentalen Schnörkeln auflöst, werden wir in solcher Ausbildung dort vergeblich suchen. Was immer an frühesten französischen Arbeiten in Vergleich gezogen werden könnte, hält sich bei aller Strenge und Naivität doch durchweg mehr in den Grenzen, welche durch die unverkennbare Absicht des Künstlers vorgezeichnet sind. Die Falten sind freier und flüssiger gezogen, und die Art und Weise, wie beispielsweise bei den Malereien von Le Mans in der Drapierung die Kniee gezeichnet sind und ebenso fast noch markanter



60. Von den Augsburger Fenstern.

in den Seite 39 und 40 abgebildeten Beispielen von Poitiers und Chartres, schließt sich doch immer noch mehr der natürlichen Form an.

Halten wir auf anderen Gebieten Umschau, um zu ermitteln, ob sich vielleicht sonst in der französischen Kunst Berührungspunkte darbieten, so kommen uns als charakteristische Beispiele unwillkürlich zunächst die bekannten Portal- Skulpturen der Abteikirche zu Vézelay (Yonne) in Erinnerung, und dann auch die Malereien in der Krypta der St. Katharinen- Kapelle von Notre- Dame zu Montmorillon (Vienne)<sup>50)</sup>. Aber zu einer derart abstrakten Auffassung, wie bei einzelnen der Augsburger Figuren, zu solch' vollständiger Loslösung von der eigentlichen Gestalt der Körperteile, welche man hervorheben wollte, wachsen sich die angewandten Darstellungsmittel in beiden Fällen, die sich leicht durch weitere Bei-



61. Von den Portal- Skulpturen zu Vézelay.  
62. Von den Malereien zu Montmorillon.

spiele vermehren ließen, trotz aller bizarren Manieriertheit nicht aus.

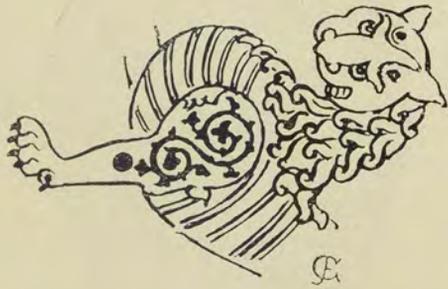
Von Vorbildern für unsere Augsburger Glasmalereien kann jedenfalls trotz augenscheinlich verwandter Züge bei alledem nicht die Rede sein.

Das beiderseits Gemeinsame setzt sich aus Elementen des künstlerischen Ausdruckes zusammen, die sich auf einem sowohl räumlich als gegenständlich ziemlich ausgedehnten Gebiete verfolgen lassen.

Die spiralförmige Führung der Gewandfalten über den Gelenken, namentlich an den Knieen, wie sie auch an der Figur des David erscheint, ist keine besondere Eigenheit französischer Kunst, wir finden diese Manier ebensowohl auch bei Arbeiten deutscher Plastik und Malerei des

12. Jahrhunderts, in Fällen, die den Gedanken irgend welcher Einflußnahme von ersterer Seite ohne Weiteres ausschließen.

Für die Uebertragung rein ornamentaler Formen auf das figurale Gebiet in dem berührten abstrakten Sinne wüßte ich jedoch nur ein Analogon heranzuziehen: die gleichartige Anwendung bei der Stilisierung jener phantastischen Thierbilder, wie sie namentlich auf den damals im Abendlande weit verbreiteten orientalischen Geweben figurieren, wofür hier nur auf ein bekanntes Beispiel, den in Wien befindlichen, als byzantinische Arbeit angesprochenen deutschen Kaisermantel, hingewiesen sei<sup>51</sup>).



63. Von einem deutschen Kaisermantel orientalischer Herkunft.

Darin liegt aber ein weiterer bemerkenswerther Fingerzeig. Suchen wir nach dem Ausgangspunkte der in der französischen wie deutschen Kunst des 12. Jahrhunderts da und dort, besonders markant jedoch in den angeführten Beispielen hervortretenden Stilrichtung, die sich sinnfällig namentlich in der dünnlinigen, in langen Zügen geführten, lanzettförmig geknickten und spiral verschöndelten Faltenbehandlung äußert, deren sich, verschieden modificiert, auch die Glasmalerei dieser Periode bedient, die jedoch bei letzterer am prägnantesten in den Augsburger Werken zum Ausdrucke kommt, so werden wir unsere Blicke nach Osten und nicht nach Westen lenken müssen. Es ist byzantinische Kunst, deren Wesen sich darin offenbart. Ebenso wie die erwähnten burgundischen Skulpturen hierin, d. h. in der Gewandbehandlung an byzantinische Kleinwerke der Elfenbeinplastik, Miniatur und nicht in

letzter Linie an Emailarbeiten solcher Herkunft anschließen, so auch die berührten deutschen Kunstleistungen<sup>52</sup>).



64.

64. Von einer Email-Figur der byzantinischen Krone im Ungarischen National-Museum, nach Bucher.



65.

65. Johannes, von einer Emailtafel mit der Kreuzigungs-Gruppe in der sogenannten Reichen-Kapelle zu München, nach v. Zefner-Alteneck.

Zumal im Zellschmelz, dem sogenannten Email-Cloisonné, wo die dünnen goldenen Linien der Zeichnung gewissermaßen an sich schon ausgesprochen ornamentalen Werth beanspruchen, ergab sich eine solche Stilbildung naturgemäß schon aus der ganzen Technik. Die zwei mir in Nachbildungen zur Hand liegenden byzantinischen Emailbilder, welche hier zur Abbildung gebracht sind, ließen sich ja vielleicht durch geeignete Beispiele ersetzen; das Gesagte zu begründen, dürften sie jedoch vollkommen genügen.

Damit haben wir wieder mit demjenigen Kunstzweige Fühlung gewonnen, dem neben Westlake auch E. Didron einen unmittelbaren Antheil an der Entstehung der Glasmalerei zuzumessen zu müssen glaubt — der Emailierkunst —, daß dieselbe aber ihren etwaigen Einfluß auch auf die Stilisierung der ältesten deutschen Glasmalerei nicht gerade auf dem Umwege über Frankreich

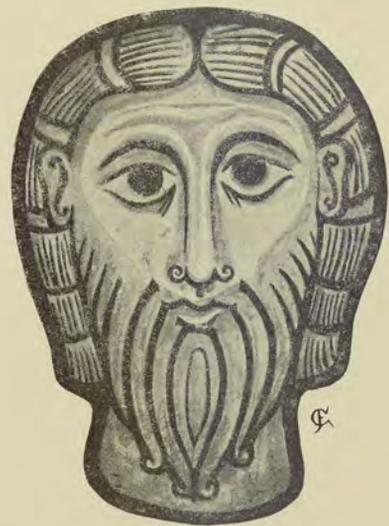
genommen haben muß, geht aus den bereits angeführten geschichtlichen Thatsachen zur Genüge hervor. Dabei ist aber noch eine andere wichtige Erscheinung hervorzuheben: der geringere Reifegrad in der Technik der Zeichnung, hinsichtlich deren Rücksichtnahme auf die an anderer Stelle darzulegenden optisch-physikalischen Gesetze, welche sich aus der transluciden Lichtwirkung der Glasmalerei ergeben. Diese erfahren in den ältesten französischen Arbeiten zeichentechnisch bereits eine viel verständigere Beachtung, eine Wahrnehmung, die hinwiederum zu der Annahme berechtigt, daß wir es bei den Augsburger Malereien möglicher Weise doch mit solchen höheren Alters zu thun haben, und auch das ist nach beiden Seiten ein wichtiges Ergebnis unserer Betrachtung. Ob man jedoch zu einer derartigen Folgerung gelangen mag oder nicht, für das, worauf es hier namentlich ankommt, für den Nachweis wesentlicher Verschiedenheit zwischen den ältesten Denkmälern deutscher und französischer Glasmalereikunst ist auch diese Wahrnehmung eine werthvolle Stütze. Eines ist zweifellos, die Augsburger Fenster repräsentieren einstweilen in der frühen Glasmalerei eine Richtung, deren Ursprung nicht auf französischem Boden zu suchen ist.

Bieten sie keinerlei stilistische Merkmale, welche eine Beeinflussung von dieser Seite erkennen lassen, so ist andererseits auch deren koloristische Behandlung, namentlich in ihrer spärlichen Verwendung der blauen Farbe, wenn auch kein untrügliches, so doch ein nicht zu unterschätzendes Zeugnis heimischen Ursprunges. Es ist das ein Moment, dessen Bedeutung weiter unten noch des Näheren gedacht werden wird.

Was ferner deutscherseits an figuralen Arbeiten des 12. Jahrhunderts in Betracht kommen könnte, ist nicht belangreich genug, um zu Ermittlungen in gedachtem Sinne eine besondere Handhabe zu bieten. Dem Kopfe von der Figur des hl. Timotheus zu Neuweiler, sowie dem hier beigegeführten, aus dem Kloster Weissenburg stammenden Fragmente<sup>53)</sup>, den ältesten mir durch näheren Augenschein bekannten Stücken, ist ja in den Fenstern von Le Mans nichts durch voll übereinstimmende Stilisierung vergleichbar, und gerade dem letzteren möchte man geneigt sein,

eher ein höheres Alter zuzuerkennen, es ist das vielleicht das älteste bis jetzt bekannte Stück, aber aus solchen Resten läßt sich doch nicht allzu viel erweisen, wenn man sich nicht auf das Gebiet unsicherer Spekulationen verirren will, die dem Laien ja vielleicht sehr plausibel erscheinende Ergebnisse zu Tage fördern mögen, aber schließlich bei mangelnder Kontrolle doch nur verwirren können.

Immerhin enthalten auch diese wie alle sonstigen Arbeiten nichts, was nach irgend einer Seite einen unmittelbaren Anschluß an französische Vorbilder verräth<sup>54)</sup>.



Christuskopf (?).

66. Aus dem Kloster Weissenburg i. L.  
Besitzer Baurath C. Winckler, Colmar.

Anklänge wie sie beispielsweise zwischen St. Denis einerseits und St. Segolena und St. Materniani andererseits (Abb. 44 bis 46) in der Behandlung des Kreuzstammes bestehen, sind schon des unbestreitbar merklichen Altersunterschiedes halber nicht unter dem hier maßgebenden Gesichtspunkte zu beurtheilen<sup>55)</sup>.

Wenn man so weit gehen wollte, könnte man selbst zwischen dem Kreuzigungsbilde von Chalons-sur-Marne, das L. Maigne bekanntlich noch als ein Werk aus der Wende des 12. Jahrhunderts betrachtet, und jenem zu St. Segolena Beziehungen konstruieren. Man darf eben nicht vergessen, daß die Traditionen, welche in der mittelalterlichen Kunst wirksam

sind, in dem einen oder anderen Falle nachhaltiger hervortreten, so daß unter Umständen selbst sehr bedeutende Zeitunterschiede nur aus einem eingehenden vergleichenden Studium der Originale selbst, unter Berücksichtigung aller in Betracht kommenden inneren und äußeren Momente, ermittelt werden können, nicht aber an der Hand von ohnedies meist ungenügenden Nachbildungen.

Schärfer als in figuraler Hinsicht tritt der Unterschied der beiderseitigen Auffassung in der Ornamentation hervor. Die Verschiedenheiten der typischen Schablonen, welcher sich eine noch un- ausgereifte Kunst bei der Darstellung der menschlichen Gestalt bediente, sind wenigstens nicht so augenfällig, wie die nationalen Unterschiede des Geschmackes, welche sich in den Elementen der jeweiligen Verzierungsweise äußern. Für das 12. Jahrhundert wird auch hier das Urtheil durch den ungleichen Besitzstand erschwert. Der wirklich klassischen Formensprache, wie sie in den ornamentalen Umrahmungen der figuralen Glasmalereien einzelner französischer Kathedralen des 12. Jahrhunderts zum Ausdruck gelangte, haben wir in den dürftigen Resten aus derselben Zeit nicht viel Vergleichbares gegenüber zu stellen. Da jedoch in der Glasmalerei, auch in Frankreich, die Gothik erst im Verlaufe des 13. Jahrhunderts die Formgebung beherrscht, so ist immerhin eine Parallele von zeitlich nahestehenden Arbeiten, welche sich in demselben Stilgedanken bewegen, nicht ausgeschlossen. Es muß bekannt werden, daß, soweit es sich um ausgesprochen romanische Formen handelt, im Allgemeinen die Unterschiede nicht gerade wesentlich sind; aber doch ist auf deutscher Seite ein vorwiegend etwas derberer Zug nicht zu verkennen. Allmählig verschiebt sich jedoch das Bild bemerkenswerth; es entwickelt sich auf französischer Seite eine wesentlich andere Auffassung, die in den reinen Ornamentfenstern schon zu Anfang des 13. Jahrhunderts deutlich zum Ausdruck gelangt. Ohne eigentlich ausgesprochen gothischen Charakter anzunehmen, reißt hierin die alte romanische Tradition fühlbar ab, während sie in der deutschen Kunst noch geraume Zeit ungetrübt weiterlebt. Die Wege spalten sich jetzt ganz deutlich und das zu einer Zeit, da man eher eine engere Vereinigung erwarten sollte.

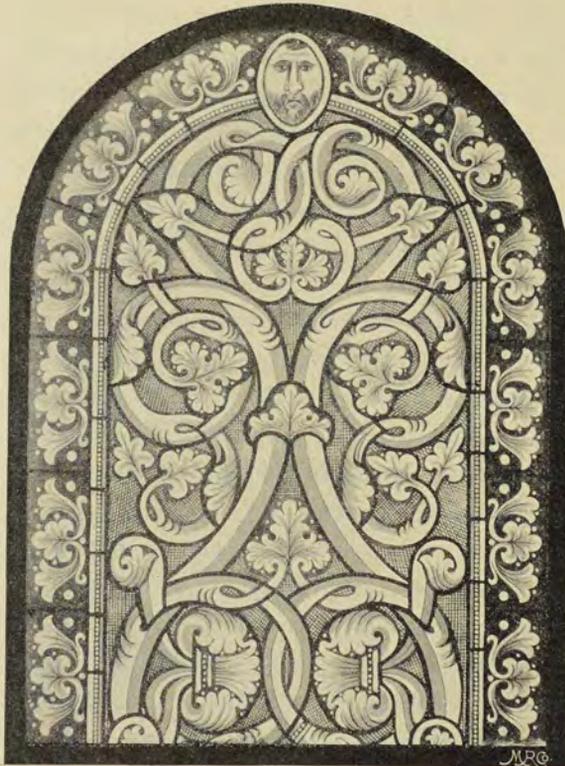
Während die französische Ornamentik an die Formen anschließt, wie sie dort die frühgothische Architektur gezeitigt hat, das dünne, noch romanisch gegliederte, aber wesentlich einfachere, nicht mehr so phantastisch gebildete Laubwerk, greift die deutsche Glasmalerei später viel unvermittelt, vom rein romanischen Typus zu ausgesprochen gothischen Formen.

Das erklärt sich wohl zwanglos, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die gothische Architektur, als sie auch in Deutschland zur unbeschränkten Herrschaft gelangte und allmählig allen in ihrem Dienst wirkenden übrigen Künsten das Gesetz ihres Stilkanons aufzwang, bereits in sich selbst abgeklärt war; es beweist uns aber auch zwingend die selbständige Entwicklung der deutschen Glasmalerei.

Als älteste und zugleich bedeutendste bekannte Leistungen derselben, ausschließlich ornamentalen Charakters, müssen die schon erwähnten herrlichen Fenster der Cistercienserabtei zu Heiligenkreuz im Wienerwalde gelten, die, jetzt im dortigen Kreuzgange untergebracht, spätestens der Wende des 12. Jahrhunderts angehören dürften<sup>56</sup>). Auch hier gemahnt theilweise nicht nur die Gesamtkomposition, sondern auch die zeichnerische Behandlung im Einzelnen an die Darstellungsweise, wie sie uns in der Emailierkunst dieser Zeit begegnet, in letzterer Hinsicht durch die Art der Schattierung, wie sie zugleich an den französischen *vitraux incolores* nicht wahrzunehmen ist. Eine Gegenüberstellung mit etwa gleichalterigen oder wenigstens nicht merklich jüngeren französischen Werken enthebt uns jeder weiteren Begründung des Gesagten. Hier ist nicht etwa der Werth subtiler Merkmale verschiedener Art sorgfältig gegeneinander abzuwägen, die Unterschiede sind so drastisch, daß sie sofort auch dem Laien in die Augen springen.

Die gleiche Erscheinung erhält und steigert sich noch in der Folgezeit, in der gothischen Stilperiode.

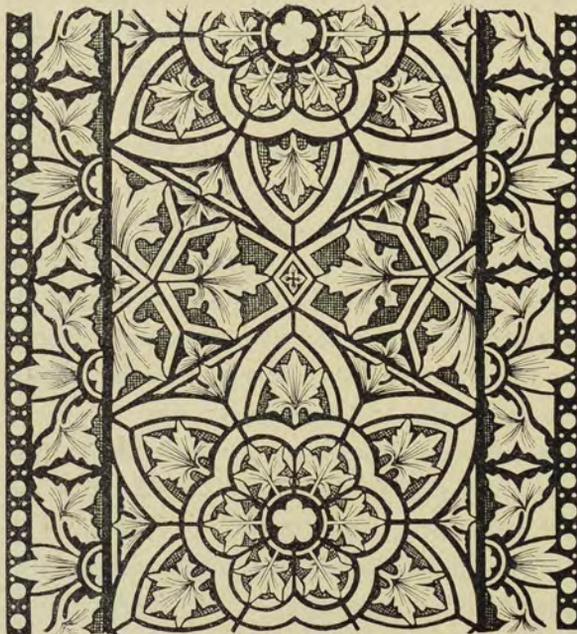
Wenn wir uns vergegenwärtigen, daß es sich dabei zum Theile um Kunstleistungen derselben Ordensgenossenschaft, der Cistercienser, handelt, deren Niederlassungen in Deutschland doch mit den französischen Mutterklöstern in erster



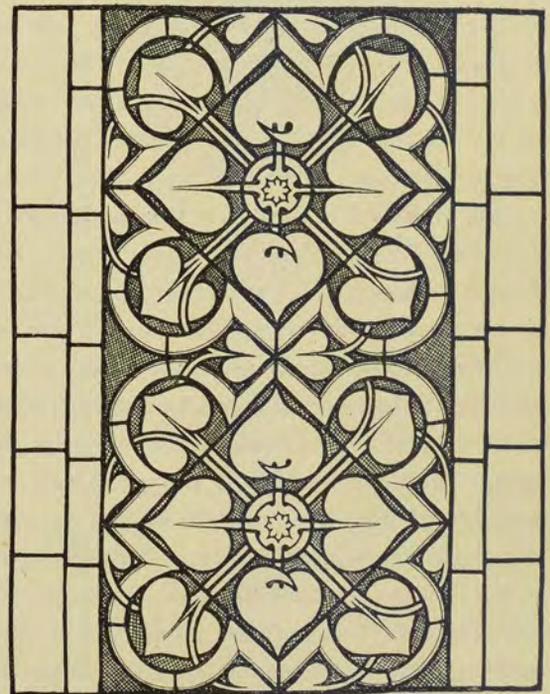
67.



68.



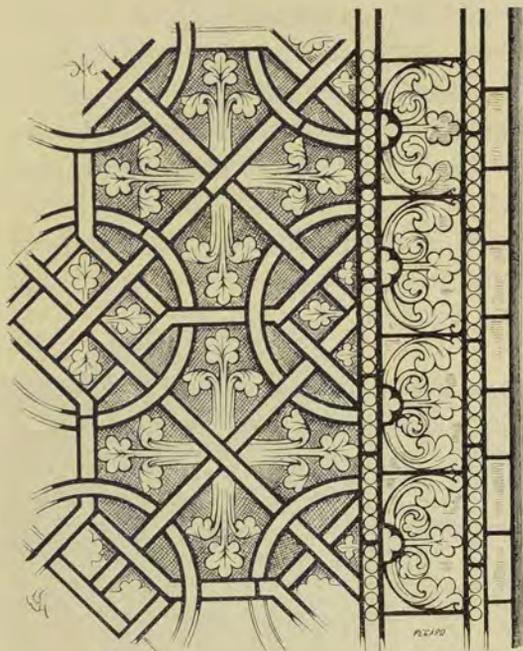
69.



70.

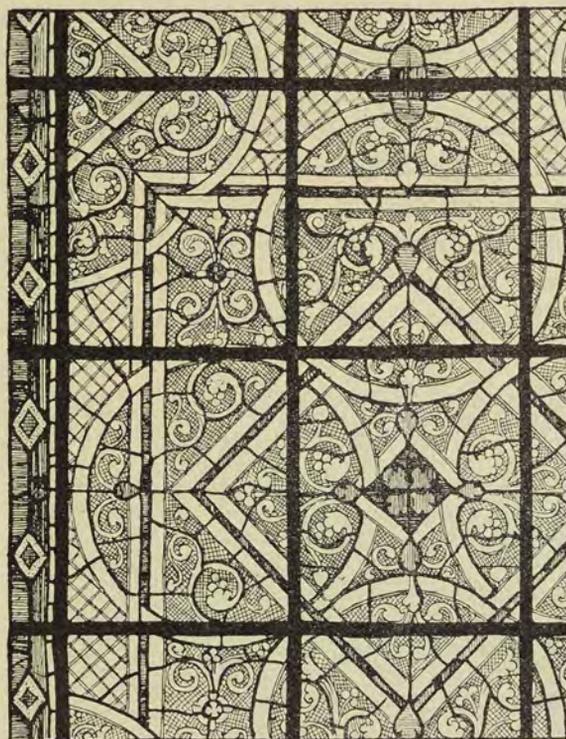
Deutsche Grisailen des 12. und 13. Jahrhunderts.

67. und 68. Romanische Grisailen aus Zeiligenkreuz, nach Schäfer und Rostäuscher. 69. Gotische Grisaille aus Zeiligenkreuz, nach Lamesina. 70. Frühgotische Grisaille aus Altenberg, nach Clemen.

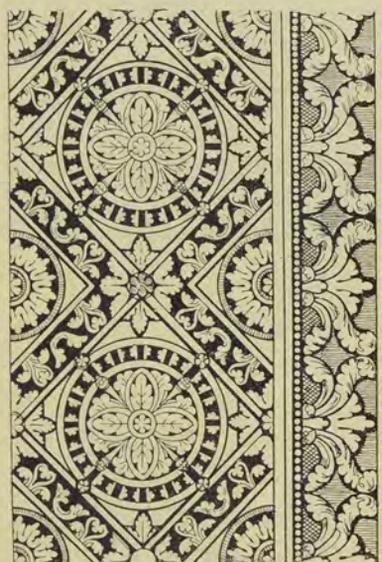


71.

Ältestes französisches Ornamentfenster  
(um 1230).



73.



72.



75.



74.

71. bis 74. Französische Grisailen des 13. Jahrhunderts.

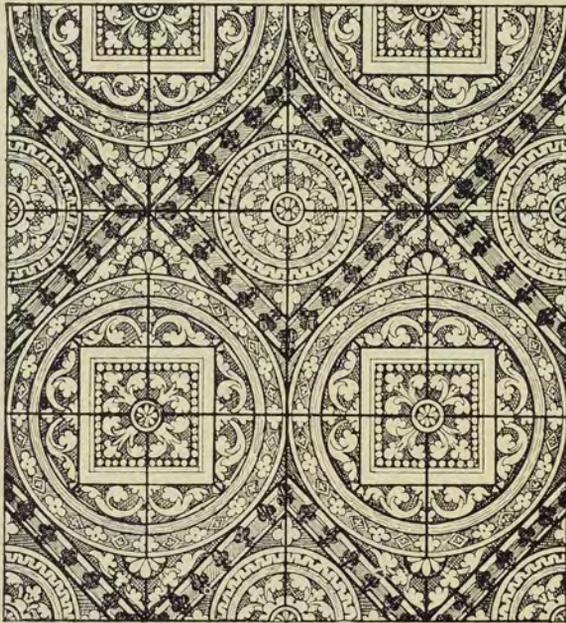
71. Aus der Abteikirche zu Saint-Jean au Bois, nach Viollet-le-Duc; 72. von Soissons, nach Merzon; 73. von Chartres, nach Day; 74. von Saint-Martin-aux-Bois, nach Merzon; 75. Ornamente von französischen Skulpturen aus dem 13. Jahrhundert.

Zeit in reger geistiger Fühlung standen, so liegt meines Erachtens auch darin ein nicht zu unterschätzender Beleg für die auf anderen Gebieten kaum angezweifelte Selbständigkeit und Bedeutung deutscher Kunstpflege auch im Bereiche der Glasmalerei<sup>57)</sup>.

Wie deutlich zeigen dem gegenüber gerade deren Erzeugnisse auf englischem Boden das Abhängigkeitsverhältnis von französischer Kunst,

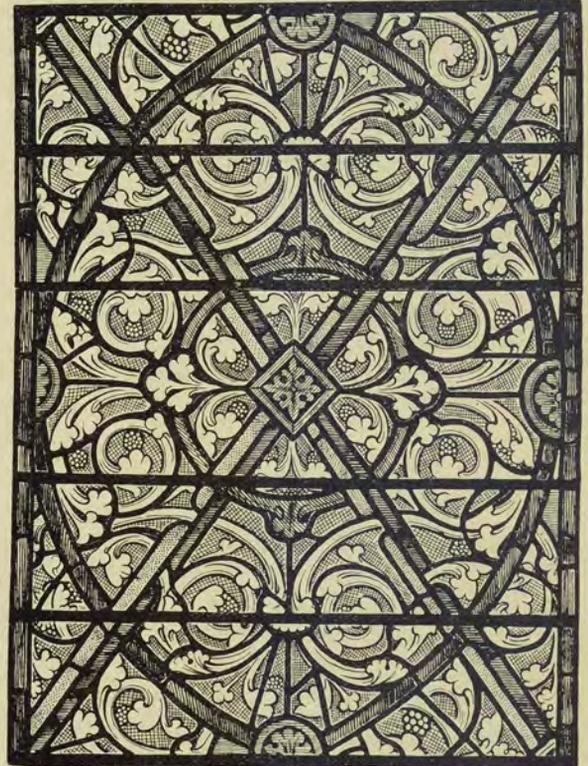
selbst noch dann, als mit dem wachsenden eigenen Betriebe auch dort der heimische Geschmack sich geltend machte, und es erklärt sich ja auch leicht aus den noch lange fortlebenden Beziehungen der normannischen Eroberer zum benachbarten Mutterlande.

Selbst Italien bekundet in einzelnen seiner allerdings ziemlich spärlichen älteren Werke mehr nationale Eigenart.



76.

Vergleichsbeispiel zu  
Abbildung 72.



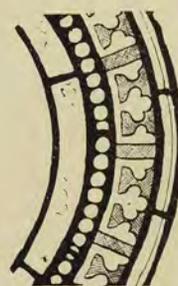
77.

Vergleichsbeispiel zu Abbildung 73.



80.

80. Ornament aus einem  
Fenster der Kathedrale von  
Sens, nach Westlake.  
Vergleichsbeispiel  
zu Abbildung 78 und 79.



78.



79.

76. bis 79. Ornamentation englischer Fenster.

76. Von Salisbury, nach Merson; 77. von Salisbury, nach Day; 78. und 79. von Canterbury, nach Westlake.

Eine verwandte, den Unterschied zwischen deutscher und französischer Auffassungsweise kennzeichnende Erscheinung begegnet uns noch auf einem anderen der Ornamentationskunst nahe stehenden Felde, in der Heraldik, auch hier in allmähligem Verblässen einer vorangehenden frischeren Uebung auf letzterer Seite. Allerdings

wickelt als bei uns. Solch' lebendig und markig erfaßte, flott und raffig stilisirte Schildbilder, wie sie die deutsche Wappenkunst des späteren Mittelalters geschaffen, wofür gerade die Glasmalerei eine reiche Fundgrube bietet, suchen wir dort vergebens. Das gilt übrigens auch für die anderen romanischen Völker. Auch hierfür mögen einige



81. Spanisch-arabische Fayence, nach Labarte.



82.



83.



85.



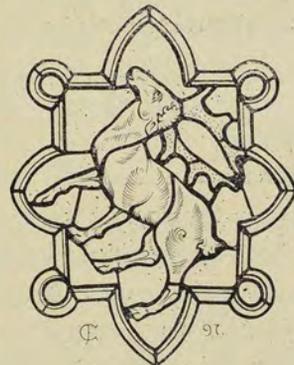
87.



84.



85.



88.

82.—85. Französische Wappenbilder des 14. Jahrhunderts, nach Viollet-le-Duc. 86—88. Heraldische Thierbilder aus einem Fenster des 14. Jahrhunderts im Freiburger Münster.

handelt es sich hierbei um ein Dekorationsmittel, dessen sich die Glasmalerei erst im Verlaufe des 13. Jahrhunderts in stetig steigendem Maße bemächtigt. Jedenfalls hat sich die durch die Kreuzzüge mittel- und unmittelbar genährte Heraldik in dem Ursprungslande höfischer Lebensart und ritterlicher Sitte formal viel dürftiger ent-

wenige, zum Theil unseren Münsterfenstern entnommene Thierbilder des 14. Jahrhunderts mit solchen französischer Provenienz als Beleg dienen.

Auch nach ihrem koloristischen Werth sind die deutschen Glasmalereien meist auf einen etwas anderen, etwas wärmeren Grundton gestimmt wie die französischen. Bemerkenswerth ist bei

letzteren, wie schon angedeutet, das häufig wenig wohlthuende Hervordrängen der blauen Farbe. Für unsere Frage könnte es genügen, diese Geschmacksverschiedenheit zu konstatieren; nachdem wir aber einmal diesen Punkt berühren, dürfte es nahe liegen, auch nach den Ursachen dieser Erscheinung zu forschen.

Zwei Thatfachen stehen fest: die Kostbarkeit des blauen Glases und der Ruf besonderer Geschicklichkeit, dessen sich die Franzosen in der Herstellung desselben erfreuten. Nach Ausweis erhaltener Rechnung hatte blaues Kobaltglas den höchsten Preis und war dasselbe entgegen heutigen Verhältnissen sogar doppelt so theuer, wie das rothe Glas<sup>58</sup>). Ueber die Kunstfertigkeit, welche die Franzosen in der Fabrikation des ersteren an den Tag legten, berichtet uns aber Theophilus, indem er im 12. Kapitel des zweiten Buches sagt: „Sie gießen in ihren Oefen Saphirglas, indem sie ein wenig helles und weißes Glas hinzusetzen und bereiten saphirne Tafeln von Werth und zu Fenstern sehr tauglich“<sup>59</sup>). Diese Betonung des Werthes ist jedoch nicht nur auf die künstlerische Qualität zu deuten, sondern sie ist jedenfalls auch in materiellem Sinne zu verstehen. Bestand doch die Meinung, daß zur Fabrikation dieses saphirfarbenen Glases der Edelstein gleichen Namens Verwendung finde, eine Legende, die selbst noch Le Vieil gläubig hingenommen zu haben scheint, indem er sagt: „Nur einem Benediktiner-Abt wie Suger stund es zu, zur Bereitung des blauen Glases, womit er die Fenster der zu Ehren des Patronen dieser herrlichen und vielleicht auch reichsten Abtei von ihm wieder auferbauten Kirche schmücken ließ, Saphir nehmen zu lassen“<sup>60</sup>). In diesem hohen Preise des Materiales liegt aber vielleicht mehr als in der Verschiedenheit des Geschmackes der Schlüssel für die weniger übermäßige Austheilung der blauen Farbe in den älteren deutschen Glasmalereien, denn an Wohlhabenheit war auch das mittelalterliche Frankreich unserem Vaterlande überlegen, und möglicher Weise hat auch dieser Umstand einigen Antheil daran, daß der kostbare Schmuck gemalter Fenster bei uns langsameren Eingang fand, als bei unseren besser situierten westlichen Nachbarn.

Sei dem wie ihm wolle, gewiß sind auch die

wahrnehmbaren koloristischen Unterschiede ein Glied in der Kette jener Beweismittel für die angenommene Sonderstellung der deutschen Glasmalereikunst, deren hier gedacht wurde, die ausreichend genug sein dürften zur Widerlegung derjenigen, welche ihr, trotz des urkundlich belegten hohen Alters, eine originale Entwicklung absprechen möchten. Auch Westlake würde vermuthlich zu einer anderen Beurtheilung gelangt sein, wenn ihm, wie er thatsächlich auch selbst bezeugt, der Eingangs gerügte Mangel an ausreichenden Veröffentlichungen ihrer Werke nicht den nöthigen tieferen Einblick erschwert hätte<sup>61</sup>).

Wie weit auch die angedeuteten Einwirkungen französischer Kunst gegangen sein mögen, sie bilden doch nur eine vorübergehende Erscheinung. Niemals haben dieselben das fernige Gepräge deutscher Eigenart, wie es im Gegensatz zu der vielleicht eleganteren, aber dafür häufig auch kraftloseren französischen Auffassung, namentlich in den Werken des 13. Jahrhunderts, hervortritt, vollständig verwischt. Diese bei mancher unläugbaren Unbeholfenheit wohlthuende Frische hat ihre Ursache theilweise vielleicht auch in dem minder umfangreichen deutschen Betriebe, der ein individuelles Schaffen natürlich viel mehr begünstigen mußte, als derjenige in den größeren französischen Kunstzentren mit ihrer Massenproduktion, dessen Nachteile sich namentlich mit dem nachlassenden Bedarfe fühlbar machen mußten und thatsächlich auch fühlbar machten.

Das ist außer Frage, was die deutsche Glasmalerei in der Zeit ihrer eigentlichen Blüthe geschaffen hat, kann sich, ohne des Vorwurfes irgend welcher Nachahmung gewärtigen zu müssen, qualitativ ebenbürtig dem zur Seite stellen, was die französische Kunst der Frühzeit darbietet, bei welcher auch Lasteurie hinsichtlich des 14. Jahrhunderts die minder reiche Dekoration und die geringere Kraft und Harmonie der Farben rügen zu müssen glaubt<sup>62</sup>), ein Urtheil, mit dem sich auch die Ansichten Viollet-le-Duc's berühren<sup>63</sup>). Letzterer gedenkt auch der Gründe, welche diesen auch quantitativen Rückgang verschuldeten. Soziale Veränderungen, die Umbildungen der Machtfaktoren im städtischen Leben und die damit verbundenen innerpolitischen Kämpfe lähmten die

materiellen Kräfte, minderten die Begeisterung für kostspielige kirchliche Unternehmungen und lenkten das Interesse auf andere Gebiete; zumal der verheerende langwierige Krieg mit England erschütterte den Wohlstand des Volkes gerade in jenen Landestheilen, in welchen die Kunst zuvor ihre höchste Blüthe erfahren hatte.

Während sich solcher Weise im Verlaufe des 14. Jahrhunderts die Glasmalereikunst in Frankreich vielfach mit einfacheren, weil billigeren Mitteln genügen ließ, füllte sie in unserem Vaterlande allerorts die zahlreich entstandenen und neu erstehenden Kirchen mit ihrer sprühenden Pracht.

Die Sonne strahlender Fürstengunst, welche die französische Kunst in besonderem Maße begnadete, blieb ihr zwar ziemlich verhüllt; die Machtfaktoren, welchen sie vorwiegend ihre Förderung zu danken hatte, liehen ihr aber nicht geringere Lebenswärme, und wenn sich die Aufgaben, welche sie zu lösen fand, im Einzelnen vorwiegend auch in engerem Rahmen hielten, ihre Reize waren darum theilweise auch um so intimer.

Die Zeit vom Erlöschen des glorreichen Hauses der Hohenstaufen bis zur Grenze unserer Kunstperiode sieht die deutsche Glasmalerei in stetem Wachsen. Rechtlosigkeit und Gewaltherrschaft auf dem ungeschützten Lande drängten während der Zeit des Interregnums aus allen Kreisen die Kräfte friedlicher Kulturarbeit in den schirmenden Mauerring der wehrhaften Städte, unter deren Schutz ihr allein noch gedeihliches Wirken gewährleistet war. Sichtlich wachsend an Zahl, Ansehen und Macht, übernahm allmählig das Bürgerthum auch die künstlerische Mission, die zuvor den Klöstern obgelegen, und wie zuvor in Frankreich, so sehen wir jetzt auch in Deutschland neben dem städtischen Patriziat namentlich die aufstrebenden Handwerkerzünfte, lebensfroh und glaubensfreudig zugleich, in den bilderreichen bunten Glas Teppichen, mit welchen sie die Fenster ihrer Pfarrkirchen ausstatteten, sich leuchtende Denkmale ihres wohlbegründeten Selbstbewußtseins erstellen.

Auch hier störte vielfach der innere Hader städtischer Parteiung die ideelleren Regungen des Bürgerthums, und das unheimliche Gespenst des schwarzen Todes, das im 14. Jahrhundert ver-

heerend die deutschen Lande durchzog, lähmte dessen Unternehmungslust, aber wie einerseits das Ringen nach eigener Machtstellung gewissermaßen auch in den mit den Wappenschilden der betreffenden Korporationen geschmückten Fensterschönungen einen mittelbaren Ausdruck fand, so wuchs andererseits aus der Seelennoth, welche das als Strafe für die Sündhaftigkeit des Lebens erkannnte große Sterben erzeugte, auch weiterhin das Verlangen, die Schuld in kirchlichen Stiftungen zu sühnen.

So hat im 14. Jahrhundert wohl kaum irgend ein deutsches Gotteshaus, ob groß oder klein, des Schmuckes gemalter Fenster vollkommen entbehrt.

Sichtlich gefördert durch die Gunst der Verhältnisse nimmt derart die Glasmalerei in deutschen Landen seit Einbürgerung der gotischen Bauweise unter den malenden Künsten fast bis zum Ausgange unserer Periode die hervorragendste und jedenfalls die monumentalste Stellung ein, und erst mit dem zur Neige gehenden 14. Jahrhundert macht sich auch in ihren Leistungen, wenigstens qualitativ, ein fühlbarer Rückgang bemerkbar.

In dem Bestreben, der allgemeinen Kunstbewegung auf der sichtlich ansteigenden Bahn zu folgen, versagen theilweise ihre Kräfte, eine Erscheinung, deren Ursachen zu besprechen an anderer Stelle der geeignete Ort sein wird.



In der Verfolgung des allgemeinen Entwicklungsganges der Glasmalerei von ihren Anfängen bis zur Grenze unseres Betrachtungsgebietes hat uns der Weg vielleicht weiter geführt, als angesichts der hier gestellten Aufgabe angemessen erscheinen mag, ohne daß es auf dem flüchtigen Gange möglich gewesen wäre, bei den sich darbietenden verschiedenen Ausblicken genügend lange zu verweilen und auf alle sich daraus ergebenden Fragen Rede und Antwort zu stehen.

Fassen wir in Kürze zusammen, was nach dem Stande heutiger Forschung aus dem Widerstreite der Meinungen als einigermaßen gesichertes Ergebniß hervortritt, so muß allerdings die Wissbegierde ungestillt bleiben, welche auf die nahe-

liegende Frage nach Alter und Ursprung Aufschluß begehrt.

Wenn auch mit ziemlicher Sicherheit angenommen werden darf, daß die erste Anwendung der Kunsttechnik, welche wir als Glasmalerei zu bezeichnen gewohnt sind, auf deutschem oder französischem Boden gesucht werden muß, in einer Zeit die kaum über das 8. bis 9. Jahrhundert zurückreicht, die verschiedenen Versuche den etwaigen Ausgangspunkt räumlich und zeitlich schärfer zu umgrenzen, sind einstweilen in das Gebiet der Legende zu verweisen.

Eines ist aber zweifellos, die erste größere Ausbreitung erfuhr die Kunst der Glasmalerei im 11. und 12. Jahrhundert bei unseren westlichen Nachbarn, von wo sie, ein unlösbarer Bestandtheil der hier erwachsenen gotthischen Bauweise, in ihrer bunten Blütenpracht überall die Pfade begleitet, welche der Siegeszug der Gotik verfolgt. Wo diese ihr Banner aufrichtet und ihre Wundergebilde schafft, leuchtet auch der Stern unserer Kunst in vollem Glanze.

In diesem Sinne mag man die Glasmalerei, wie häufig üblich, als die eigentliche gotthische Malerei bezeichnen, wenn sie einerseits auch dem gotthischen Stilgedanken, diesen gleichsam ver-

heißend, vorangegangen, wie sie ihn andererseits auch überlebte, ein allmählig verblassender Schimmer einer entschwundenen farbenfreudigeren Zeit.

Dieser Entwicklungsbewegung entsprechend vertheilt sich der allerdings durch ungleiche spätere Verluste einigermaßen verschieden beeinflusste Besitzstand an Denkmalen unserer Kunst in den einzelnen Ländern sowohl nach Werth als Zahl.

Halten wir aber Umschau unter den überlieferten Werken aus der Blüthe deutscher Kunstpflege, soweit es sich um solche handelt, welche noch der Frühperiode angehören, muß das, was unser Münster an Schöpfungen dieser Zeit bewahrt, mit in erster Reihe genannt werden.

„The Church at Friburg in Brigsau is enriched with a quantity of beautiful glass... The designs are amongst the most original of the fourteenth century work in Germany that have come under my notice.“ So äußert sich Westlake im Hinblick dessen.

Das Urtheil des Fremden dürfte frei sein vom Verdachte der Voreingenommenheit, welchem andererseits ein solches Lob unserer heimischen Kunstschätze aus dem Munde des Verfassers begegnen könnte.



## Anmerkungen.

1) Uebersichtlich behandelt die ganze Streitfrage Dr. H. Vidtmann in seinem oben angeführten Werk. — In seiner von echt deutscher Gründlichkeit zeugenden Bearbeitungsweise ist dasselbe, namentlich durch seine umfassenden Quellennachweise, für Jeden, der sich mit der Erforschung unseres Kunstgebietes befassen will, ein äußerst schätzenswerther Berather. Ich freue mich dem beifügen zu können, daß ich im wesentlichen fast ausnahmslos mit den Vidtmann'schen Darlegungen übereinstimme. Daß bei der Bearbeitung des Denkmälerverzeichnisses irrige Angaben nicht ganz fern zu halten waren, wird Jeder verstehen, der einer solchen Aufgabe nicht völlig fremd gegenüber steht und die Dürftigkeit und Unzuverlässigkeit der Grundlagen kennt, auf die sie sich einstweilen vorwiegend stützen muß, da es natürlich Niemanden möglich ist, von allen Werken durch den Augenschein an Ort und Stelle gründliche Kenntniß zu gewinnen.

2) Nach Ausweis der Denkmale kannten die alten Aegypter schon im dritten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung die Fabrikation des Glases. Wandmalereien in Beni-Hassan, welche um 2450–1800 vor Chr. gesetzt werden, zeigen Glasbläser bei der Arbeit. (Bucher, a. a. O., Bd. III, S. 261 und 268.) Die Annahme des Plinius ist schon um desswillen hinfällig, weil bei offenem Feuer niemals jener Hitzeegrad zu erzielen, wie er zur Verglasung der entsprechenden Bestandtheile erforderlich ist.

3) Hier einige Daten: Nach Westlake wurden in Pompeji 1763 Fensterscheiben in beweglichen Holzrahmen gefunden, 1824 solche, welche in Bronzerahmen gefaßt waren. Nach demselben Autor ließ auch Caligula die Fenster seines Palastes verglasen.

Nach W. Lübke zeigen die besseren römischen Niederlassungen der Schweiz zahlreiche Spuren von Scheiben eines dicken durchsichtigen hellgrünlichen Fensterglases

welches aus ziemlich großen gegossenen Tafeln bestand. So in Windisch; in Kloten soll eine solche Scheibe, durch Gyps befestigt, noch an ihrem alten Platze sein.

Aus der gleichen Zeit, dem 2. und 3. Jahrhundert n. Chr., sind die Funde aus den Trümmern des Römerkastelles Saalburg, worüber N. v. Cobhausen und Jakobi berichten.

Fragmente von römischem Fensterglas aus unserer engeren Heimath bewahren die Vereinigten Großh. Sammlungen zu Karlsruhe.

Siehe über diesen Gegenstand auch Viollet-le-Duc in dessen Dictionnaire raisonné de l'architecture Française, Bd. IX, S. 373, Artikel Vitrail.

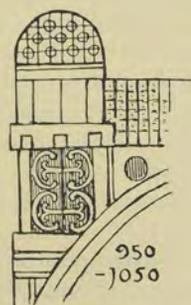
4) Dr. J. Bergner (Grundriß der kirchlichen Kunstalterthümer in Deutschland, Göttingen 1800, S. 127), fand in der Kirchenruine zu Dürrengleina von 1307 ein kleines Fenster des Altarraumes, bei welchem zwischen Mörtel und Feldsteinen noch die Reste einer dicken Lichenholzbohle saßen, welche, wie er glaubt, ihrer Gestalt nach nur den Zweck gehabt haben konnte, einer dünn geschabten Membrane als Träger zu dienen.



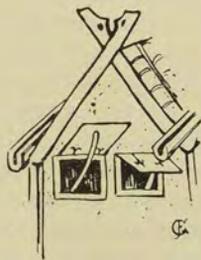
89.



90.



91.



92.

89.—92. Fenster- und Thürverschlüsse durch Tücher und Laden, nach mittelalterlichen Miniaturen des 10. bis 14. Jahrhunderts.

Vielfach verzichtete man überhaupt auf jeden lichtdurchlässigen Verschluss und beschränkte sich darauf, die kleinen Fenster nöthigenfalls gegen die Umbilden der Witterung durch Laden oder vorgehängte Tücher, Teppiche und Vorhänge zu verwahren, welche letztere Anordnung

häufig auch bei den Thüren den einzigen Abschluss bildete. (N. v. Essenwein, Der Wohnbau, Darmstadt 1892, S. 11, 182 u. 187.) Von solchen Teppichen ist in dem unter Anmerkung 10 vermerkten Briefe des Abtes Gozbert die Rede: „Ecclesiae nostrae fenestras veteribus pannis usque nunc fuerunt clausae“, und in Ulrichs von Lichtenstein Frauendienst findet sich die Stelle: „Dâ für (eine line, ein Fenster) sô was ein tepich guot gehangen, als man ofte tuot für line, dâ man wil windes niht noch lieht.“ (Wackernagel, a. a. O., S. 126, Anmerkungen I, 59.) Sofern man dem Tageslicht Zutritt gestatten wollte, war man in solchen Fällen genöthigt, die Fenster vollständig offen zu lassen und all die damit unvermeidlich verknüpften Mißstände in Kauf zu nehmen.

Das gilt auch für den Kirchenbau. Nistende Vögel verunzierten das Gotteshaus; Wind, Staub, Regen und Schnee drangen herein und störten die Andacht. Darüber wird uns verschiedentlich berichtet. Nach Otte (Handbuch der kirchl. Kunstarchäologie, Leipzig 1883, Bd. I, S. 88, Anmerkung 3) befindet sich noch jetzt eines der nur 0,69 m hohen und 0,17 m breiten Fenster der romanischen Kirche in Dautphe Reg.-B. Wiesbaden, im ursprünglichen Zustande ohne Verglasung; ebenso bringt Viollet-le-Duc (a. a. O., Bd. V, S. 371) ein solches Beispiel aus der Kirche von Vézelay.

Auch bei den kleinen jetzt verbauten Fenstern, welche ursprünglich der Vierungskuppel des Freiburger Münsters Licht spendeten, ist der Verglasungsalz erst nachträglich eingehauen. Ob hier ursprünglich von einer Verglasung abgesehen werden sollte, mag dahin gestellt bleiben. (F. Geiges, Studien zur Baugeschichte des Freiburger Münsters, Freiburg 1896, S. 8.)



93. Steinladen aus dem 11. bis 12. Jahrhundert von Torcello, nach E. Didron.

5) Nachstehend nur einige wenige kurze Angaben über die erste bekannte Anwendung des Glases zum Abschluss der Kirchenfenster, wobei zu bemerken, daß die zeitgenössischen Berichte, welchen sie entnommen, theilweise ausdrücklich von bunter Verglasung sprechen; ich gebe die in einer Reihe von Werken verzeichneten Daten in kürzester Form ohne Angabe der Originalquellen, die ich natürlich nicht eingesehen habe:

S. Paolo fuori le mura zu Rom, in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts; St. Johannes Evg. zu Ravenna um 425; die Makkabäerkirche zu Lyon in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts; St. Martin zu Tours

in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts; die Hagia Sophia in Konstantinopel in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts; die Abteikirche von St. Germain des Prés um 580; St. Agnes fuori le mura zu Rom in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts; die Kirche zu Weremuth in England um 674.

6) Dr. G. Bergner (a. a. O., S. 205) scheint allerdings einen Ausspruch des Bischofs von Clermont, Sidonius Apollinaris (um 450), der Annahme von Levy und Lapronier folgend, auf figurirte Fenster zu deuten. Die fragliche Stelle:

Ac sub versicoloribus figuris  
Vernans herbida crusta sapphiratos  
Flectit per prasinum vitrum lapillos

kann jedoch nach competentem Urtheil nicht im Sinne figuralen Fensterschmuckes aufgefaßt werden.

7) Solche Fensterrahmen sind uns natürlich nur in soweit überliefert, als sie aus dauerhafterem Material bestanden. Nach Art der frühmittelalterlichen Cancelli war eine sehr mannigfaltige dekorative Ausbildung möglich. Eine reiche Zusammenstellung giebt E. Didron in den *Annales archéologiques*, Bd. XXIII, Paris 1863, S. 201 ff. An die Form der Fenstervergitterung von Grado erinnern einzelne Felder des Bronzegitters im Münster zu Aachen (Abb. bei W. Lübke, *Geschichte der Deutschen Kunst*, Stuttgart 1890, S. 38), eine Anordnung, die auf der hier gegebenen Durchschnitzzeichnung desselben auch für die Lichtöffnungen des Oktogons angenommen ist. Auch S. Miniato bei Florenz soll Bronzevergitterungen der Fenster in Arabeskenform besitzen. Eine späte Anwendung eisernen ornamentalen Fensterrahmenwerks, in dessen Netz die farbigen Glasstücke ohne Verbindung durch Bleiruthen eingesetzt sind, zeigen die oberen Fenster des Mailänder Domes.

Hölzerner gitterförmiger Fensterrahmen, die roth gestrichen waren, erwähnt nach Le Vieil (a. a. O. Bd. I, S. 29) der hl. Hieronymus (etwa 340–420) in seiner Erklärung zum 41. Kapitel Ezechiels; derselbe führt auch einen ähnlichen Ausspruch des Gregor von Tours an (Bd. I, S. 46).

Vielfach haben diese durchbrochenen Fensterverschlüsse übrigens auch nur den Zweck, die Fensteröffnung zu verengern und zugleich künstlerisch zu gliedern, ohne daß man an eine Verglasung, beziehungsweise an einen lichtdurchlässigen Verschluss der Durchbrechungen dachte. Einfache, schwere Holzgitter ohne Verglasung sind noch heute in Schweden zum Fensterverschluss in Wirtschaftsgebäuden üblich, und dem gleichen Zweck dienen auch, nicht etwa als Laden, sondern als fester Abschluss konstruirte Verschaalungen der Fenster mit einfachen runden Durchbrechungen.

Daß die oft äußerst reizvollen orientalischen Verglasungen sich durch Jahrhunderte auf der gleichen Entwicklungsstufe hielten, ist durch die Glaubenssätzen des Islam begründet, welche bekanntlich die Anwendung figuralen Bildwerks verboten. Abbildungen solcher a. a. O., bei L. F. Day, Ottin und Didron; ferner bei Walter Crane, *The basis of design*, London 1898, S. 177 u. 181. Hier auch das am Schlusse dieser Anmerkungen wieder-gegebene für unsere Betrachtung in mehr als einer Hinsicht

bemerkenswerthe wundervoll geschnittene indische Steinfenster aus der Moschee des Palastes zu Ahmedabad.

8) Die erste bekannte Nachricht über in Blei gefaßte Fenster rührt von Leo von Ostia (um 1075), doch ist deren Anwendung nach dem gesagten ohne Frage wesentlich älteren Ursprunges. (Le Vieil a. a. O., Bd. I, S. 46.) Nach E. Didron (a. a. O., Bd. XXIII, S. 220 f.) besaß die Kirche de la Dorade in Toulouse ein Mosaik, dessen Würfel mit Blei zusammengefaßt waren, eine Angabe, welche er einer Abhandlung Le Vieil's über Mosaikmalerei entnommen. Da mir letztere nicht zur Hand ist und auch Didron sich darüber ausschweigt, vermag ich nicht zu sagen, welcher Zeit die Entstehung dieser seltsamen sonst unbekanntem Ausführungsweise angehört haben soll. Das umgekehrte Verfahren, die Zusammensetzung kleiner Glaspasten ohne Bleiung ganz nach Art opaker Stiftnmosaik, für translucide Fenstermalerei, war auf der Pariser Weltausstellung von 1900 wahrzunehmen, eine Technik, die übrigens kaum künstlerischen Werth beanspruchen dürfte. Ein interessantes Beispiel alter inkrustierter Glasmosaik aus Birma bringt L. F. Day zur Abbildung (a. a. O., S. 7). Auch hier ist das Alter nicht näher angegeben.

9) Siehe hierüber Professor Dr. Sepp, *Ursprung der Glasmaler-Kunst im Kloster Tegernsee*, München und Leipzig 1878. Auch Felibien, ein französischer Schriftsteller aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, behauptet, daß die ersten Glasmalereien nicht gebrannt waren, ohne jedoch anzugeben, aus welcher Quelle er diese Annahme schöpft. (Felibien, *Des Principes de l'Architecture*, Livre I, Chap. XXI, S. 180.)

Daß man im Mittelalter thatsächlich keine Scheu trug, sich eines solchen Nothbehelfes zu bedienen, dafür besitzen wir verschiedene Nachweise.

Schon Cennino Cennini da Colle di Valdelsa (geb. etwa 1372) giebt in seinem Buche von der Kunst Kap. 171 unter dem Titel: „Wie man im Glas, nämlich Fenster arbeitet“, eine förmliche Anweisung dazu, indem er schreibt: „Und wenn Du kleine Figuren zu machen hättest, oder Wappen, oder so kleine Devisen, daß sich das Glas nicht schneiden ließe, so kannst Du auf den mit jener Glasmaler-Farbe schattierten Grund die Gewänder mit Oelfarbe malen und schraffiren. Und solches soll nicht gebrannt werden, unterlasse es, weil Du damit gar nichts erzwecktest. Lasse es bloß an der Sonne trocknen, so lange es will.“ (Nach der Uebersetzung von A. Jlg in *Quellenschriften. Das Buch von der Kunst oder Tractat der Malerei*, Wien 1888, S. 117 f.)

Als Puscherei galt das aber trotzdem wohl immer. Im Statut der Krakauer Maler- und Glaserzunft ist darum ausdrücklich mit Strafe bedacht: „Welch glazer off glas molet und das nicht yn dem feur yebrennet, das ys feste“ (A. Essenwein, *Die mittelalterlichen Kunstdenkmale der Stadt Krakau*, Leipzig 1869, Beilage XII, S. XXI), und in einzelnen Verträgen des 15. Jahrhunderts wird ausdrücklich gefordert, daß mit Schmelzfarben gemalt werden müsse (L. Vidtmann, a. a. O., S. 110). Auch in dem Verträge, den die Universität unterm 1. April 1524 mit Meister Hans von Kaperstein über die Anfertigung der Fenster ihrer Kapelle im Chorumgange des Freiburger Münsters abschloß, wird bestimmt, daß „alles mit guttem

gemalt vnd farben yngeschmelzt vnd gebrennt“ sein müsse. (Pap. Urk. im Univ.-Archiv III. b. E. 7. Paroch. Frib. Nr. I.)

Daß einzelne „Stümper“ die Ehre des Handwerks hintanzusetzen, war durch diese Bestimmungen nicht zu verhindern. So wird über die Glasgemälde, die Paul Day von Junsbruck 1554 für das Rathhaus von Ensisheim im Elfaß geliefert, die Klage geführt, es sei „der mehrer Theil nit geschmelzt, sondern an vielen Orten mit Oelfarben, die das Wetter nit leiden mögen, gemalt“. Paul Day, ein äußerst vielseitiger Mann, da er zugleich Maler, Feldmesser, Architekt und selbst Landsknechtshauptmann unter Frundsberg war, hatte übrigens nach seiner eigenen Angabe erst später „das Verglasen und Glasmalen mit schweren Kosten gelernt“, und zwar „aus obliegender Noth, weil die Malerarbeit gar so schlecht ging“. Trotz seiner Pflücherei hatte es der gewandte Mann zum Hofglaser gebracht. Daß er als armer Mann starb, giebt seiner Künstlerschaft ein besseres Zeugniß. Auch die Kammer zu Junsbruck klagt 1575 über die Glasgemälde des Meisters Weidhart, daß sie „schlecht von Farben, auch nit von ganzen stücken geschmelzt“ seien. (Carl Strompen, Der alte Hochaltar und die alten Glasmalereien der Franziskaner-Hofkirche zu Junsbruck. Junsbruck 1894.)

Auch in der Marienkirche zu Oberwesel befinden sich unter den vom Verfasser restaurierten ornamentalen Resten spätmittelalterlicher Glasmalereien einzelne, bei welchen augenscheinlich die Zeichnung nur auf kaltem Wege aufgetragen war. Daß solche Manipulationen theilweise auch bei unseren Chorfenstern vermuthet werden müssen, wurde bereits Eingangs bemerkt.

Von ähnlichen Wahrnehmungen berichtete dem Verfasser seinerzeit auch A. v. Esfenwein. Siehe auch W. Wackernagel, Die Deutsche Glasmalerei. Leipzig 1855, I, S. 51 und Anmerkungen I, 243.

Sehr fraglich scheint es mir, ob die gelbbraune Schattirung auf den ornamentalen Grisailfenstern zu Heiligenkreuz, die mir nur nach Reproduktionen bekannt sind, auf kaltem Wege aufgetragen ist, wie man nach den Angaben Camesina's, der dieselben erstmals veröffentlichte, annehmen müßte. (A. Camesina, Glasgemälde aus dem 12. Jahrhundert, im Kreuzgange des Cistercienser-Stiftes Heiligenkreuz im Wiener Walde. Wien 1859, S. 7.) Camesina sagt hier wörtlich: „Die braune Schattirung ist durch das von Theophil (Ab. I, cap. 8) beschriebene Posc hervorgebracht“. — Dieses Posc oder Posch, von dem Theophilus im 3. und 7. Kapitel des 1. Buches seiner Schedula (siehe Anm. 31) spricht, ist aber keine Schmelzfarbe, sondern eine Mischung aus Prasinum (schwarzgrün), Rubrum (gebranntem Ocker) und Zinnober, die sich auf dem Glas nicht einbrennen läßt und auch von Theophilus nicht in diesem Sinne genannt wird.

10) Der Inhalt des zuerst von Bernhard Pez und Philibert Zueber veröffentlichten Briefes des Abtes Gozbert erfuhr meines Wissens die erste größere Verbreitung und auch seine Auslegung in gedachtem Sinne durch Gessert in dessen oben angeführter Geschichte der Glasmalerei; erst Sepp erhob ihn jedoch durch sein zum Lobe der bayerischen, speziell der Münchener Glasmalereikunst verfaßtes Schriftchen zu landläufiger Bedeutung. — Wenn

Abt Gozbert die Fenster ein Werk nennt, „wie es uns weder aus den Zeiten der Vorfahren kund geworden, noch wir selbst zu sehen hoffen durften“, und wenn er ferner sagt: „Wo in aller Welt findet sich eine Stätte, welche sich ähnlichen Schmuckes erfreute“, so dürfte das bei der überschwenglichen Form seines Dankschreibens kaum wörtlich zu verstehen sein. Nachdem sich die Kirche zuvor zum Abschluß ihrer Fenster noch mit alten Tüchern behalt, mußte der hervortretende Kontrast die Freude an dem neuen Schmucke natürlich bedeutend lebhafter kund werden lassen, die dann in den überquellenden Lobpreisungen ihren Ausdruck fand. Noch weiter geht R. Ag (Die christliche Kunst, Regensburg 1899, Artikel Glasmalerei, S. 240 f.), wenn er sagt: „Diesem Versuch (d. h. dem eigentlichen Malen mit Schwarzloth) begegnen wir zuerst um das Jahr 1000 im Kloster Tegernsee, an der nördlichen Grenze Tirols, und zwar einer eigentlichen Bemalung des farblosen wie farbigen Glases durch Einbrennen der aufgemalten Ornamente und Figuren.“ Die Möglichkeit, daß es sich bei den Tegernseer Fenstern um wirkliche Glasmalereien handelte, ist ja gewiß nicht ausgeschlossen, aber von solchen Einzelheiten, welche diese Annahme zur unumstößlichen Gewißheit machen, steht keine Silbe in dem fraglichen Briefe.

11) Theodor Zerberger, Die ältesten Glasgemälde im Dome zu Augsburg. Augsburg 1860. — Den von Zerberger gegebenen farbigen Abbildungen ist auch die Figur des Osee in der Vignette auf Seite 89 entliehen. Auf vollständig treue Wiedergabe können diese Aufnahmen kaum Anspruch erheben; was jedoch anderweit von diesen Fenstern reproduziert wurde, scheint gleichfalls nur auf Grund dieser ersten Veröffentlichung erstellt zu sein.

12) Die Anführung stützt sich auf die Angabe Vidtmann's (a. a. O., S. 193), da mir das Fenster nicht durch Autopsie bekannt. Eine mir nachträglich durch die freundliche Vermittelung von Herrn Cooperator Poll in Plattling zugekommene photographische Aufnahme läßt bei dem kleinen Maßstabe derselben schwer ein sicheres Urtheil gewinnen, erweckt aber immerhin einige Bedenken, ob das Fenster noch dem 12. Jahrhundert zugewiesen werden kann.

13) Das Fenster befand sich nach Angabe des Herrn Baurath Winkler zu Colmar ehemals in der Krypta. Die ergänzte Kopie, welche jetzt links beim Eingange in die St. Sebastians-Kapelle steht, ist eine mangelhafte Arbeit von Petit-Gérard. Eine photographische Nachbildung der letzteren giebt Dr. Rob. Burk im ersten Hefte seiner im Erscheinen begriffenen Publikation „Die Elfaßische Glasmalerei vom Beginne des 12. bis zum Ende des 17. Jahrhunderts.“ Straßburg.

Auch das im Musée Cluny befindliche Original ist theilweise ergänzt. Erneuert sind allem Anscheine nach die äußeren Randstreifen, sowie die unteren Stücke der Figur. Auf der vom Verfasser gegebenen Abbildung, die als Skizze auf peinliche Genauigkeit keinen Anspruch erheben kann, sind diese Ergänzungen weggelassen. Eine verlässige Datierung des Fensterfragmentes ist schwer zu gewinnen. Woltmann setzt dasselbe in das 11., Burk in den Anfang und Viollet-le-Duc in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts. Schnaase (Geschichte der bildenden Künste im Mittelalter. Düsseldorf 1872, Bd. III., S. 552).

Lübke (Geschichte der deutschen Kunst. Stuttgart 1890, S. 310 f.) und ebenso Kraus (Kunst und Alterthum, Bd. I, S. 180) sprechen irrthümlich von mehreren Figuren und verweisen dieselben in das 13. Jahrhundert. Dasselbe thut Westlake, welcher die Arbeit als „Rhenish art“ nach 1250 bezeichnet. Derselbe bemerkt hierüber (a. a. O. Bd. I, S. 18): „The general character is, I think French. But though the artist probably studied in one of the schools of France, it is not-unlikely, from the character of the border . . . that he was influenced by the Teutonic Romanesque traditions.“

Man sieht, auch hier bewegen sich die Datierungsversuche in sehr weiten Grenzen. Schon die irrigen Bestandesangaben lassen übrigens erkennen, daß das Urtheil nicht durchweg das Ergebnis eigener Beobachtung ist.

14) Für die gütige Ueberlassung der sorgfältigen farbigen Originalaufnahmen des Herrn Gewerbeschuloberlehrers Vorländer bin ich, außer diesem Herrn, der Direktion der Kgl. Kunstgewerbeschule Berlin, in deren Besitz sich die trefflichen Kopien befinden, beziehungsweise Herrn Professor Ewald zu Dank verpflichtet.

15) Das 1884 von Professor Dr. J. K. Rahn in genannter Kapelle aufgefunden und schließlich für das schweizerische Landesmuseum zu Zürich gewonnene köstliche kleine Fenster, dessen Wiedergabe ich der freundlichen Aufmerksamkeit des genannten Herrn verdanke, bildet jedenfalls eines der werthvollsten Stücke der dortigen Sammlung von Erzeugnissen schweizerischer Glasmalereikunst. Wenn Rahn (Anzeiger für schweizerische Alterthumskunde, Nr. 2, 1899) unter Berücksichtigung lokaler Verhältnisse die Arbeit spätestens dem Anfange des 13. Jahrhunderts überweist, so ist diese Schätzung jedenfalls nicht zu früh gegriffen; ich möchte sie ohne Bedenken noch in's 12. Jahrhundert stellen. Das ganze Fenster hat eine Höhe von 0,61 und eine obere Breite von 0,26 Metern.

16) Das abgebildete Fragment ist zusammengesetzt mit gleichzeitigen ornamentalen Resten und Theilen spätgothischer Malerei in der Marien-Kapelle (Chap. de la St. Vierge, nördlicher Nebenchor) zu St. Segolena. Abbildungen bei Dr. F. K. Kraus, Kunst und Alterthum in Elsass-Lothringen. Straßburg 1889, Bd. III, fig. 100 bis 103. Kraus glaubt die Stücke der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts überweisen zu müssen und vermuthet, daß sie der alten Kirche entstammen. Der jetzige Bau ist spätgothisch. Nach der kleinen photographischen Nachbildung, für deren freundliche Uebermittlung ich Herrn Geh. Hofrath Prof. Dr. Kraus verbunden bin, ist eine Schätzung schwierig. Jedenfalls ist ihre Datierung kaum zu früh gegriffen. Die hier abgebildete Kreuzigungsgruppe aus dem mittleren Chorfenster der Stiftskirche St. Materniani et Niklasi zu Büdingen a. d. Weser, als deren Entstehungszeit, gleich den übrigen, die Mitte des 13. Jahrhunderts gilt, sowie das beigefügte Kreuzbild aus dem von Sugerius gestifteten Fenster zu St. Denis, das demnach der Mitte des 12. Jahrhunderts zugewiesen werden muß, zeigen namentlich in der Behandlung des Kreuzstammes verwandte Züge. — Nach Otte (a. a. O., Bd. II, S. 232) ist die Stiftskirche zu Büdingen eine schlichte, aus Bruchsteinen aufgeführte Pfeilerbasilika, 1248–50 in Backsteinen bedeutend erhöht und später gothisch eingewölbt

worden. Ich vermag aus dem mir zu Gebote stehenden Materiale nicht zu beurtheilen, ob nicht die Möglichkeit besteht, daß Einzelnes der dortigen romanischen Glasmalereien dem älteren Baue angehört hat. Ueber Büdingen siehe: „Die mittelalterlichen Baudenkmäler Niedersachsens“, II. und 12. Heft. Hannover 1866. Dieser Veröffentlichung ist auch die Abbildung 45 auf S. 100 entliehen.

17) In Weida befinden sich außer der abgebildeten Christusfigur noch Reste einer Königsgestalt, beide jedenfalls ursprünglich einem Jesse-Baume gehörend. Dr. Friedrich Klopffleisch (Drei Denkmäler mittelalterlicher Malerei aus den obersächsischen Landen. Jena 1860, S. 10 ff.), der die Rudimente eingehend bespricht, glaubt, daß dieselben „mindestens dem 12. Jahrhundert angehören und zwar nicht der späteren Zeit desselben“. —

Ein genaues Inventar der älteren Straßburger Fenster giebt Janitsch im Repertorium für Kunstwissenschaft III, S. 156 und IV, S. 46 ff., 1880 und 1881.

Einzelne sorgfältige Aufnahmen bewahrt das dortige Frauenhaus. Herrn Dombaumeister Arntz bin ich zu Danke verpflichtet für die Gefertigung der Herstellung von Kopien, wovon Einzelnes später am geeigneten Orte Platz finden wird. Photographische Aufnahmen einzelner Straßburger Münsterfenster bei Burk, a. a. O.

18) In der Vorführung von Abbildungen glaubte ich mich hier auf die Arbeiten beschränken zu müssen, welche muthmaßlich noch vor 1200 entstanden sind. Bezüglich der Fenster von Heiligenkreuz, die möglicher Weise gleichfalls noch in's 12. Jahrhundert zurückgehen, siehe Seite 114.

19) Abbildungen bei Eugène Zucher, Calques des vitraux peints de la cathédrale du Mans. Paris und Le Mans 1864.

Photographische Aufnahmen nach den Originalen bei Jules Roussel, Les vitraux. Paris ohne Datum. Pl. 1–4. — Ueber die Fensterfragmente von Chalons-sur-Marne siehe Lucien Mague, L'oeuvre des peintres verriers français. Paris 1885, S. VIII ff.

Ursprünglich in dem im ehemaligen Palais de l'industrie untergebrachten musée des arts décoratifs aufgestellt, waren diese interessanten Fensterreste während der Internationalen Ausstellung von 1900 in der Exposition retrospective de l'art français des Petit Palais zu sehen. Wo sie derzeit verwahrt werden, ist mir nicht bekannt.

20) Eine photographische Aufnahme des wunderbaren, nach mancher Hinsicht interessanten, der Wende des 12. Jahrhunderts zugewiesenen Kreuzigungsfensters findet sich bei L. Mague (a. a. O. S. XIV, fig. 7).

21) Die Abbildung der Madonna von „La Belle Verrière“ habe ich nach einer Skizze von Westlake (abgeb. a. a. O., Bd. I, S. 23) gegeben, da sie mir charakteristischer zu sein schien, wie jene in dem Werke von Lassus, Duval und Durand (Monographie de la cathédrale de Chartres. Paris 1867–81, Pl. 61). Es wird angenommen, daß die sitzend etwa 2,30 Meter hohe Madonnenfigur mit dem Jesuskinde einem älteren Fenster entnommen ist, dessen Entstehung dem 12. Jahrhundert zugewiesen wird, während die übrigen Theile, deren Figuren bis auf 50 cm herabgehen, in den Anfang des 13. Jahrhunderts gesetzt werden, welcher Zeit auch die meisten

übrigen Fenster angehören. Immerhin weisen einzelne derselben, so namentlich das am meisten bekannte Jesse-Fenster, noch in das 12. Jahrhundert. Dies letztere scheint mir jedenfalls älter zu sein, wie obige Madonna.

22) Eine Abbildung des am besten erhaltenen St. Katharinen-Fensters bei L. Magne (a. a. O., S. XV, Fig. 8).

23) Eine im Maßstabe etwas kleine farbige Abbildung eines der von Abt Sugerius um 1142 bis 1151 gestifteten Fenster bei Jules Labarte, *Histoire des arts industriels au moyen-âge et à l'époque de la renaissance*, Paris 1871, Bd. II, Pl. LII. — Das diesem angehörige Bild des Donators auf Seite 106 ist vermuthlich der nicht sehr charakteristischen farbigen Wiedergabe bei La Steyrie entlehnt.

24) Eine Anzahl trefflicher Abbildungen bei L. Begule, *Monographie de la cathédrale de Lyon*, Lyon 1880. Der Autor ist Glasmaler. Die ältesten der dortigen Fenster stehen jedenfalls schon an der Wende des 12. Jahrhunderts.

25) Ueber Bourges siehe das unter Anmerkung 26 der Einleitung verzeichnete Werk von Martin u. Cahier. Leider lassen die hier gegebenen farbigen Abbildungen, wie schon durch das Vergleichsbeispiel auf Seite 79 dieser Abhandlung ersichtlich, viel zu wünschen übrig.

26) Die drei inhaltsreichen Rosen, welche sich in Notre Dame noch erhalten haben, deren eine bei Didron, a. a. O., Bd. X, abgebildet ist, gehören erst der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts an. Die Kreuzfronten wurden überhaupt erst 1257 erbaut. Die Rose der Westfacade ist im 16. Jahrhundert restauriert. An Arbeiten des 12. Jahrhunderts soll die Kathedrale eine Schenkung Sugers besessen haben, und auch die ehemaligen Glasmalereien des Chores, welche der Unverstand des Domkapitels 1741 durch schöne weiße Scheiben ersetzen ließ, sollen nach Le Vieil's Angaben (a. a. O., Bd. I, S. 62) noch aus dieser Zeit gewesen sein. Le Vieil liebte leider — wohl nothgedrungen — selbst die Hand zu dieser vandalistischen That. —

Neben der Metropolitankirche ist namentlich La St. Chapelle zu nennen, deren restaurierte Fenster, Geschenke Ludwigs XIII., jedoch erst dem 13. Jahrhundert entstammen. Einige der alten Stücke bewahrt das South-Kensington Museum zu London.

27) Erstere wird von Westlake (a. a. O., Bd. I, S. 41 ff.) als die älteste erhaltene Glasmalerei auf englischem Boden angesehen. In der Conception stark an Chartres gemahnend, scheint mir die Technik der Zeichnung doch merklich jünger zu sein.

28) Italiens soweit bis jetzt bekannte älteste Glasgemälde stehen in der Kirche S. Francesco zu Assisi. Aber die Kirche, 1228 unter Leitung des deutschen Meisters Jacobus begonnen, wurde erst 1253 eingeweiht. Einige ornamentale noch romanische Motive bei H. Dolmetsch, *Der Ornamentenschatz*, Stuttgart 1887, Tafel 37 und 40. Nur äußerst mangelhaft sind wir über Spanien unterrichtet, doch verlautet nichts über Glasmalereien, die über das 13. Jahrhundert zurückgehen. — Was die schwedische Insel Gotland an älteren Glasmalereien aufweist, ist wohl deutschen Ursprunges.

29) Diese Ansicht vertritt auch Schnaase (a. a. O., Bd. 3, S. 553 f.).

30) Ich schalte diese Bemerkung hier ein, um dem nachträglich nahegelegten Wunsche nach Erklärung des von Geisinger (siehe Seite 69 und Seite 84, Anmerkung 6) gebrauchten Ausdruckes „Amausen“ und „amausisch“ gerecht zu werden. Was Geisinger damit meint, ist ja ohne Weiteres klar, da er der Abbildung eines Glasstückes der alten Fenster die Bemerkung beifügt: „die Dicke des amausischen Münster-glas folgt hier.“

Schwieriger ist jedoch eine befriedigende Erklärung der Etymologie des gebrauchten Ausdruckes.

Dr. König bemerkt hierüber im *Diöcesan-Archiv*, Bd. 15, S. 287: „Das Wort Amausen bedeutet im Mittelalter Schmelz, Email und Aehnliches.“ Jedoch weder Grimm noch Leyer führen das Wort an, und so scheint auch die ohne Beleg gegebene Auslegung König's nur eine vermuthungsweise zu sein. Gebräuchlich sind im Mittelhochdeutschen: *mosieren*, *muosieren*, *muosen* und *müsen* für musivisch verzieren, *mußern*, dann aber auch für vergolden; letzteres wohl im Zusammenhange mit dem Belegen der Glaspasten des Mosaiks mit Gold. Ausführlich äußert sich hierüber A. Jlg in den Mittheilungen des k. k. Oesterreichischen Museums für Kunst und Industrie, N. F., V. Jahrg., 1880, pag. 161 ff., zugleich als Excurs (Untersuchung über die ursprüngliche Bedeutung des Wortes „Mosaik“) in *Quellen-schriften*, N. F., Bd. V. Einige interessante Belege giebt auch Wackernagel (a. a. O., S. 156, Anmerkung 5). — Der von Geisinger gebrauchte Ausdruck ist allem Anscheine nach nur eine Balhornisierung der Worte Mosaik oder Email (*Émaux*).

31) Mit den sachkundigen Ausführungen des Presbyter Theophilus, dessen Originalhandschrift nicht mehr existiert, werden wir uns noch wiederholt, namentlich bei Betrachtung der Technik, zu befassen haben. Die älteste Abschrift besitzt die Großherzogliche Bibliothek zu Wolfenbüttel. Lessing, welcher zuerst wieder die Aufmerksamkeit auf diese reiche Fundgrube mittelalterlicher Kunsttechnik lenkte, die übrigens schon von Schriftstellern des 16. Jahrhunderts erwähnt wird, vermuthete in dem Verfasser den Mönch Tutilo in St. Gallen, der bekanntlich zu Ende des 9. Jahrhunderts lebte, eine Annahme, die längst widerlegt ist. Während einzelne Forscher ihn in das Ende des 12. oder sogar in den Anfang des 13. Jahrhunderts verweisen möchten, ist gegenwärtig die Ansicht von Rob. Zenzlie und Labarte durchgedrungen, daß Theophilus, als dessen eigentlichen Namen ein Codex in Venedig Rugerus nennt, im 11. Jahrhundert und zwar in Deutschland gelebt habe, und die Untersuchung A. Jlg's macht es wahrscheinlich, daß wir unter diesem Rugerus den Mönch Roggerus zu erkennen haben, der, wie oben bemerkt, im Anfange des 12. Jahrhunderts zu Helmarshausen wirkte. Hier ist durchweg die Uebersetzung Jlg's in *Quellen-schriften für Kunstgeschichte und Kunsttechnik des Mittelalters und der Renaissance* (Bd. VII, Wien 1874) benützt.

32) Siehe hierüber F. X. Kraus, *Geschichte der christl. Kunst*, Freiburg i. B. 1897, Bd. II, S. 123 f., Ferner Widmann (a. a. O., S. 160).

33) Le Vieil (a. a. O., Bd. I, S. 68) schreibt hinsichtlich der Fürsorge für Kunst- und Wissenschaften, welche die französischen Könige bekundeten: „Aus diesen weisen und dem

Staat möglichen Absichten erklärten Karl V. und Karl VI. in den den Glasmalern ertheilten Freyheits-Briefen, selbige für frey von allen Abgaben, sie mögen Namen haben, wie sie wollen; Freyheits-Briefe, die schon den 12. August 1390 in der Registratur der Prevote zu Paris eingeschaltet stehen, in welchen „Karl VII. sie auf demüthiges Bitten Heinrich Mellein, Glasmaler zu Bourges, sowohl für seine Person, als auch für andere Leute seiner Kunst, nicht nur zu Bourges, sondern auch an andern Orten des Königreichs, bestätigte.“ Siehe auch *Le Vieil*, Bd. I, S. 231 ff. „*Privilèges accordés par plusieurs Rois de France aux Peintres-Vitriers.*“ Weitere Quellen bei Widmann (a. a. O., S. 160).

34) Diese Ansicht äußert meines Wissens zuerst *Essenwein* (Katalog der im germanischen Museum befindlichen Glasgemälde aus älterer Zeit, Nürnberg 1884, S. 5).

35) *Wackernagel* (a. a. O., S. 41 ff.) giebt einzelne Nachweise, welche, wenn auch erst späterer Zeit entstammend, doch den Eindruck ahnen lassen, den diese farbenglühenden Bildwerke in erhöhtem Maße hervorgerufen haben müssen, als ihnen noch der volle Reiz der Neuheit anhaftete. Hier sei nur das Gleichniß des Provenzalen *Peire Vidal* (um 1200) angeführt, der von seiner Geliebten singt: „Wie der, welcher ein Fenster angafft, das ihm schön im Sonnenglanz erscheint, so, wenn ich sie betrachte, habe ich solche Süßigkeit im Herzen, daß ich ihrentwillen, die ich also sehe, mein selbst vergesse.“

36) *Dr. W. Lübke*, Ueber die alten Glasgemälde der Schweiz, Zürich 1866, S. 13.

37) Die angeführte Stelle ist nach der Ausgabe von *Jarnke* (Str. 82) von *Orte* entnommen (Handbuch der kirchlichen Kunst-Archäologie, Bd. I, Leipzig, 1883, S. 54). In der mir vorliegenden Ausgabe von *K. A. Zahn* nach der *Heidelberger Handschrift Nr. 383* lautet dieselbe:

„Man sol uns an dem liehre  
Krißen gelovben kunden vnd krißtes ammer“

(Der Jüngere *Tituel*, Quedlinburg u. Leipzig 1842, S. 38, Vers 386).

38) *H. Springer*, Handbuch der Kunstgeschichte, Bd. II: Das Mittelalter. Leipzig 1898, S. 245 f.

39) *Schnaase*, a. a. O., Bd. III, S. 543. Dieser Gedanke spricht auch aus folgenden Aeußerungen: „Offenbar hängt die Blüthe dieser Kunstgattung mit der fortschreitenden Entwicklung des gothischen Styles zusammen, der bei seinen weiten Fensteröffnungen ihrer nothwendig bedurfte“ (a. a. O., S. 549) und ferner noch scharfer, wenn er weiterhin (a. a. O., S. 553) bemerkt: „Der gothische Styl forderte und begünstigte die Fenstermalerei“ etc. Auch *v. Bezold* ist der Ansicht, daß ein gewisses Dämmerlicht, wie es durch den Verschluss mit farbigen Fenstern erzielt wird, eine „nothwendige und unerlässliche Voraussetzung“ für die richtige Raumwirkung des gothischen Kirchenbaues ist. (*G. v. Bezold*, Die Entstehung und Ausbildung der gothischen Baukunst in Frankreich. Berlin 1891, S. 20.)

40) *Schnaase*, a. a. O., Bd. III, S. 550.

41) Eine inhaltsreiche mit Abbildungen ausgestattete Betrachtung der zur Zeit in der Restauration begriffenen Rosette der Kathedrale von *Lausanne* giebt *Rahn* im XX. Bande, Abtheilung I, Heft 2, der *Mittheilungen*

der antiquarischen Gesellschaft in Zürich (Zürich 1879).

42) *Didron aîné*, *Annales archéologiques*, Bd. X, Paris 1850, S. 2.

43) *Westlake*, a. a. O., Bd. I, S. 46.

44) Siehe hierüber *Bucher*, a. a. O., Bd. I, S. 19. — In Deutschland scheint die Kunst des Zellen-schmelzes durch die griechische Prinzessin *Theophanu*, die Gemahlin Kaiser *Otto's II.* in Anregung gebracht worden zu sein. Der kunstverständige Bischof *Bernward* von *Hildesheim* († 1022) war vor seiner Berufung auf dortigen Bischofsstuhl der Lehrer ihres Sohnes, *Otto's III.* Aus seiner Zeit stammen die ersten deutschen Schmelzarbeiten in byzantinischer Weise, über deren Technik uns *Theophilus* im 50. Kap. „*De electro*“ des 3. Buches seiner *Schedula* berichtet. Uebrigens lieferte *Konstantinopel* noch bis in's 13. Jahrhundert zahlreiche kostbare Goldschmiedearbeiten mit Schmelzmalerei.

45) *Bucher*, a. a. O., Bd. I, S. 28.

46) *Le Vieil*, a. a. O., Bd. I, S. 61. Anschließend daran bemerkt derselbe: „Welche Nation hat wohl je die Chemie so fleißig getrieben, und deren praktische Kenntniß auf einen so hohen Grad gebracht als die Deutschen? Welche Entdeckungen in der Kunst, Glas zu machen, dasselbe zu färben, ja ihre metallische Bestandtheile zu bestimmen, hat man nicht ihnen zu verdanken?“ etc. etc.

47) Auch *Ortin* giebt in seinem mehrfach angeführten Werke *Le Vitrail* auf Pl. XVII unter der Bezeichnung „*Essai de classification des Ecoles françaises de Peinture sur verre*“ eine Uebersichtskarte, auf welcher das ganze Gebiet von *Elßas* und *Lothringen* einbezogen ist. — Unter diesem Gesichtspunkte ist auch das Urtheil des französischen Kunsthistorikers *Goussé* zu betrachten, der in seinem Werke „*L'art gothique*“ in der Meinung, Originale vor sich zu haben, über die Fresken, welche der Verfasser 1886 im Chor der *St. Martinskirche* zu *Freiburg* in frühgothischem Stile ausgeführt hat, sich äußert: „*Les précieuses peintures du chœur de Saint Martin à Fribourg en Brisgau, exécutées comme toutes celles de la région rhénane, a cette époque, sous l'influence française.*“

48) Katalog der im germanischen Museum befindlichen Glasgemälde aus älterer Zeit, Nürnberg 1884, S. 5. — Im „*Kulturhistorischen Bilderatlas*, II, Mittelalter“, Leipzig 1883, giebt *Essenwein* auf Tafel XXXVI unter der Bezeichnung „*Könige und königliche Insignien II. bis 12. Jahrh.*“ eine Abbildung der Figur des *David* aus den *Augsburger Fenstern*. Hierdurch ist seine Ansicht über die Zeitstellung der letzteren annähernd festgelegt, und es können somit auch nur die französischen Arbeiten aus dieser Periode für sein Urtheil in Vergleich gezogen werden. Unter den hiesfür in Betracht kommenden französischen Werken, welche sämtlich genügend bekannt sind, findet sich aber thatsächlich nichts, was irgend wie als vorbildlich erfasst werden könnte.

49) Eine farbige Abbildung bei *Begule*, a. a. O.

50) Die Portalsskulpturen der *Abteikirche de la Madeleine* zu *Vézelay* in *Burgund*, von welchen das *Palais du Trocadéro* in *Paris* treffliche Abgüsse besitzt, sind wohl durch zahlreiche Abbildungen genügend bekannt.

Vorzügliche größere photographische Nachbildungen der letzteren, sowie zahlreicher weiterer für unsere Frage in Betracht kommender französischen Skulpturen des 12. Jahrhunderts bei P. Franz Marcion, *album du Musée de sculpture comparée (Palais du Trocadéro)*, Paris (ohne Datum). — Eine farbige Aufnahme der Malereien von Notre-Dame zu Montmorillon findet sich bei Gélis et Didot et J. Laffillé, *La peinture décorative en France du XI<sup>e</sup> au XII<sup>e</sup> siècle*, Paris (ohne Datum).

51) Eine farbige Abbildung bei Dolmetsch, a. a. O., Tafel 33.

52) Siehe hierüber auch Dr. Fr. v. Reber, *Kunstgeschichte des Mittelalters*, Leipzig 1886, S. 423.

53) Der Kopf stammt nach Angabe des Besitzers, dessen freundlicher Aufmerksamkeit ich die Wiedergabe verdanke, aus einem seit vielen Jahren als Branerei benützten Klosterraume der alten Abtei Weissenburg im Elsaß. Aus einem Stücke grünlich-weißem Glase bestehend, hat derselbe eine Höhe von 20 cm. Das Glas ist dick, von ungleicher Stärke, auf der Vorderseite schwach patiniert, auf der Rückseite etwas stärker feinkörnig angefrassen, jedoch ohne wesentliche Beeinträchtigung der Durchsichtigkeit. Das in den Konturen deckend und theilweise ziemlich pastos aufgetragene Schwarzloth ist fast vollständig intact und noch vollkommen fest auf dem Glase haftend. Die glatt aufgetragene Schattierung ist von neutralem Ton. In der Zeichnung ist die Behandlung der Nasenflügel, des Bartes und des Haupthaars bemerkenswerth. Es ist mir kein Beispiel bekannt, das vollkommen übereinstimmende Darstellungsweise zeigt. Die Annahme, daß das Stück möglicher Weise als Christuskopf anzusehen, hat die Auslegung der Bänder als naive Andeutung der Dornenkrone zur Voraussetzung. An eine eigenthümliche Haarfeisur kann nicht wohl gedacht werden. Das Flechten des Haupthaars begegnet uns ja auch in der männlichen Tracht des frühen Mittelalters (siehe hierüber den Artikel „Coiffure“ bei Viollet-le-Duc, *Dictionnaire raisonné du mobilier français*, Bd. III), aber gerade die untere Haarparthie, die hiefür in Betracht käme, ist auf unserem Bilde nur gegliedert, ähnlich wie auf den Miniaturen des Wischerhader Evangelistariums, während die bandartige Theilung nur bis auf die Höhe des Jochbeines herabzieht. Für die Zeit, welche für unser Stück allein in Betracht kommen kann, würden wir nun allerdings vor einem Ausnahmefall stehen, wenn wir die Bänder als Dornenkrone deuten. Diese ist in der romanischen Kunst bei Darstellung des Gekreuzigten, soweit bekannt, nicht üblich und sie fehlt selbst meist noch in der älteren gothischen Zeit. Bei dem romanischen Kreuze in der Bocklin-Kapelle des Freiburger Münsters ist dieselbe augenscheinlich eine spätere Zuthat. Eine Darstellung aus dem 11. Jahrhundert zu S. Urbano (Rom) zeigt zwar, sofern man einer mangelhaften Nachbildung Rohault de Fleury's (*L'Évangile*, Tours 1874, Bd. II, Pl. LXXXIX) vertrauen darf, den Gekreuzigten, das Haupt mit einem dornenkrone-ähnlichen Reif umzogen, aber das wäre der einzige Ausnahmefall, den ich zu nennen vermöchte. Eine genaue Zeitstellung des Fragmentes ist, aus den angeführten Gründen, nicht zu gewinnen. Beim Vergleiche mit dem auf Seite 101 abgebildeten Kopfe aus Le Mans ist zu

beachten, daß auch dieser im Originale eine einfache Schattierung in dünnem Schwarzlothaustrag zeigt.

54) Bezüglich Neuweiler siehe Anmerkung 13. — Die Fragmente von St. Parrokli zu Soest zeigen verwandte Züge zu den bekannten Antependiengemälden von dort.

55) Siehe Nr. 16 dieser Anmerkungen.

56) Heiligenkreuz wurde 1135 von Markgraf Leopold dem Heiligen aus dem Hause Babenberg gegründet. Die Grisailen schmückten ursprünglich wahrscheinlich die Fensteröffnungen des Schiffes, in die sie ihrer Größe nach genau passen. Für die Abbildung wurden die beiden von Schäfer und Kostäuscher (a. a. O.) wiedergegebenen Fenster gewählt, da bei den im Uebrigen sorgfältigen Aufnahmen von A. Camesina (Glasgemälde aus dem 12. Jahrhunderte im Kreuzgange des Cistercienserklosters Heiligenkreuz im Wienerwalde, Wien 1859) leider die Bleifassung, in vollständiger Verkenntnis ihrer technischen und künstlerischen Bedeutung, fast vollständig weggelassen ist. Ueber die Technik der Zeichnung siehe auch Seite 122, Anmerkung 9.

57) Vorwiegend beschränken sich die in den französischen Cistercienserkloestern erhaltenen älteren Ornamentfenster auf einfache weiße Blankverglasungen, sog. *vitreaux incolores*, wie sie übrigens theilweise auch in einzelnen deutschen Kirchen dieses Ordens Eingang fanden. Als älteste französische Arbeiten solcher Art sind die Fenster zu Bonlieu, Obazine und Pontigny zu erwähnen. Abbildungen a. a. O. bei Viollet-le-Duc u. Didron.

58) Die bezügliche Notiz findet sich bei Ottin, der a. a. O., S. 8 schreibt: *On trouve le prix du verre au XIV<sup>e</sup> siècle dans l'inventaire sommaire des archives départementales de la Côte-d'Or*, B. 4420. Dijonnais, années 1372—1373. „Verre blanc, 4 l. les cent livres, — verre saffré azuré, 8 l.; — verre rouge, 4 l.; — verre jaune, 4 l.; — verre pourpre, 8 l.“ Ein Livre ist nach heutigem Geldwerthe etwa gleich 9 Frs. 70 Cts. — Neben Blau hat somit nur verre pourpre, das ist Violet, den Preis von 8 Livres. Auch des Purpurglases wird neben Grün von Theophilus (Buch II, Kap. XII) in gedachtem Sinne erwähnt. Der Preis des letzteren ist in der angeführten Rechnung nicht genannt. Daß aber unter der Bezeichnung „saffré azuré“ blaues Glas gemeint ist, darüber giebt M. Felibien Aufschluß in seinem Werke: *Des Principes de l'Architecture, de la Sculpture, de la Peinture, et des autres Arts qui en dépendent. Avec un dictionnaire des Termes propres à chacun de ces Arts*, Paris 1697. 3. Ausgabe. Derselbe schreibt S. 510: „Saffre ou Zaffre Zaffera; selon Cardan livre cinq de subtilitate, c'est une terre minerale de couleur grise qui teint le verre, & qui luy donne une couleur bleuë propre pour les Emaux. Cesalpinus & plusieurs autres la mettent au rang des pierres minerales; elle est nommée Saffre à Saphiro à cause qu'elle donne la couleur du saphir. V. p. 183.“ ferner S. 349: „Azur. Ce que nous appellons vulgairement azur & outremer est une couleur bleuë dont les Peintres se servent. Les Arabes la nomment lazul; On le fait d'une pierre que l'on nomme lapis lazuli.“

Die Annahme, daß Cobalt, das in der Bergmanns-  
sprache noch heute Zaffer und Safflor genannt wird,  
erst 1550 entdeckt worden, ist eine irrige. Nach dieser  
Annahme warf ein Glasmacher Christoph Schürer aus  
dem Erzgebirge ein Stück Cobalt in den Glashafen, um  
seinen Meister zu necken; den entstandenen blauen Glasfluß  
habe man seiner Farbe wegen Saphir oder Zaffer,  
Safflor genannt. Aber Cobalt wurde schon in römischen  
Gläsern festgestellt, wie auch das mittelalterliche blaue  
Glas mit Cobalt gefärbt ist. Schon Heraclius (*De  
coloribus et artibus romanorum*, 2. Buch, XX) schreibt:  
„Vermale den Azur, der in der Erde gefunden wird . . .  
Diese Mischung erhält eine blaue Färbung, die dann des  
Feuers Gewalt in schwarze Glasfarbe verwandelt.“ (nach  
der Ausgabe und Uebersetzung von Jlg in *Quellenchriften*  
IV, S. 46). Diese Reaktion entspricht ganz den Eigen-  
schaften des Cobalt. Und ferner (3. Buch, XLIX, a. a. O.,  
S. 84): „Nimm ein grossium Saphir“, womit blaues  
Bleiglas gemeint ist.

Uebrigens wird auch in der mittelalterlichen Herold-  
sprache die blaue Farbe mit Saphir bezeichnet.

59) Durch den heiligen Odo v. Clugny (879—942),  
der den Brand der Kirche St. Martin zu Tours be-  
klagt, erfahren wir, daß schon die Fenster dieses Gottes-  
hauses mit blauen Glasstücken verziert waren. (Oidt-  
mann, a. a. O., S. 41.)

60) *Le Vieil*, a. a. O., Bd. II, S. 67, Anm. c.  
— Dieser Glaube erinnert an die bekannte Sage, welche

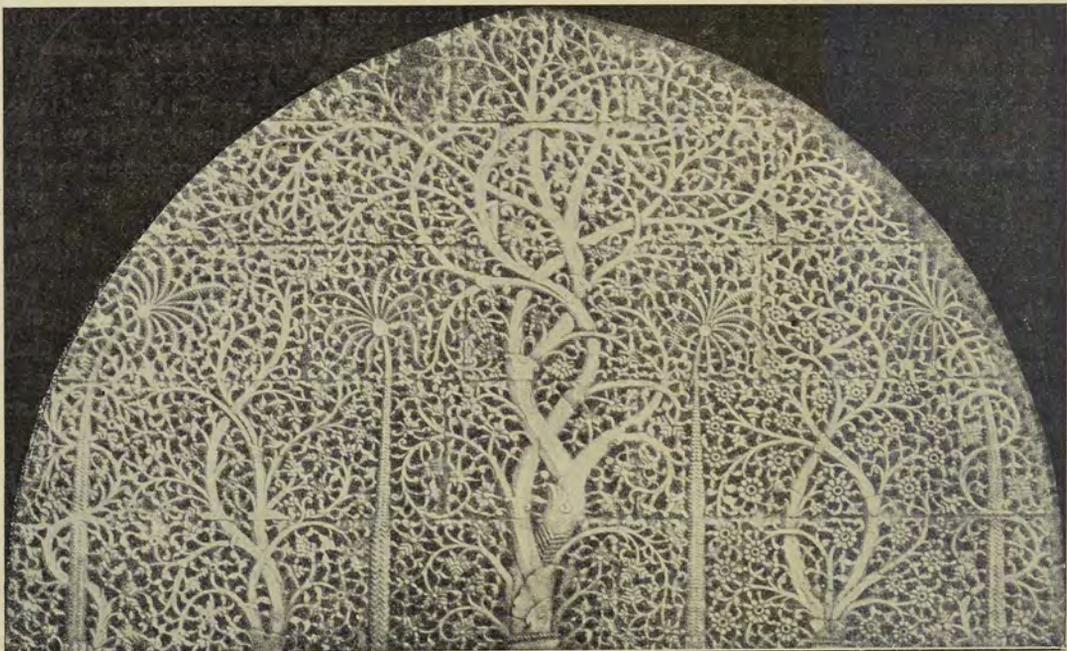
an die verschiedenen sogenannten Silbergläser  
anknüpft, deren Metall ja auch keine Spur Silber  
enthält.

61) Das kommt in den Worten zum Ausdruck,  
mit welchen Westlake in dem mehrfach angeführten  
Werke (Bd. II, S. 89) das Kapitel einleitet, in dem er  
die deutsche Glasmalerei des 14. Jahrhunderts behandelt.  
Zier schreibt derselbe: „In describing German glass,  
I do not include the work in those parts (Stras-  
burg excepted) added to that country since the last  
war; not from any national or political motive, but  
because they do not resemble so much the Rhenish  
and German work as that of centres more near to  
Paris. In writing this history, I have been surprised  
at, and feel sorely, the lack of German essays on their  
own specimens of this art. I am not aware of any  
great works on the glass in Germany, which are to  
be compared with those on French, or even on Eng-  
lish art.“ — Ebenso anerkennt er aber doch einigermaßen  
die Eigenart der deutschen Glasmalerei wenigstens für diese  
Zeit, indem er bemerkt: „In the fourteenth century, Ger-  
many especially in its Rhenish provinces and in  
Bavaria, had made great progress in the development  
of a national and characteristic style.“

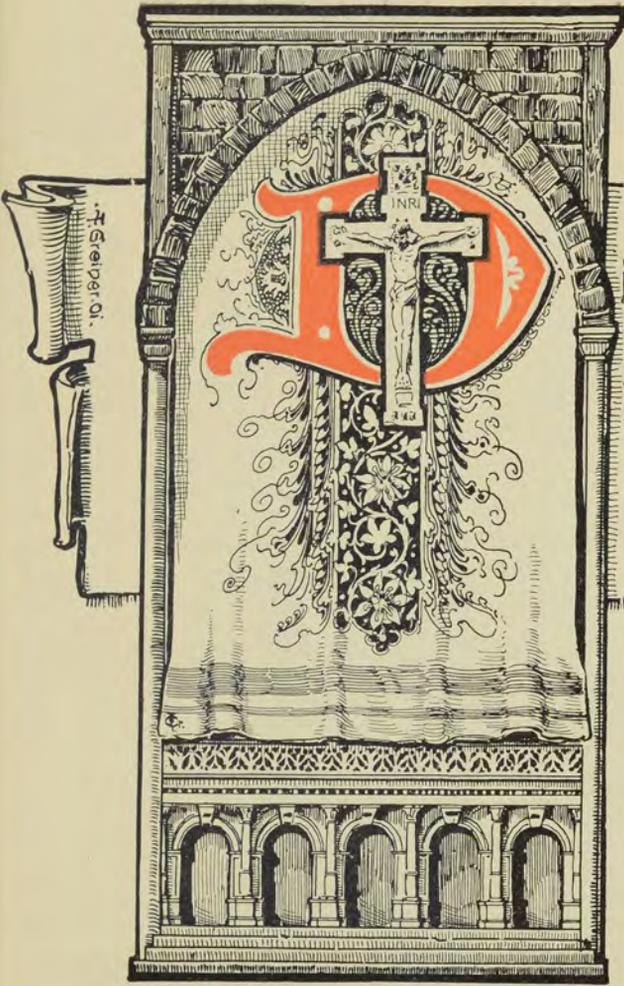
62) *Lasteyrie*, *Histoire de la peinture sur verre*,  
Paris 1853—57, S. 217.

63) *Viollet-le-Duc*, a. a. O., S. 439 und 441.

64) *Westlake*, a. a. O., Bd. II, S. 94.



94. Geschnittenes Steinfenster aus der Moschee zu Ahmedabad, nach Walter Crane.



# Das Fasten- oder Hungerbuch im Münster A. S. in Freiburg von F. Schöber, Geistl. Rath u. Dompfarrer.

## I. Allgemeines.

I. Von jeher hat die Kirche sich bemüht, durch die ihr dienenden Künste die Thatsachen und Geheimnisse der Offenbarung zum ebenso klaren als erhebenden Ausdrucke zu bringen. Kunst und Künstler ihrerseits boten alle Schöpfungskraft auf, um dieser edelsten unter ihren Aufgaben, das Göttliche darzustellen, gerecht zu werden. So ist es insbesondere die Passion

unseres Herrn, sein bitteres Leiden und Sterben, das in Poesie, Musik, Malerei und Plastik in mehr oder weniger kunstvoller Form, aber immer mit dem besten Können und Empfinden zur Darstellung für Auge und Ohr gekommen ist.

Wie reich ist das mittelalterliche Kirchenlied von Passionsliedern und wie erklingt die Harfe so tief in die Volksseele hinein:

„Bei stiller Nacht, zur ersten Wacht,  
Begann ein banges Klagen;  
Ich nahm in Acht, was da man sagt',  
Thät hin die Augen schlagen.

Ein junges Blut, gar fromm und gut,  
Alleinig, ohn' Gefährten,  
Lag voller Noth, betrübt zum Tod,  
„Im Garten auf der Erden“.

(Magnificat, S. 464.)

„O Traurigkeit, o Herzeleid!  
Ist das dann nicht zu klagen?  
Gott des Vaters einzig Kind  
Wird an's Kreuz geschlagen!“

(Magnificat, S. 473.)

Was Poesie und Musik im Herzen anregten, das erweiterten und ergänzten die bildenden Künste.

Wer kennt nicht die ergreifenden Stationsbilder eines Holbein d. ä., eines Albrecht Dürer, eines Adam Krafft? Wie sinnig sind die Anlagen der Calvarienberge, an denen man hinaufwallt

von einer Leidensstation zur anderen bis zur Höhe, wo das Kreuz errichtet ist? Unvergeßlich wird mir bleiben der Calvarienberg bei Varallo (bei Mailand), wo in überlebensgroßen Bildern die Geheimnisse des Leidens unseres Herrn zur Darstellung kommen.

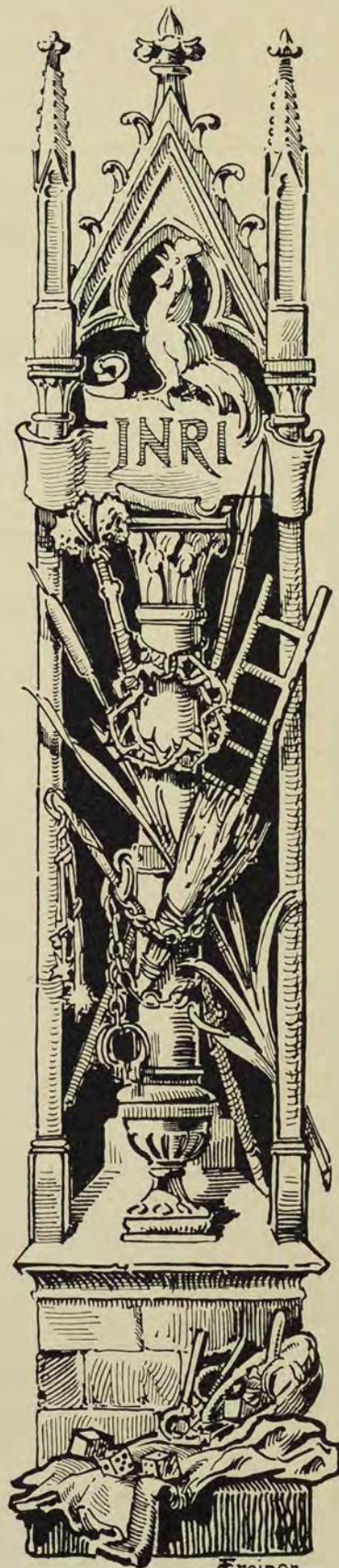
Die aufgehende südliche Sonne verklärte bei meinem damaligen Besuche mit ihrem Frühroth die Leidensszenen und die unvergleichliche Umgebung.

Noch darf ich erwähnen, wie in den alten Kirchen am Triumphbogen ein großes mächtiges Kreuzifix aufgehängt war oder auf einem Querbalken stand, der auf den Kämpfern des Chorbogens lag.

2. Hörte die Kirche unter dem Jahre nie auf, „den Tod des Herrn zu verkündigen“, so verdoppelte sie jeweils ihren Eifer, wenn die hl. Fastenzeit wiederkehrte.

Der Schmuck der Altäre wird beseitigt, die Gemälde sind verhüllt, das fröhliche Allelujah ist längst verklungen, die Musik begleitet nur in sanfter Weise den Gesang, die Szenerie für das beginnende Gottesdrama der Passion wird immer ernster gegen die Charwoche hin, — immer mehr hüllt sich die Kirche in ein Trauergewand.

Und in dieser Absicht der Kirche, die Leiden Christi recht eindringlich darzustellen, zur Buße und zum Mitleiden mit Jesu, zum Fasten aufzufordern, hat das Fasten- oder Hungertuch seinen Ursprung und seine Erklärung zu suchen.



Freiner.

## II. Das Fasten- oder Hungertuch.

Was ist das Fastentuch? Es ist ein großes Tuch, das zwischen Chor und Schiff der Kirche, also beim Triumphbogen, ausgespannt wird zur Zeit der Quadragesimalfasten; erst am Charfreitag entfernt. Ueber sein Alter sind wir bis in's 9. Jahrh. nicht im Ungewissen.

Das Fasten- oder Hungertuch, *cortina, velum s. circitorium quadragesimale, texture de carême, drap de faim* genannt, ist im 9. Jahrhundert nachweisbar. Abt Hartmodus von St. Gallen († 895) schickte an die Kirche daselbst ein „*velum optimum quod adhuc hodie in Quadragesima ante crucem extra chorum appenditur, per manus sororis suae nomine Richlin contextum*“.

Den Gebrauch, d. i. die liturgische Verwendung, desselben theilen näher mit die *Constit. Hirsaug.*, die *Vet. Liturg. Alleman.*, ein Concil von Exeter 1287, eine *Ordinatio* des Erzbischofs Lucas von Cosenza im 13. Jahrh. (vgl. d. Art. in *Wexer und Welte, Kirchenlexikon, II. Aufl.*).

Fastentücher haben sich erhalten in Trient, Münster, Saltern und Dülmen, Sittau (jetzt im Museum in Dresden), Hellefeld, Freiburg.

Die Fastentücher waren von weißem, grauem oder violetterm Leinen, theils gemalt, theils gestickt.

So hat eine Sophia Hadewigis Lucardis im 14. Jahrh. ein nach Technik und Ausführung gleich meisterhaftes Fastentuch gestickt für das Kloster Altenberg a. d. Lahn (l. c.).

Ein auf Leinwand gemaltes Fastentuch bei den Aposteln in Köln ging vor einigen Jahren durch Brand zu Grunde.

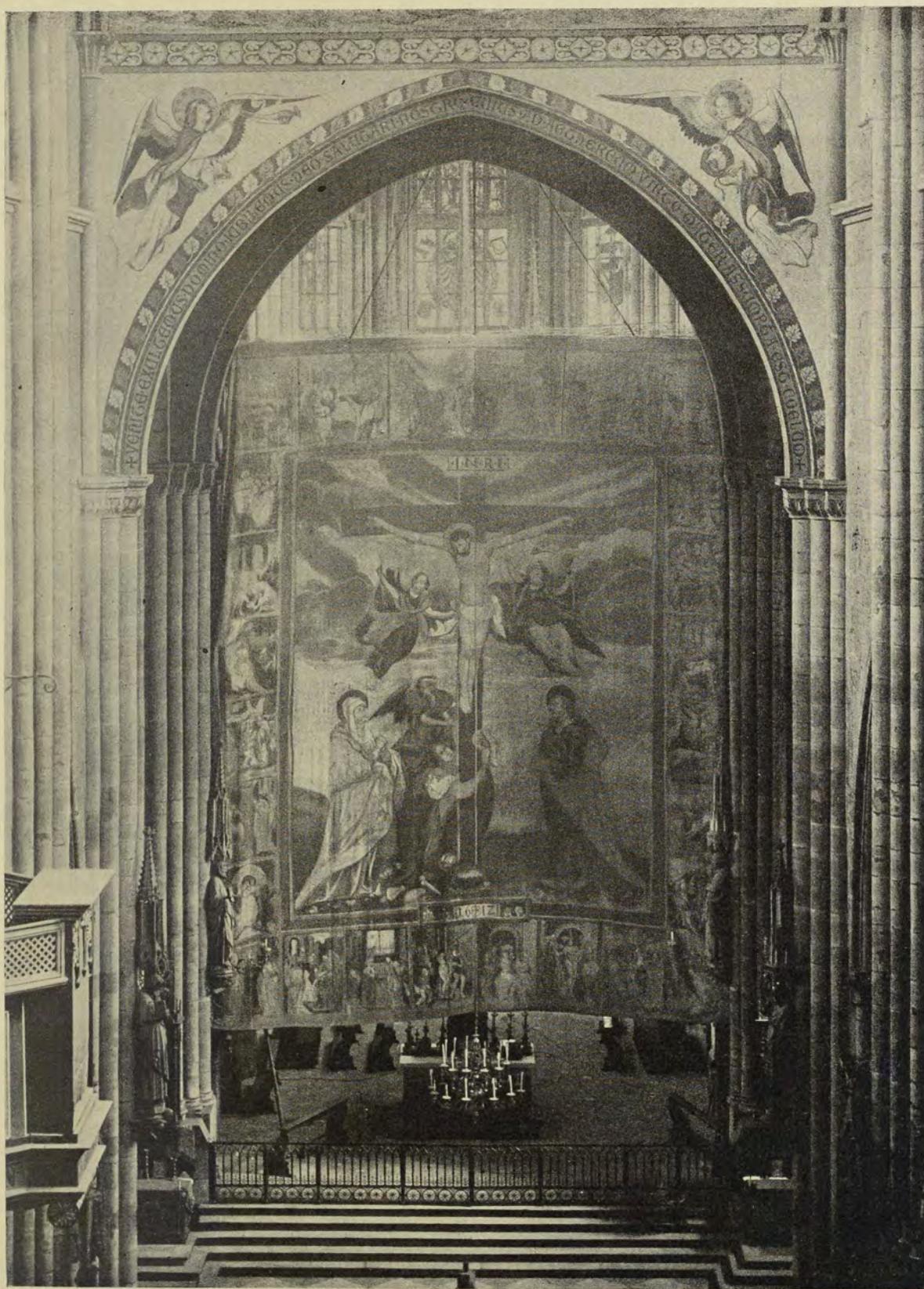


Fig. 1. Gesamtansicht des Saftentuches.  
Nach Aufnahme des Hofphotographen E. Ruff

Bei einer Kunstausstellung in Münster 1879 waren vier leinene Fastentücher in Siletarbeit aus dem 17. Jahrhundert ausgestellt. Eines davon, aus der Kirche zu Telgte, hatte 66 Darstellungen, meist aus der Passion Christi, und die Inschrift: Ad passionis salutaris memoriam et ecclesiae Telgetensis ornamentum A. D. MDCXXIII acu pictum. Ein anderes aus Vreden hatte 11

Darstellungen aus der Passion und 20 Wappen, gefertigt 1623, ein drittes aus Hellefeld mit Doppelumschrift aus dem Fasten- hymnus

„Ex more docti mystico  
Servemus hoc jejunium.“  
(l. c.)

Aus dieser Inschrift geht klar die Beziehung des Fastentuches zum kirchlichen Fasten hervor, daß es nämlich an das vierzig-tägige Fasten erinnern und dazu auf-fordern soll, so lange es auf-gehängt ist.

Ein Fastentuch aus grobem Leinen, in welches mit blauen Zwirnfäden die Darstellungen der Passion und Inschriften ein-gestickt sind, findet sich im Diözesanmuseum in Münster (l. c.).

Erwähnt sei noch ein einheimisches, außer Brauch gesetztes Fastentuch, das auf Leinwand gemalt ist, Jesus auf Maria Schoofs, das Vesper-bild, im Münster in Konstanz.

Mit dem Fasten- oder Hungertuch hängen die im Volke üblichen Sprüchwörter zusammen, „am Hungertuch nähen“, „am Hungertuch flicken“, „am Hungertuch nagen“, auf königlicher Tafel breitet man kein Hungertuch“, „de hungerdook is follen d. h. die Fastenzeit ist zu Ende“. (l. c.)

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen be-trachten wir

### III. Das Frei-burger Fasten- oder Hunger-tuch.

I. Es ist auf-fallend, wie bei Herstellung der uns noch bekann-ten Fastentücher die Frauen be-theiligt sind. Sie haben ja auch thatsächlich das Garn gesponnen, die Strickereien gefertigt, die Siletarbeiten ge-macht.

Wenn nun die Sage sich dessen bemäch-tigt, wie gerade beim Freiburger Fastentuche, so finden wir dieses sehr begreiflich.

Es soll aus dem jetzigen

Schubert'schen Hause am Münsterplatze die Frau scheintodt begraben worden sein. Der Todten-gräber wollte die Leiche wegen eines kostbaren Ringes am Finger berauben, öffnete den Sarg und floh dann, als die Frau die Augen aufschlug und sich aufrichtete. Spät Abends stellte sich die wieder auferstandene Frau vor ihrem erstaunten und erschrockenen Manne ein; er will es nicht begreifen und glauben, daß sie lebe. Darauf sagte

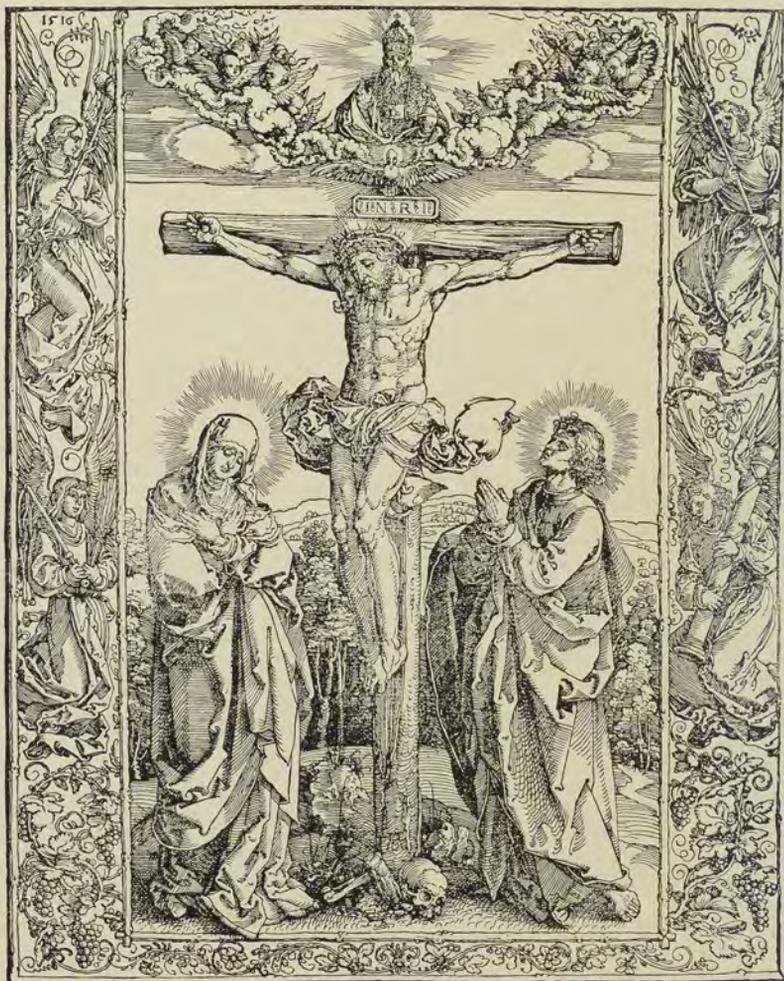


Fig. 2. Kreuzigungsgruppe nach einem Holzschnitte von Albrecht Dürer.

BIBLIOTHEK

BIBLIOTHEK

sie: „So sicher im Dachfenster zwei Pferdeköpfe herauschauen, so sicher bin ich Deine Frau, die lebendig begraben war.“

Nachdem die Frau sich wieder erholt hatte, begann sie ein mächtiges Tuch zu sticken, das sie dem Münster gelobt hatte zum Danke für ihre Rettung. Nach vielen Jahren hatte sie es voll-



2. Das jetzige, von 1612 datierte Fastentuch hängt für gewöhnlich auf einer Holzwalze aufgewickelt an der innern Chorwand, nahe am Chorgewölbe: seine Breite ist 10 m, seine Länge 12,25 m, der Quadratinhalt 122,5  $\square$  m. Es ist aus 13 Bahnen grauer Leinwand zusammengesetzt.



Fig. 3. Obere Hälfte des Hauptbildes.  
Nach Aufnahme von Heliograph C. Ruf.

endet und war dabei fast blind geworden (vgl. Waibel, Sagen Freiburgs und des Breisgaues).

Wenn dieser Sage eine historische Wahrheit zu Grunde liegt, so ist jedenfalls das jetzige Fastentuch damit nicht gemeint, noch weniger das von Baumeister Wenzinger Ende des 18. Jahrhunderts erbaute jetzige Schubert'sche Haus.



Das Bild besteht aus einer 6 m in der Breite messenden Mittelgruppe, die von einem gemalten Rahmen (Arabesken und Engelköpfschen) begrenzt ist, im Stile der deutschen Renaissance des 17. Jahrhunderts. Um diesen Rahmen ziehen sich rings um die Bilder der Passion als getrennte Darstellungen. Ein einfacher Rand umschließt das ganze Fastentuch.



Fig. 4. Die unteren Passions-Darstellungen des Fastentuches.  
Nach Aufnahme von Hesp photograph C. Ruf.

Die Farbe, wahrscheinlich in Tempera, ist leicht aufgetragen; von den kleineren Darstellungen ist das untere Bilderfries am besten erhalten, und zeigt uns die Mache des Malers. Derselbe malte mit den Mitteln und nach Art der Wandmalerei; das Ganze hat jetzt einen zum Münster sehr gut gestimmten Frescoton.

Während die kleinen Darstellungen der Passion ein Feld von 1,25 : 2,5 einnehmen, zeigt das Mittelbild große Maßverhältnisse: der Christuskörper mißt 3,30 m, Maria 3,6, Johannes 3,6 m, die knieende Magdalena 2,5 m, der Querbalken des Kreuzes 4,8 m, der Nimbus des Hauptes 0,61 cm.

3. Die Passion beginnt links oben mit der Darstellung des letzten Abendmahles und bewegt sich fortlaufend abwärts und endet links oben wieder mit dem jüngsten Gerichte.



Fig. 5. Der Schmerzensmann.  
Titelbild zu Albrecht Dürer's Holzschnitt „Die große Passion“

Eine Zusammenstellung mit der Dürer'schen Passion ergibt, daß unser Meister Mariä Verkündigung, Geburt Christi, Jesu Abschied von seiner Mutter, den Einzug in Jerusalem, die Vertreibung der Käufer und Verkäufer, diese einleitenden Vorgänge zur Passion, ausläßt; vom letzten Abendmahl aber bis zur Auferstehung Christi hat er alle Dürer'schen Motive mit Ausnahme der Beweinung Christi am Fuße des Kreuzes, dafür aber die Beraubung der Kleider und die Frauen am Grabe. Unser Meister läßt dann wieder aus die Erscheinung des Auferstandenen bei seiner Mutter, die Jünger in Emaus und Thomas berührt die Wunden des Herrn. Die Passionsdarstellungen sah auch unser Maler wie seine alten Vorgänger mit der Auferstehung nicht abgeschlossen, es folgen noch die Himmelfahrt des Herrn, die Ausendung des hl. Geistes und die Wiederkunft des Herrn am Weltgerichte. So bringt es unser Meister auf 25 Scenen, während Dürer deren 34 hat.

Sie folgen sich (ohne das Mittelbild) also:

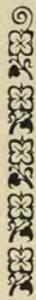
1. Abendmahl,
2. Fußwaschung,
3. Gelberg,
4. Judaskuß,
5. Jesus vor Annas,
6. Jesus verspottet,
7. Jesus vor Pilatus,
8. Jesus vor Herodes,
9. Jesus vor Caiphas,
10. Jesus wird gegeißelt,
11. Jesus mit Dornen gekrönt,
12. Ecce homo,
13. Jesus zum Tode verurtheilt,
14. Jesus fällt unter dem Kreuze,

15. Jesus seiner Kleider beraubt,
16. Jesus an's Kreuz genagelt,
17. Jesus mit den Schächern gekreuzigt,
18. Kreuzabnahme,
19. Grablegung,
20. Auferstehung u. Hinabsteigen in die Vorhölle,
21. Frauen am Grabe,
22. Jesus erscheint Magdalena,
23. Himmelfahrt Christi,
24. Sendung des hl. Geistes,
25. Weltgericht.

4. Als 26. Hauptdarstellung soll schon durch Stellung und weit überragende Größe die Mittelgruppe zum Ausdruck kommen, nämlich Christus am Kreuze, „Crucifixus est pro nobis“. „Unsere Sünden trug er selbst an seinem Leibe auf dem Holze, damit wir, abgestorben der Sünde, in Gerechtigkeit leben, durch dessen Wunden ihr seid geheilt worden“. I. Petr. 3, 18

Der Maler läßt die Schädelstätte einsam und öde; im düstern Gewölke sind noch die Reste der Finsterniß geblieben, Alles hat die Richtstätte verlassen, der Erlöser ausgelitten, sein Haupt ist nach rechts geneigt; drei schwebende Engel fangen in goldenen Kelchen die letzten Blutstropfen auf, die noch aus den fünf Wunden träufeln.

Am Kreuze stehen allein die Mutter und der Lieblingsjünger, der neue Sohn, die neue Mutter, während Magdalena knieend den Kreuzes-



stamm umfaßt. Das „Stabat mater dolorosa“ hat der Künstler zum würdigen Ausdruck gebracht. Johannes erfüllt die erste Pflicht der Theilnahme und Hilfe eines Sohnes unter dem Kreuze. Am Boden liegen ein Schädel (Schädelstätte) und einige Gebeine, das Zeichen von der Sünde Sold; doch blühen auf dem Grunde einzelne weiße Blümchen, das Sinnbild, daß der Tod

dem Leben weichen muß und jenen Blüthen und Früchten, die auf dem neuen Acker Gottes aufgehen sollen, der mit dem Thau des hl. Blutes Christi benetzt ist.

So wird nun bald 300 Jahre lang dieses Bild den Gläubigen in der Fastenzeit gezeigt; wohl ist die Frische der Farbe geschwunden, nicht bleicht und wird schal sein Inhalt, der immer noch die Menschenherzen erfassen und rühren kann.



#### IV. Besteller und Maler des Fastentuches.

I. Wir sehen jetzt von der Sage

über das Freiburger Fastentuch ab und untersuchen das Tuch selbst, seine eigenen Angaben und was aus anderen Mittheilungen bekannt ist.

Das Fastentuch wurde von unser Lieben Frauen Münster bestellt und 1612 ausgeführt. Dafür zeugt das bekannte Hüttenzeichen dieses Baues, das am Fuße des Kreuzes in der Mitte zwischen der Jahreszahl und vier Wappenschilden (mit Helmzier) angebracht ist; es ist das bekannte



Fig. 6. Franz Aepffel's Gemälde „Jans von Schönau“ im Heiliggeist-Spital.

Nach Aufnahme von Sophtograph C. Ruf.

Kreuz mit gespaltenen unteren Längsbalken **†**  
 das bald roth auf silber, bald silber auf roth  
 vorkommt (hier weiß [silber] auf rothen Grund).  
 Die Fabrikrechnung vom Jahre 1612 (Weihnachten  
 1611 bis wiederum Weihnachten 1612) unter  
 Gallus Wey, Schaffner, führt unter den „Ußgaben  
 Insgemein“ an:

„Item dem Maler zalt vom Fastentuch  
 62 fl 10 r.“

Bei dem Rechnungsabschluß sind unterzeichnet

Anthonij Scherer, Obristenmeister, Pfleger,  
 Burkardt Frowenfelder,  
 Gallus Wey, Procurator Fabricae.

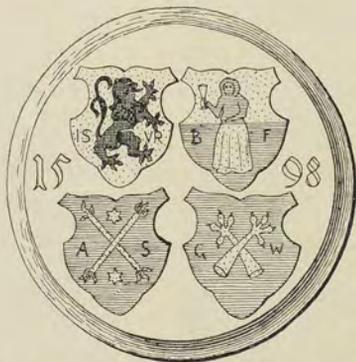


Fig. 7. Wappen am Gewölbchen des Vorraumes der  
 Schatzkammer:

B. F. = Burkhardt Frowenfelder,  
 A. S. = Antonius Scherer, Obristmeister,  
 G. W. = Gallus Wey, Procurator Fabricae.

Die Vermuthung bewahrheitete sich, daß die  
 vier Wappen diejenigen der sog. 3 Fabrikpfleger und  
 des Procurators seien. Aus dem Städt. Aemterbuch  
 1612 ergeben sich als Pfleger 1612: 1. Junker  
 Hans Philipp, Vogt von Altsumerau und Pras-  
 berg zu Dachwangen, Bürgermeister. 2. Burkart  
 Frowenfelder, Altobristenmeister. 3. Anthonij  
 Scherer, Obristmeister. 4. Procurator Gallus Wey.  
 Was die Wappen hier, das sind auf der Rückseite  
 des Hans Baldung'schen Hochaltars im Münster  
 die 4 Porträts der damaligen Pfleger und des  
 Procurators mit Madonna und Jesuskind.

Zum Ueberfluß des Nachweises finden wir  
 im Jahr 1598 dieselben Wappen am Gewölb-  
 chen des Vorraums der Schatzkammer im Schluß-  
 stein.

Von dem Fastentuch thun kurze Erwähnung  
 Geisinger und auch Schreiber, welch' letzterer  
 am Fastentuch und am Kreuzaltar von einem  
 Wappen redet, das einen Klüpfel zeigt. Wir  
 konnten dasselbe nirgends finden.

Bemerkenswerth dürfte noch der Umstand  
 sein, daß zur Zeit der Verfertigung unseres  
 Fastentuches der Lettner bestand. An die  
 Gallerie des Lettners, der eine Höhe von 6 m  
 hatte, schloß sich das Fastentuch, so daß der ganze  
 Chor verhüllt wurde, mit Ausnahme einiger  
 Durchblicke durch die Portalbogen des Lettners.

Auf dem Fastentuch selbst finden sich an ver-  
 schiedenen Stellen die Buchstaben gemalt:

F. M—F A.  
 DH. 1612  
 F. I. D.  
 1612.

Herr Archivar Dr. Albert hat aus den  
 Steuerbüchern der Stadt mir die Hieroglyphen  
 entziffern können. Diese Steuerbücher enthalten  
 alle Namen aller Stände der jeweiligen Steuer-  
 gemeinde der Stadt Freiburg.

M—F. A. ist der bekannte Maler Franz  
 Arparel,  
 DH. ist Daniel Hochmann und  
 I. D. ist Johann Deckh,  
 alle hiesige zeitgenössische Maler.

Von Maler Franz Arparel besitzt das hiesige  
 Heiliggeistspital das Porträt des in der Refor-  
 mationszeit für unsere Stadt berühmten Hans  
 v. Schönau. Das Gemälde wird künstlerisch  
 hoch gehalten\*).

\*) Nach einem Rechnungsausweise hat Arparel für  
 das Heiliggeistspital eine Kopie des ursprünglichen Bildes  
 (Hans v. Schönau starb 1511) gemalt. Wir geben dieselbe  
 nach einer Photographie wieder.

Das Bild ist wie aus einem mittelalterlichen Todten-  
 tanze herausgeschnitten. Der Bruder Hans wird vom  
 Tode, der ihm die abgelaufene Sanduhr vorhält, auf-  
 gefordert:

Bruoder . Hans . du . muost . von . hinnen . wer .  
 fur . dich . bit . wirstu . wol . innen .

Die Worte „wer für dich bit (nicht lit), wirst du  
 wol innen“ beziehen sich wohl auf Hansens viele Ver-  
 gabungen an Klöster und Spitäler, wofür die dankbaren

Wir dürfen der Vermuthung Raum geben, daß Arparel der Hauptantheil an unseren Gemälden auf dem Fastentuch zufällt, während die beiden anderen Maler, Hochmann und Deckh, wie gleichzeitige Maler, Christian Ankhele, Joachim Renner († 1627), David Schmidlin und Kaspar Acker, etwa im Ornament zc. behilflich waren (wir würden sie heute Dekorationsmaler nennen.)

Dies geht auch daraus hervor, daß der Maler auf Rechnung laut Einer Handschrift schon das Jahr zuvor (1611) die Summe von 62 fl 10 r. erhalten hat. Daraus hat er auch die Gehilfen befriedigt.

3. Sollen wir schließlich ein Urtheil abgeben über das Können des Malers und den

Klosterleute, Kranken und Elenden im Gebete stets eingedenk bleiben werden.

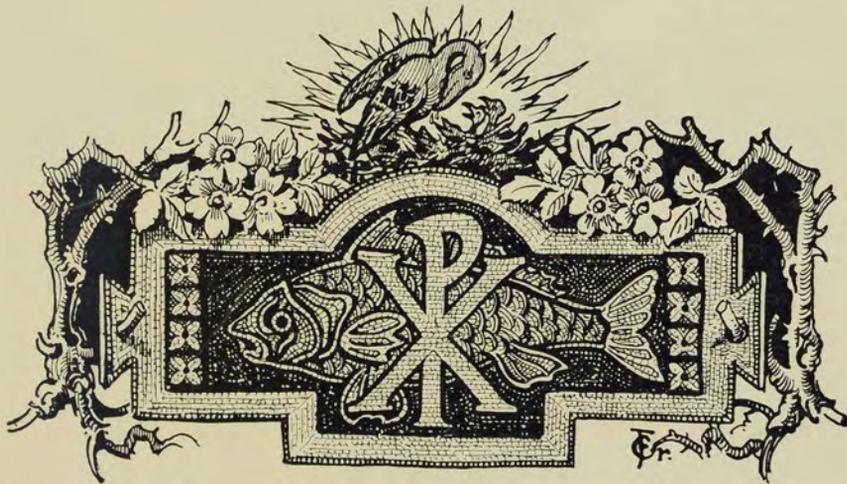
Ob das Originalgemälde noch vorhanden ist, wird schwer zu ermitteln sein. Dasselbe war offenbar auf Holz gemalt; Arparel kopierte auf Leinwand und zeigt seine Manier wenig von derjenigen der mittelalterlichen Tafelbilder. Nur die Gesamtwirkung befriedigt.



Werth seines Werkes, so dürfen wir zugeben, daß derselbe in der Zeichnung Meister war; mit tiefer Empfindung ist beispielsweise das Haupt des Erlösers mit den im Tode brechenden Augen gemalt. Die Gruppierung läßt nichts zu wünschen übrig; sie hat wohl Vorbilder gehabt, aber kann auch wieder vorbildlich gewirkt haben. Das Kolorit war ein klares und harmonisches, wie die Reste guterhaltener Stellen darthun.

Der Maler hat jedenfalls seinen Zweck erreicht, in einer großangelegten Kreuzigungsgruppe Auge und Herz der Andächtigen anzuziehen, zur Betrachtung anzuregen, den des Lesens Kundigen und Unkundigen in die Geheimnisse vom Golberg und Calvaria einzuführen, mächtig die Seiten der Seelen anzuschlagen zum Mitleid und zur Trauer über Leiden und Tod des Gottmenschen.

Möge eine pietätvoll ausgeführte Restauration das Werk wieder auffrischen, dem Ruin entreißen und späteren Jahrhunderten weiter überliefern!





Zwei Engel mit dem Schweistuche der Veronika.  
Nach einem Kupferstiche von Albrecht Dürer.

# Rechenschaftsbericht zum 27. Jahrlauf

vom 16. August 1900 bis 28. September 1901.



## Einnahmen.

### I. Von früheren Jahren.

a) Kassenrest . . . . .	186	Mk.	03	Pfg.
b) Zuschuß des Großh. Ministeriums für Justiz, Kultus und Unterricht für den 27. Jahrlauf . . . . .	1000	„	—	„

### II. Laufende Einnahmen.

1. Beiträge der Mitglieder.				
a) Hiesige Mitglieder:				
328 Mitglieder à Mk. 3.— . . . . .	984	„	—	„
b) Auswärtige Mitglieder:				
130 Mitglieder à Mk. 3.— . . . . .	390	„	—	„
2. Erlös von verkauften älteren Jahrgängen der Vereinszeitschriften und aus dem Lesezirkel . . . . .	91	„	—	„
3. Zuschuß der Stadtverwaltung . . . . .	300	„	—	„
4. Verschiedene kleine Einnahmen . . . . .	25	„	70	„
Summa	2976	Mk.	73	Pfg.

## Ausgaben.

1. Aufwand für das Vereinsblatt (27. Jahrlauf, Halbband):				
a) für Druck und Papier . . . . .	1085	Mk.	25	Pfg.
b) Schriftstellerhonorare, Zeichnungen zc. . . . .	524	„	70	„
c) Verschleiß des Blattes . . . . .	134	„	42	„
2. Verwaltungskosten, Porto und Inserate . . . . .	352	„	60	„
3. für innere Bedürfnisse der Stube, als Heizung, Beleuchtung und Reinigung . . . . .	56	„	90	„
4. Vereinsbibliothek und Leserunde . . . . .	150	„	75	„
5. Vereinsabende und Ausflüge . . . . .	181	„	75	„
Summa	2486	Mk.	37	Pfg.

## Ab schluß.

Einnahmen . . . . .	2976	Mk.	73	Pfg.
Ausgaben . . . . .	2486	„	37	„
Kassenrest	490	Mk.	36	Pfg.

Zuschuß des Großh. Ministeriums für Justiz, Kultus und Unterricht für den 28. Jahrlauf im Voraus erhalten Mk. 1000.—.





## Vereinsbericht.

Wie üblich bei Abschluß eines Jahrlaufes seiner Zeitschrift veröffentlicht auch heute der Breisgauverein Schauinsland einen Bericht über die Vereinsthätigkeit, welcher die Zeit vom 10. März 1900 bis 15. November 1901 umfaßt. Diese Pflicht wird für die Vereinsleitung selbstverständlich um so leichter, je mehr sie in der Lage ist, Erfreuliches über das Vereinsleben berichten und Erfolge der Vereinsbestrebungen verzeichnen zu können.

In erster Linie muß hervorgehoben werden, daß der Verein seinen Mitgliedern und Abonnenten für den satzungsgemäßen Vereinsbeitrag von 6 Mark einen Jahrlauf von 16 $\frac{1}{2}$  Bogen (statt 12 Bogen) zu bieten vermochte, und zwar wurden davon 11 $\frac{1}{2}$  Bogen als erstes Heft und 5 Bogen als zweites Heft herausgegeben. Die Veranlassung, das erste Heft fast doppelt so stark wie gewöhnlich und besonders reichhaltig zu gestalten, gab die im September 1901 in Freiburg tagende Generalversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine, welchem auch der Breisgauverein Schauinsland als Mitglied angehört. Dem Beschlusse des Vereines, den Theilnehmern dieser Generalversammlung wie in anderen Städten eine Festgabe zu überreichen, folgte bald eine eifrige Thätigkeit im Kreise der Mitarbeiter und Schriftleitung, welche von so schönem Erfolge gekrönt war. Das zur Festschrift ausgestaltete erste Heft des 28. Jahrlaufes — in einer Mehrauflage von 400 Stück zur Ueberreichung an die Theilnehmer der Generalversammlung gedruckt — fand denn auch allseitig günstige Beurtheilung und ungetheilte Anerkennung, worauf der Verein wohl ein wenig stolz sein kann. Namens des Vereines sei daher der Schriftleitung und Allen, welche schriftstellerisch und künstlerisch zu diesem Erfolge beigetragen haben, auch an dieser Stelle herzlichster Dank ausgesprochen, insbesondere unserem Ehrenmitgliede Professor Fritz Geiges, der uns

durch ein überaus günstiges Uebereinkommen ermöglicht hat, seine schöne, reich illustrierte Arbeit über den alten Fensterschmuck des Freiburger Münsters unserem Leserkreise vorzuführen. Der schwierigen Aufgabe, das Fastentuch des hiesigen Münsters photographisch aufzunehmen, hat sich unser Mitglied Hofphotograph C. Ruf in bekannter Opferwilligkeit und mit gutem Erfolge unterzogen.

Ueber das Gebiet der Abhaltung von Vereinsabenden mit Vorträgen, welches der Verein seit seiner Gründung pflegt, kann ebenfalls Günstiges berichtet werden. Trotzdem sich in hiesiger Stadt allmählig unter den nach Dutzenden zählenden Vereinen der verschiedensten Aufgaben ein fast übergroßer Eifer im Abhalten von Vorträgen entwickelt hat, erfreuen sich unsere Vereinsabende mit Vorträgen doch wie bisher stets großer Beliebtheit und zahlreichen Besuches. Dank der Bereitwilligkeit der Vortragenden konnten im Winter monatliche Vereinsabende abgehalten werden. Am 20. März 1900 sprach Prof. Dr. Leonhard über „Teufelspuk und Hexenbrände im hinteren Kinzigthale“; am 23. April 1900 trug Konservator Dr. Schweitzer über „Alte Kunstschätze aus dem Kloster Adelhausen“ vor; der 16. Mai 1900 brachte einen Vortrag des Dr. August Gerber über „St. Valentin“; am 14. November 1900 sprach Prof. Dr. Baumgarten über „Das Nachleben der Antike im mittelalterlichen Freiburg“; am 4. Dezember 1900 lieferte Prof. Dr. Herm. Mayer einen Beitrag „Zur Geschichte der Pest im 15. und 16. Jahrhundert“; am 29. Dezember 1900 trug Dr. Vogelsang, Privatdozent in Amsterdam, über „Zimmerbeleuchtung“ vor; am 13. Februar 1901 hielt Hofmöbelfabrikant A. Dietler unter Bezug auf eine von ihm veranstaltete keramische Ausstellung einen Vortrag über „Moderne Keramik“; am 26. Februar 1901 behandelte Prof. Emil Burger das Thema „Mittelalterliche Weltkarten“; am 15. März 1901 sprach Geistl. Rath und Dompfarrer Schober über „Das Fasten- oder Hungertuch im Münster zu Freiburg“; am 17. April 1901 behandelte Notar A. Münzer von Emmendingen „Das Leben und Wirken des Dr. Balthasar Merklin (1479—1531)“; am 14. Mai 1901 trug Dr. A. Gerber über „Die Freiburger Flößerei“ vor, und am 5. November 1901 sprach Prof. Dr. Leonhard „Zur Geschichte der Römerherrschaft in Südwestdeutschland“. Hierzu muß auch noch der am 5. Januar 1901 auf der Vereinsstube veranstalteten Dreikönigsfeier Erwähnung geschehen.

Außer der Anziehungskraft der Vortragsgegenstände aus der engeren Heimathskunde, der Kultur- und Kunstgeschichte sind es wohl der zwanglose Gedankenaustausch und die gemüthliche Unterhaltung, welche unseren Vereinsabenden eine bleibende Beliebtheit sichern. Es ist unsere Pflicht, hier auch jener Mitglieder und Freunde des Vereines dankbar zu gedenken, welche so bereitwillig dem Rufe des Kneipvogtes gefolgt sind, ihre Kunst durch instrumentale, vokale oder deklamatorische Darbietungen in den Dienst unseres Vereines zu stellen.

Von jeher war die Vereinsleitung auch darauf bedacht, ihren vielen außerhalb der Stadt wohnenden Mitgliedern ab und zu Gelegenheit zur Theilnahme an einem Vereinsabende zu geben. Ein solcher fand z. B. schon im Jahre 1892 in Emmendingen statt. Diesem folgte dann im Jahre 1894 ein solcher in Staufen, welcher zwar einen sehr schönen Verlauf nahm, jedoch von den Veranstaltern große Opfer erheischte. Recht günstig in dieser Hinsicht gestaltete sich das Jahr 1901. In erster Linie konnte der Plan, einmal in unserer Nachbarstadt Waldkirch zu tagen, verwirklicht werden. Es fand am 3. Juni 1901 dort ein Vereinsabend statt, bei welchem unser Vereinsmitglied Notar A. Münzer von Emmendingen einen Vortrag über „Dr. Balthasar Merklin (1497—1531)“ hielt. Diesem schloß sich eine gemüthliche Unterhaltung an unter freundlicher Mitwirkung des Musik- und Gesangsvereines Eintracht von Waldkirch. Am 14. September 1901 veranstaltete unser Verein dann einen Vereinsabend in Emmendingen; der Vortragende des Abends war unser Vereinsmitglied Prof. Dr. Wibel, welcher über seine „Ausgrabungen auf der Ruine Keppenbach“ berichtete. Auch bei dieser Veranstaltung hatte sich der Verein im unterhaltenden Theile der Mitwirkung einheimischer Kräfte — der Sängerrunde und des Musikvereines Emmendingen — zu erfreuen.

Auch durch Vereinsausflüge wurde der gegenseitige Verkehr der Mitglieder in den Sommern 1900 und 1901 wach gehalten, und können wir von einem Ausfluge auf den Hörnleberg und nach Simonswald (24. Juli 1900), von einem solchen auf den Schauinsland (14. Oktober 1900), weiter von einem Ausfluge

nach Lahr, Burgheim, Hohengeroldseck und Gengenbach (21. Juli 1901) und dem üblichen jährlichen Ausfluge auf den Schauinsland (27. Oktober 1901) berichten. Besondere Bedeutung gewann der Ausflug auf den Schauinsland im Jahre 1900, insoferne unser Verein zu Ehren der Wirthin des Rasthauses, Frau Hanhart, eine Feier veranstaltete. Derselben wurde vom Vereine ein von dem Mitgliede Hoflithographen Michael Wachter künstlerisch ausgeführtes Ehrenzeugniß für treue, aufmerksame Gut und gute Bewirthschaftung des Rasthauses während 30 Sommern überreicht. Auch der Ausflug nach Lahr, Burgheim, Hohengeroldseck und Gengenbach (1901) muß besonders hervorgehoben werden; er war äußerst lehr- und genußreich Dank der sachkundigen Führung des Lahrer Bezirkspflegers der Kunst- und Alterthumsdenkmäler, unseres Mitgliedes Alfred Siefert, welcher eine Ausstellung der Aufnahmen der unter seiner Leitung vollzogenen Wiederherstellung der Hohengeroldseck veranstaltete.

Auch über den Verlauf der im September 1901 in Freiburg abgehaltenen Generalversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine sei noch erwähnt, daß unser Verein schon in dem vorbereitenden Ortsauschuß mehrfach vertreten war, unser Mitglied Prof. Dr. Wibel im Auftrage des Ortsauschusses die Gäste beim Empfangsabende begrüßte, unser Schriftleiter, Prof. Dr. Dieffenbacher, in einer der öffentlichen Versammlungen einen Vortrag über „Die Bedeutung Grimmlshausen's für die badische Volkskunde“ hielt und die erhebliche Anzahl von 100 Mitgliedern an der Generalversammlung theilnahm. —

Im Verlaufe des Berichtsjahres hatte sich der Verein namhafter Zuwendungen zu erfreuen. So ist uns auf Beschluß der Landstände von Großh. Ministerium der Justiz, des Kultus und Unterrichtes der jährliche Betrag von 1000 Mark zugegangen; auch die Stadtverwaltung hat uns mit dem Jahresbetrage von 300 Mark bedacht und für die Herstellung der Festgabe anläßlich der Generalversammlung des Gesamtvereines wurde uns abermals vom oben genannten Ministerium eine Beihilfe von 200 Mark zu Theil. Der Verein spricht für diese reichen Zuwendungen seinen besten Dank aus und freut sich, dadurch in die Lage gekommen zu sein, seine Veröffentlichung „Schauin's Land“ reichhaltiger gestalten zu können.

Es erübrigt noch, in Kürze des inneren Vereinslebens Erwähnung zu thun. In den engeren Kreis der ordentlichen Mitglieder wurden nach § 8 der Satzungen Konservator Dr. S. Schweizer und Architekt Math. Stammnitz gewählt, während Buchhändler Schugt wegen Wegzug aus diesem Kreise ausschied.

Zum Schlusse wünschen wir dem Schauinslandverein kräftiges Weiterblühen gemäß seines Wahlspruches:

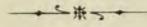
Mit Stift und Schrift,  
In Bild und Wort,  
So fort und fort  
Aus frischer Brust,  
Zu eig'ner Luft,  
Zu des Volkes Lehr',  
Zu der Heimath Ehr'! (Geres.)

Freiburg i. Br., 15. November 1901.

Der Vorstand.

# Mitglieder-Verzeichniss

vom 1. Dezember 1901.



Ihre Königliche Hoheit die Frau Grossherzogin Luise von Baden.

## a) Hiesige Mitglieder.

(\*) bezeichnet die nach § 11 der Satzungen zur Mitarbeit verpflichteten Mitglieder.

Aicham Wilhelm, Oberingenieur.  
Albert P., Dr., Stadtarchivar. (\*)  
v. Althaus, Freiherr, Legationsrath.  
Armbruster E., Oberamtsrichter.  
Armbruster Rob., Korrektor.  
  
Bäumler Chr., Dr. Geh. Hofrath und  
Universitäts-Professor.  
Baumann Sig., Dr.  
Bannwarth Karl, Kaufmann.  
Barth Ludw., Dr., Forstassessor.  
Bauer Karl, Architekt. (\*)  
Baumgarten Friedr., Dr., Professor. (\*)  
Bausch Otto, Rechtsanwalt.  
Behrle Otto, Kaufmann.  
Beierle Albert, Blechnermeister.  
Bennetz Wilh., Kaufmann.  
Beyerle C., Dr., Univ.-Professor.  
Biehler Heinrich, Hofmetzger.  
Biehler Rudolf, Kaufmann.  
Biehler Otto, Dr.  
Bihler Ludwig, Waisenrichter (\*)  
Birk Mathias, Landgerichtsrath.  
Birkenmeier J. B., Bankprokurist.  
Bloch, Dr., Univ.-Professor.  
Bodenmüller Alb., Kaufmann.  
Bolza Moritz, Rentner Wittve.  
Brenzinger Julius, Fabrikant.  
Brombach Franz, Ingenieur.  
Brunner Jos., Friseur.  
Bühr Ludwig, Expeditions-Assistent.  
Buisson August, Hauptmann a. D.  
Buisson Eugen, Bankier.  
Bulster Julius, Domänenrath.  
  
Cnefelius W., Privat.  
Clarke Pauline, Wittve.  
v. Clossmann Jul., Senatspräsident a. D.  
Cohn Jon., Dr., Univ.-Professor.  
  
Deimling Wilh., Dr., Generalarzt.  
Dettinger Georg, Malermeister.  
Dieffenbacher J., Dr., Professor. (\*)  
Dietler Adolf, Hofmöbelfabrikant.  
Dietlicher H., Kunsthändler.  
Dietrich Ignaz, Oberküfer.  
Dilger Josef, Buchdruckereibesitzer.  
Dischler Hermann, Kunstmaler.  
Döll K., Postdirektor.  
Dorn Hugo, Apotheker.  
Doster H., Posamentier.  
Dränle Alex., Schreinermeister.  
Dreher Th., Dr., Domkapitular.

Eckert H., Sekretär d. Handwerkskammer.  
Eckstein Heinr., Fabrikant.  
Edinger Ludw., Dr., pract. Arzt.  
Eisele Fried., Geh. Hofrath und Univ.-  
Professor.  
Endres, Dekorationsmaler.  
Enge Max, Kaufmann.  
Erb Karl, Architekt.  
Ergelett-Wenk, Kaufmann.  
  
Fabricius E., Dr., Univ.-Professor.  
Fauler Alfred, Fabrikant.  
Feederle Hubert, Rechtsanwalt.  
Fehrenbach Konstantin, Rechtsanwalt  
und Stadtrath.  
Feuerstein Jac., Gewerbelehrer.  
Ficke Hugo, Rentner und Stadtrath.  
Fieser Emil, städt. Oberförster.  
Finck Karl, Kaufmann.  
Finke H., Dr., Univ.-Professor.  
Fischer Christ., Holzhändler.  
Fischer Jos., Fabrikant.  
Fischer Rudolf, Fabrikant.  
Fischer Wilhelm, Kaufmann.  
Flamm H., cand. jur.  
Fössler Adolf, Hauptmann a. D.  
Frittschi Alfred, Medizinalrath.  
Frittschi Eugen, Dr., Rechtsanwalt.  
Fritz J., Vorstand der Mädchen-Bürger-  
schule.  
Fromherz Gustav, Rechtsanwalt.  
Fuchs Ludwig, Kaufmann.  
  
v. Gagg Karl, Kaufmann. (\*)  
Gallion Heinr., Steuerkontrolleur.  
Ganter Anton, Dekorationsmaler.  
Ganter Loujs, Bierbrauereidirektor.  
Geiges Oskar, Architekt. (\*)  
Geis Lukas, Architekt.  
Gentner Joh., Architekt.  
Gerteis Franz, Architekt und Stadtrath.  
Gewerbeverein.  
Gieringer Karl, Generalagent.  
Gillardone Franz, Architekt.  
v. Gleichenstein, Frhr. Viktor, Major We.  
Glockner Herm., Hutfabrikant u. Stadtrath.  
Glockner Karl, Kaufmann.  
Gödecke Ferd., Musiklehrer. (\*)  
Görger Oskar, Dr., Privat.  
Graf Jos., Baupraktikant.  
Gramm Jos., stud., phil.  
Greiner Friedr., Zeichenlehrer am Gym-  
nasium.

Grosbernd L., Tapetenhandlung.  
Gruber A., Dr., Univ.-Prof. und Stadtrath.  
  
Häberle Max, Glasmaler. (\*)  
Häffner Heinrich, Kaufmann.  
Hättich, Josef, Hutmacher.  
Hansjakob Heinrich, Dr., Stadtpfarrer.  
Harmoniegesellschaft.  
Harms Ernst, Buchhändler.  
Hartmann Richard, Konzertmeister.  
Hase Fritz, Hofphotograph.  
Hassler Herm., Fabrikant.  
Hauck H., zur Gambrinushalle.  
Haug Albert, Hauptamtsverwalter.  
Hauser Alphons, Kaufmann.  
Hauser August, Dentist.  
Hegnner Bernhard, Architekt.  
Heim Oskar, Wittve, zum Schwimmbad.  
Heitzler Julius, Bierbrauer.  
Hemler Emil, Dekorationsmaler.  
v. Hennin, Graf Konstant., Rittmeister a. D.  
Herder Herm., Buchhändler u. Stadtrath.  
Hermann Ludwig, Goldschmied.  
Hermann Wilh., Kaufmann. (\*)  
Hess H., Oberpostassistent.  
Hieber Fritz, Dr., Fabrikant.  
Hinsche Paul, Kaufmann.  
Höcker Heinrich, Professor.  
Hoff Adolf, Tapezier.  
Hoffmann Otto, Architekt.  
Hofschneider Ad., Kaufmann.  
Holz Albert, Kaufmann.  
Hornung Joh. Bapt., cand. phil.  
Huber Karl, Kaufmann.  
Hüetlin Ernst, Dr., Chemiker.  
Hülsmann Karl, Kaufmann.  
Hummel Alfons, Fabrikant.  
Hutter Franz Josef, Buchhändler Wittve.  
  
Jacobi Karl, Kaufmann.  
Jäger Ludwig, Fabrikant.  
Jacobsen Friedrich, Architekt.  
Jantzen Heinrich, Maler.  
Jedele Eug., Buchhändler.  
Illner Franz, Theatermeister.  
Intlekofer Aug., Registratur-Assistent.  
Jörgger W., Goldarbeiter.  
Isele Franz Xaver, Kaufmann.  
Jung Engelbert, Stadtpfarrer.  
Jung Philipp., Hofschlosser und Elektro-  
techniker.  
Jutz Emil, Kaufmann.

Kammerer Gg., jg., Privat.  
Kapferer Franz, Bankier.  
Kapferer Heinrich, Bankier.  
Keller Ernst, Fabrikant.  
Kempf Friedrich, Architekt. (\*)  
Killius Wilh., Forstassessor.  
Kirch Aug. Heinr., Kaufmann.  
Klotz A., Hauptlehrer.  
Knecht Fr. J., Dr., Weihbischof und Domdekan.  
Knosp Eug., Malermeister.  
Koch Emil, Kaufmann.  
Koch Maidi.  
Köbele Jos. Ant., Kaufmann.  
Kölble Ferd., Beurbarungsverwalter. (\*)  
Kölblin Ernst, Wurster.  
Kötting Heinrich, Kaufmann.  
Kohlhepp Franz, Professor.  
Kopf Ferdinand, Rechtsanwalt.  
Koster Karl, Kaufmann.  
Kraus F. Xaver, Dr., Geh. Hofrath und Universitäts-Professor.  
Kraus Konst., Obertelegraph-Controleur.  
Krauss Dominik, Ofenfabrikant.  
Krebs Adolf, Bankier.  
Krebs Eugen, Dr., Bankier.  
Krems Alois, Cementwaarenfabrikant.  
Kreutzer Emil, Erzbischöfl. Justiziar und Officialratsrath.  
Kübler Karl, Privat. (\*)  
Kühn Josef, Kunstmaler. (\*)  
Kuenz Paul, Buchbinder.  
**L**äuger Otto, Kaufmann.  
Leber Ezechiel, Schriftsetzer.  
Lederle Frz. Josef, Kunstmaler und Zeichenlehrer. (\*)  
Lederle Wilh., Mechaniker.  
Leger Pauline, Hauptmanns-Wittve.  
Lehrerbibliothek der Höheren Töchter-  
schule.  
Lehrer-Leseverein.  
Lembke Rudolf, Architekt. (\*)  
Leonhard Frdr., Dr., Professor. (\*)  
Leuthner J. B., Bauaufseher.  
Lichtenberg Karl, Kaufmann.  
v. Litschgi Emil, Notar.  
Locherer Ernst, Dr., prakt. Arzt.  
Lodholz Friedrich, Juwelier.  
Lorenz Paul, Buchhändler.  
Lurk Karl, Architekt.  
**M**aier Franz Jul., Kaufmann.  
Marbe Alfred, Privat Wittve.  
Marbe Josef, Färber.  
Marbe Ludwig, Rechtsanwalt.  
Mayer H., Dr., Professor. (\*)  
Mayer Rud., Rechtspraktikant.  
Mayer Karl, Superior.  
Mayer Max, Kunsthändler.  
Mayer-Seramin Heinrich, Privat.  
Meckel Max, Baudirektor.  
Meister Franz, Redakteur.  
Merzweiler Albert, Glasmaler. (\*)  
Meyer Fr. Chr., Dekorationsmaler.  
Meyer Friedrich, Steinhandlung.

Meyer Maria, Dr. Wittve Privat.  
Mez Hans, Fabrikant.  
Mez Julius, Bankier u. Kommerzienrath.  
Montfort Fritz, Kaufmann.  
Müller Ambros, Maler.  
Müller Franz, Geh. Reg.-Rath a. D.  
Müller Heinrich, Redakteur.  
Münchbach, Rechnungsrath.  
Museums-gesellschaft.  
Muth Alb., Geh. Reg.-Rath.  
Mutz Alb., Friseur.

v. Neveu Franz, Freiherr.  
Nöldeke Oskar, Kaufmann.

**P**anzer Fr., Dr., Univ.-Professor.  
Pflüger Hermann, Weinhändler.  
Plankl Anton, Kaufmann.  
Platenius W. A., Rentner.  
Pleiner Anton, Hauptlehrer.  
Ploch Friedrich, Architekt.  
Poppen Eduard, Buchdruckereibesitzer.  
Prinz, Generalarzt a. D.  
Pyhrr Emil, Weinhändler.

**R**ebmann Edm., Direktor.  
Reichenstein Josef, Vergolder.  
Reiher Martin, Architekt.  
v. Reuss Victor, Dr.  
Risler E., Dr., Fabrikant.  
Ritter, Gymnasiums-Professor.  
v. Rohland Wald., Dr., Univ.-Professor.  
Romer A., Kunstgeigenbauer.  
Roth Herm., Privat.  
Rothweiler Julius, Papierhandlung.  
Ruch Friedr., Kaufmann.  
Ruckmich Karl, Rechtsanwalt.  
Ruef Julius, Kaufmann.  
Ruf Konrad, Hofphotograph. (\*)  
Ruf Th., Hofphotograph.  
Ruh Josef, Architekt.  
Rumöller Clemens, Kaufmann.

**S**auer Adolf, Kaufmann.  
Sauer Josef, Dr., Priester.  
Schäfer Karl, Uhrmacher.  
Scherer Friedr., Möbelfabr. Wwe.  
Schermer, Dr., prakt. Arzt.  
Schick, Dr., prakt. Arzt.  
Schilling Karl Friedr., Kunstmaler.  
Schilling Rich., Zeichner.  
Schinzingler Albert, Dr., Hofrath und  
Universitäts-Professor.  
Schlager Jos., Stiftungsverwalter.  
Schleicher Ernst, Postsekretär.  
Schmid K., Kaufmann.  
Schmidt Friedrich Leo, Privat.  
Schmidt Januarius, Bildhauer.  
Schmidt Leonhard, Blechner.  
Schmidt Rudolf, Architekt.  
Schnarrenberger Ed., Hauptlehrer. (\*)  
Schneider Friedrich, Maler.  
Schneider Otto, Architekt.  
Schober Ferd., geistl. Rath. und Dom-  
pfarrer. (\*)

Schofer Jos., Repetitor.  
Schott A., Rektor der Gewerbeschule.  
Schottelius Max, Dr., Univ.-Professor.  
Schultis Josef, Kunstmaler.  
Schuster Karl, Kunstmaler.  
Schuster Ed., Inspektor a. D.  
Schwab Julius, Dr., Univers.-Bibliothekar.  
Schwarzwaldverein.  
Schweiss Alfred, Kaufmann.  
Schweizer Alois, Kaufmann.  
Schweizer, Dr., Conservator. (\*)  
Seldner H., Generalmajor z. D.  
Seybel Karl, Rechtsanwalt.  
Sickinger Th., Gewerbelehrer.  
Sieber A., Graveur.  
Siebold Josef, Bildhauer.  
Sommer Friedr., Gasthofsbesitzer.  
Specht Karl, Kaminfegermeister.  
Spiegelhalder, Dr. med., Zahnarzt.  
Stadler Ph., Zimmermeister.  
Stadtarchiv.  
Stammnitz Math., Architekt. (\*)  
Stapf Anton, Redakteur.  
Stebel Franz, Rechtsanwalt. (\*)  
v. Stengel, Freiherr Leopold, Bezirks-  
bauinspektor.  
Stigler J., Restaurateur.  
v. Stockhorne, Freiherr Otto, Landger-  
Rath und Kammerherr.  
Stockmann Max, Installateur.  
Sutter Karl, Dr., Univ.-Professor und  
Bezirkspfleger der Kunst- und Alter-  
thumsdenkmäler.

**T**hiry Friederike, Privat.  
Thoma F., Glasermeister.  
Thoma Rudolf, Stadtbaumeister.  
Thomas L., Dr., Univ.-Professor und  
Direktor der Poliklinik.  
Trautmann Theodor.  
Tschira Arnold, Kaufmann.

**U**niversitätsbibliothek Freiburg.

**V**ögele Josef, Privat und Stiftungsrath.  
Vogt Arthur.

**W**achter Mich., Hoflithograph. (\*)  
Wagner C. A., Buchdruckereibesitzer.  
Wagner Hubert, Stadtrath.  
Wagner Leonh., Schirmfabrik.  
Waibel Jos., Buchhändler.  
Walther Chr., Architekt und Stadtrath.  
Waltz, Dr., Landgerichtsrath.  
Walz A., Dr., Professor.  
Weber Xaver, Goldschmied.  
Welle Hermann, Kaufmann.  
Welte Berthold, Orchestronfabrikant und  
Stadtrath.  
Wenzel Paul, Buchbinder.  
Werber Karl, Major z. D.  
Werle Albin, Privat.  
Wibel Ferdinand, Dr., Professor. (\*)  
Winterer Otto, Dr., Oberbürgermeister.  
Würth Ed., Privat.  
Wunderle, Stadtschreiber.

Zahn, Dr., prakt. Arzt.  
Ziegler B., Dr., Kreisschulrath. (\*)  
Ziegler Fritz, Modelleur. (\*)

Zipp August, Dr., prakt. Arzt.  
Zopf, Schreinermeister.

Zimmer Karl, Buchhändler.  
Zimmermann Fz., z. Hot. Victoria.

## b. Auswärtige Mitglieder.

Allgauer, Pfarrer in Kenzingen.  
Altbreisach, Leseverein.  
Amann, Oberstiftungsrath in Karlsruhe.  
v. Amira, Dr., Hofrath und Professor in München.  
Asal Jos., Kunstmaler in Karlsruhe.

Baden-Baden, Städt. Sammlungen.  
Bally Otto, Commerzienrath und Bezirks-  
pfleger der Kunst- und Alterthums-  
Denkmäler in Säckingen.  
Bauer Karl, Gymn.-Prof. in Heidelberg.  
Baumann Friedr., Bezirksbauinspektor  
in Aachen.  
Bayer Georg, Vorstand der Gr. Bau-  
inspektion in Waldshut.  
Beck Gustav in Waldkirch.  
Berlin, Königliche Bibliothek.  
Bichweiler, Architekt und Vorstand der  
Filiale der Landesgewerbebehörde in  
Furtwangen.  
Bloch, M., Fabrikant in Emmendingen.  
Bohnert A., Cooperator in Meersburg.  
Brotz Otto, Oberrechnungsr. in Karlsruhe.  
Breisach, Bibliothek der Höh. Bürger-  
schule.

Cron, Dr., Oberamtmann in Waldkirch.

Dirnfellner, Dr., Apotheker in Speyer.  
Donaueschingen, Fürstlich Fürsten-  
berg'sche Hofbibliothek.

Emmendingen, Bürger- und Gewerbe-  
verein.  
Emmendingen, Stadtgemeinde.  
Emmendingen, Leseverein.  
Ernst Karl, Dr., Apotheker in Haslach i. K.

Finner, Dr., Apotheker in Waldkirch.  
Fuchs, Pfarrer in Bleibach.

Gageur K., I. Staatsanwalt in Konstanz.  
Geiges Hermann, Kunstmüller in Ueber-  
lingen.  
Geisel G. A., Buchdruckereibesitzer in  
Staufen.  
Giessler Ferd., Pfarrer in Oberried.  
Glockner, Dr., Ministerialrath in Karls-  
ruhe.  
Graff H., Regierungsbaumeister in Karlsruhe.  
Grether, Dr. med., prakt. Arzt in Staufen.  
Grün Karl, Zahlmeister in Karlsruhe.  
Gustenhöfer, Pfarrer in Eschbach.

Haller Herm., Architekt in Cannstatt.  
Hasemann, Prof. und Bezirkspfleger der  
Kunst- und Alterthumsdenkmäler in  
Gutach.  
Heim Herm., Privat, Burg.

Hemberger Jakob, Oberbaurath in  
Karlsruhe.  
v. Hennin, Gräfin Albert in Hecklingen.  
v. Hermann Heinrich, Privat in Lindau  
am Bodensee.  
Heyne Moritz, Dr., Prof. in Göttingen.  
Hofmann Rudolf, Gr. Bezirksbauinspektor  
in Offenburg.  
v. Holzling, Oberstallmeister in Karlsruhe.  
Hugard Rudolf, in Staufen.

Isele R., Landgerichtsrath in Karlsruhe.

Jundt E. M., Apotheker in Durlach  
Jundt W., jun., Direktor in Emmendingen.

Karlsruhe, Grossh. Alterthumshalle.  
Karlsruhe, Grossh. Baudirektion.  
Karlsruhe, Grossh. Baugewerbeschule.  
Karlsruhe, Grossh. Hof- und Landes-  
bibliothek.

Karlsruhe, Grossh. Kunstgewerbeschule.  
Karlsruhe, Museumsgesellschaft.  
Kast Alfred, Dr., Professor und Direktor  
der med. Klinik an der Universität  
in Breslau.

Keller Max, Pfarrer in Oeflingen.  
Kenzingen, Lesegesellschaft.  
Keppler Paul, Dr., Bischof in Rottenburg.  
Kern Alfons, Stadtbaumeister in Pforzheim.  
Kolmar Els., Schongauer-Museum.  
Krafft Karl, Fabrikant in Schopfheim.  
Krafft Alf., Fabrikant und Bezirkspfleger  
der Kunst- und Alterthumsdenkmäler  
in St. Blasien.  
Kreuz, Sternenthurn, in Oberried.  
Krieger Egon, Hauptmann a. D. und  
Rittergutsbesitzer in Waldowke bei  
Zempelburg.  
Krömer Max, Arzt in Ratibor.  
Krum J., Gewerbelehrer in Rastatt.

Lahr, Jamm'sche Stadtbibliothek.  
Lahr, Sparkasse.  
Langenstein Bapt., prakt. Arzt in  
Zell i. W.  
Langer Otto, Privat und Bezirkspfleger  
der Kunst- und Alterthumsdenkmäler  
in Altbreisach.  
Lauck Karl, Landgerichtsdirektor in  
Waldshut.  
Lenzkirch, Leseverein Eintracht.  
Leo Hermann, Stadtpfarrer in Renchen.  
Leuckart Fr., Architekt in Wiesbaden.  
Löw, zur Krone in Kirchhofen.

Mayer Ed., Ingenieur und Bierbrauerei-  
besitzer in Riegel.  
Mayer Louis, Weinhändler in Kenzingen.

Metzger Hermann in Wien.  
Meyer Franz Sales, Architekt und Prof.  
in Karlsruhe.  
Mülhausen, Hist. Museum.  
Münzer August, Notar in Emmendingen.  
Murat, Dekan in Grunern.  
Mutschler Albert, Privat in Herbolzheim.

Pfefferle Wilh., Apotheker, Landtags-  
abgeordneter und Bezirkspfleger der  
Kunst- und Alterthumsdenkmäler in  
Endingen.  
Pforzheim, Städt. Archiv.

Reiner W., Brauereidirektor in Waldkirch.  
Reinhard, Dr., Domänendirektor in  
Karlsruhe.  
Riedmatt Gust., Oberförster in Kirch-  
zarten.  
Rimmele Anton, Pfarrer und Kämmerer  
in Bombach.  
Ringwald Karl in Emmendingen.  
Ritter K., Regierungsbaumeister in Karls-  
ruhe.  
Roder Chr., Dr., Professor in Ueberlingen.  
v. Rottberg, Freiherr in Bamlach.  
Rottler, Notar in Mosbach.  
Runk Herm., Direktor in Bautzen.

Sauerbeck Fr., Oberamtmann in Karls-  
ruhe.  
Schäfer Karl, Dr., am Kunstgewerbe-  
museum in Bremen.  
Schauenburg Moritz, in Lahr.  
Schinzinger, Dr., Arzt in Emmendingen.  
Schladerer Hermann, Posthalter in  
Staufen.  
Schmalholz H., Dekorationsmaler in  
Stuttgart.  
Schugt Jac., Buchhldr. in Godesberg a. Rh.  
Schultz Ernst, Kaufmann in Wachen-  
heim (Pfalz.)

Seminarbibliothek in St. Peter.  
Siefert Alfred, Bezirkspfleger der Kunst-  
und Alterthumsdenkmäler in Lahr.  
Siefert Rud., Postsekretär in Ehrenstetten.  
Siefert, Forstrath in Karlsruhe.  
Simmler Franz, Maler und Bildhauer in  
Offenburg.  
Söttl Friedr., Dr., Königl. Landgerichts-  
Präsident in Straubing.  
Solff K., Leutnant in Reinichendorf.  
Sonntag Ph., Fabrikant in Emmendingen.  
Spiegelhalter Oskar, Bezirkspfleger der  
Kunst- und Alterthumsdenkmäler in  
Lenzkirch.  
Steiger O., Pfarrer in Kirchhofen.  
Steinhäusler Ed. in Schopfheim.  
Stulz, Pfarrer in Nimburg.

Thiergarten F., Buchdrucker in Karlsruhe.  
Thoma Aug., Pfarrer in Buchenbach.  
Thoma Karl, Pfarrer in Beuggen.  
Thurneisen H. R., Fabrikant in Maul-  
burg i. W.  
Treble, engl. Pfarrer in Wiesbaden.  
Vetter Rich. jun., Dr., prakt. Arzt. in  
Waldkirch.

Vogelsang Wilh., Dr., Privatdocent in  
Amsterdam.  
Waag, Direktor der Kunstgewerbeschule  
in Pforzheim.  
Wacker Theodor, Geistl. Rath und Pfarrer  
in Zähringen.  
Wallau Heinrich Wilhelm, Rentner in  
Mainz.

Wetzel Max, Pfarrer in Waldkirch.  
Wien, Kaiserl. und Königl. Hofbibliothek.  
Winkler Karl, Kaiserl. Baurath und  
Konservator in Kolmar.  
Winterhalter Cäsar in Strassburg i. E.  
Wissler, Rösslewirth a. d. Halde.  
Zeiler Wilh., Bankdirektor in Mannheim.

### Ehrenmitglieder.

Fritz Geiges, Professor in Freiburg. (\*)  
H. Maurer, Professor in Mannheim.  
H. Merkel, Oberamtsrichter in Offenburg.

Dr. Friedrich Schneider, Prälat und Domkapitular in Mainz.  
Dr. E. Wagner, Geh. Rath in Karlsruhe.  
Dr. F. von Wech, Geh. Rath in Karlsruhe.

### Vereinsleitung.

I. *Vorsitzender*: Franz Stebel, Anwalt. (\*)  
II. *Vorsitzender*: Ludwig Bihler, Waisenrichter. (\*)

*Säckelmeister*: Wilhelm Herrmann, Kaufmann. (\*)  
*Verwalter*: Rudolf Lembke, Architekt. (\*)

*Schriftführer*: Fritz Ziegler, Modelleur. (\*)

### Schriftleitung.

Dr. J. Dieffenbacher, Professor. (\*)

### Vereine und gelehrte Anstalten,

mit welchen der Verein in Schriftenaustausch steht.

1. Aachener Geschichtsverein in Aachen.
2. Historischer Verein für Mittelfranken in Ansbach.
3. Historischer Verein in Bamberg.
4. Historische Gesellschaft in Basel.
5. Verein des deutschen Herold, Berlin.
6. Centralblatt der Bauverwaltung, Berlin.
7. Die Denkmalpflege, Berlin.
8. Geschichtsforschende Gesellschaft der Schweiz in Bern.
9. Historischer Verein des Niederrheines in Bonn.
10. Vorarlberger Museumsverein in Bregenz.
11. Historische Gesellschaft des Künstlervereins in Bremen.
12. Hist.-antiquarische Gesellschaft Graubünden, Chur.
13. Hist. Verein des Grossherzogthums Hessen, Darmstadt.
14. Fürstl. Fürstenberg. Archiv in Donaueschingen.
15. Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar in  
Donaueschingen.
16. Düsseldorfer Geschichtsverein, Düsseldorf.
17. Verein für Gesch. und Alterthumskunde der Stadt Frankfurt.
18. Historischer Verein in Freiberg (Sachsen).
19. Verein für Geschichte des Bodensees in Friedrichshafen.
20. Historischer Verein in St. Gallen.
21. Oberhessischer Verein für Lokalgeschichte in Giessen.
22. Historischer Verein Glarus.
23. Historischer Verein für Steiermark, Graz.
24. Historisch-philosophischer Verein Heidelberg.
25. Historischer Verein Heilbronn.
26. Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum in Innsbruck.
27. Gr. Bad. Historische Kommission in Karlsruhe.
28. Allgäuer Alterthumsverein in Kempten.
29. Kärnthner Geschichtsverein, Klagenfurt.
30. Historischer Verein der 5 Orte, Luzern.
31. Alterthumsverein in Mannheim.
32. Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde, Metz.
33. Alterthumsverein in München.
34. Historischer Verein von Oberbayern, München.
35. Königl. Bayr. Akademie der Wissenschaften in München.
36. Historischer Verein Neuburg.
37. Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg.
38. Verein für Geschichte der Stadt Nürnberg.
39. Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen, Prag.
40. Diöcesanarchiv von Schwaben, Ravensburg.
41. Benediktiner- und Cistercienserorden Raigern.
42. Historischer Verein für Oberpfalz, Regensburg.
43. Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg.
44. Historisch-antiquarischer Verein, Schaffhausen.
45. Bosnisches Landesmuseum in Serajewo.
46. Verein für Geschichte und Alterthumskunde für Hohenzollern,  
Sigmaringen.
47. Gesellschaft für pommersche Geschichte und Alterthumskunde,  
Stettin.
48. Hist. lit. Zweigverein des Vogesenklubs, Strassburg.
49. Gesellschaft für Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler des  
Elsasses, Strassburg.
50. Kgl. Württ. Archivdirektion, Stuttgart.
51. Königl. Württ. Historisches Landesamt, Stuttgart.
52. Stuttgarter Alterthumsverein, Stuttgart.
53. Württ. Schwarzwaldverein, Stuttgart.
54. Kaiser Franz Josef-Museum, Troppau.
55. Schwäbischer Albverein, Tübingen.
56. Verein für Kunst und Alterthum in Ulm und Oberschwaben.
57. Hist. Verein des Kantons Thurgau, Weinfelden.
58. Deutsch-Oesterreichischer Alpenverein, Wien.
59. K. K. Heraldische Gesellschaft „Adler“, Wien.
60. Alterthumsverein in Worms.
61. Historischer Verein Unterfranken, Würzburg.
62. Antiquarische Gesellschaft für vaterländische Alterthümer,  
Zürich.
63. Schweizerisches Landesmuseum, Zürich.



Rose der Westwand des nördlichen Seitenschiffes

Stiftung der Müller.

Zu F. Geiges, Der alte Fensterschmuck des Freiburger Münsters, I. Theil.



Vom Fenster der Schmiedezunft,  
im nördlichen Seitenschiff.

Der Preis für den Halbband beträgt bei Bezug durch den Verein 3 Mark, im Buchhandel 4 Mark.

Die Beitragsleistung erfolgt stets gegen Empfang einer Lieferung des Vereinsheftes (also zweimal im Jahre je 3 Mark). Nur bei auswärtigen Mitgliedern wird der Vereinsbeitrag von 6 Mark der Portoersparniß wegen bei Ausgabe des ersten Halbbandes durch Nachnahme eingezogen.

Den Schriftenaustausch besorgt der Verwalter des Vereins, an den wir alle Zusendungen zu richten bitten.

Wegen etwaiger Reclamationen wolle man sich ebendahin wenden.

Einbanddecken sind von der Buchbinderei H. Wuhmann, Karlsplatz 26, zu beziehen.

Der Verein kauft frühere Jahrgänge, insbesondere Jahrlauf 25, zurück; Angebote sind an den Verwalter des Vereins, Architekt R. Lembke, Eisenbahnstraße 39 dahier, zu richten.

Das Verzeichniß der Namen, Sachen und Abbildungen im I.—XXV. Jahrlauf der Zeitschrift Schauinsland (bearbeitet von L. Korth und H. Klenz) ist von dem Verwalter des Vereins zum Preise von 1,50 Mark zu beziehen.

Honorare für die Mitarbeiter:

- 1) Schriftsteller erhalten für den Bogen (8 Seiten) 24 Mark; nur Zeichnungen und Vignetten von  $\frac{1}{2}$  Seite Raum an und mehr werden in Abrechnung gebracht. Aufsätze bis zu  $\frac{1}{2}$  Bogen werden nach dem Satze von 30 Mark für den Bogen berechnet.
- 2) Zeichner erhalten für eine Seite Zeichnung (druckfertig) 10 Mark, für kleinere 5 Mark. Etwaige Reisekosten bei Herstellung einer Aufnahme oder Zeichnung werden vergütet.

Vereins-Leserunde. Die in Freiburg wohnenden Mitglieder, welche sich für die im Austausch mit anderen geschichtlichen Vereinen gewonnenen Schriften interessieren, können der Vereins-Leserunde (Beitrag 2 Mark jährlich) beitreten. Die Teilnehmer erhalten jeweils am 1. und 15. jeden Monats eine Mappe in's Haus gebracht, welche die im Austausch gewonnenen Schriften enthält. Anmeldungen zur Theilnahme an der Leserunde sind an den Vereinsverwalter, Herrn Architekt R. Lembke, Eisenbahnstraße Nr. 39, zu richten.

Bestimmungen für die Benützung der Bibliothek:

- 1) Die Benützung der Vereins-Bibliothek an Ort und Stelle (im Benützungszimmer des Stadtarchivs) ist jedem Einwohner hiesiger Stadt zu den üblichen Kanzleistunden von 9—12 und 3—6 Uhr gestattet.
- 2) Das Ausleihen der Bücher geschieht nur an Mitglieder des Vereins. Die Ausleihstunden sind Montag, Mittwoch und Freitag jeweils von 11—12 Uhr im Stadtarchiv, Thurmstraße 1 zu ebener Erde. Die gewünschten Bücher sind Tags zuvor durch Einwurf eines Zettels in den Briefkasten, Thurmstraße 1, zu bestellen.
- 3) Jedes entliehene Buch ist innerhalb 4 Wochen während der Ausleihstunden zurückzubringen. Wer ein Buch länger gebrauchen will, muß vor Ablauf der Ausleihfrist um Erneuerung derselben beim Bibliotheksbeamten während der Ausleihstunden nachsuchen. Andernfalls wird das Buch durch den Diener gegen eine Gebühr von 20 Pfg. abgeholt.

Zuschriften für die Schriftleitung sind an Prof. Dr. Julius Dieffenbacher, Hildastraße 64, zu richten.

